Panidcal

von

Rudolf Maria Holzapfel

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

HM
201
.H7
1923
vol. 2

Rudolf Maria Holzapfel

Paideal

Das Seelenleben und seine soziale Neugestaltung

Zweiter Teil

Neue, sehr veränderte und erweiterte Auflage

Verlegt bei Eugen Diederichs Jena

1923

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Copyright 1923 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Inhaltsverzeichnis

Bewertung 3

Billigung 33

Ruhm 51

Warnung 71

Befehl 89

Einfluß der Gruppen auf die Gewissensgestaltung 107

Zum Einfluß der Waffen und des Handwerks auf das Gewissen 121

Zum Drama der Entstehung individueller Gewissensinhalte . . 137

Zum fünften Akt des Dramas 144

Die Selbstheit 157

Mitgefühl 203

Gegengefühl 255

Vergangene und künftige Gewissensformen kulturhistorisch beleuchtet 277

Bewerfung

Des Menschen Seele gleicht einem Einsiedler, dessen stille Klause, der Körper mit den Fensterchen der Sinne, von den Wogen der Rassen, der Völker und Menschheitsgeschlechter umbrandet wird.

Wo sie hinschaut, lauern ihr tausend Gefahren auf, sieht sie zahllose Hände in Neid und Gier nach ihrem heiligsten Eigentum greifen, sieht sie eine Hölle teuflischer Triebe, welche Mord und Krieg um sich verbreiten und die zarten Blüten der Liebe, der Seligkeit und Verzückung mit Drachentatzen bedrohen. In ihrer kindlichen Angst, in ihrer einsamen Not späht sie nach Hilfe aus, nach Seelen, die ihren Schrei vernehmen, nach Armen, die Stütze gewähren, nach Augen, in welchen Teilnahme leuchtet.

Da gewahrt sie im Gewühl wettstreitender Kämpfer, oder in dunklem Gewinkel der Städte und auf dem Kehricht weltverlassener Weiler gepeinigte Wesen, welche von ähnlicher Not getrieben, von ähnlichen Finsternissen geängstigt in Fernen und Himmel schauen, einen Schimmer von Licht und Verständnis ersehnend. Und eine Ahnung erfaßt den Klausner, daß ihm hier Hilfe werden soll, hier, wo er sie den andern bringt.

Sie haben sich gefunden nnd einer sagt dem andern von seinen ereignisreichen Irrfahrten, von seinen Kämpfen mit Schlangen und Drachen und der endlosen Mauer der Einsamkeit. Was sich im Laufe der traurigen Jahre an Leid und Freude, an Sehnsucht und Hoffnung in der innersten Seele gesammelt hat, durchbricht jetzt in leidenschaftlichem Erguß die Schranken des Schweigens. Und sie fühlen, wie ihre Kräfte aus diesem

---

Es sei hier ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Ausführungen dieses Teiles nur im engen, organischen Zusammenhang mit der Psychologie des Gewissens im I. Teil verständlich sind und gelesen werden sollen.

Es wird deshalb im I. Teil stets an den betreffenden Stellen auf die bezüglichen Abhandlungen in diesem Teil verwiesen.

Verkehr und wechselseitiger Mitteilung beruhigt und gestärkt hervorgehen und von Tag zu Tag wächst in ihrem Gemüt der Wunsch nach Fortdauer dieses Quells der Erneuerung. Noch umschleicht sie dräuendes Ungetüm, noch drohen Fährnis und Qual, noch umschließt sie die Mauer der Einsamkeit; aber so mutterseelenallein sind sie nicht mehr, sie bezwingen das Leben gemeinsam.

Bald sehen sie, daß die wechselseitige Mitteilung es ihnen ermöglicht, auch die Gefahr zu verstehen, die man nicht selbst erlebt, und die eigene besser zu erfassen. Sie lernen verstehen, wie die Mitteilung durch Ergänzung der persönlichen Erfahrung die Gefahren vermindert. Indem sie Mittel an die Hand gibt, allein und gemeinsam gegen den Feind erfolgreich vorzugehen, erhöht sie die Kräfte des Einzelnen und der Gemeinschaft, die Sicherheit ihrer Erhaltung und den Schutz ihres Seelenreichtums.

So festigt sich die süße Gewohnheit der Mitteilung durch den begünstigenden Antrieb der Leidenschaft, durch das Verlangen nach Verständnis, Teilnahme und Hilfe, durch die liebevolle Bereitschaft auch anderen von seinem Reichtum zu schenken, durch die Erfahrung von der Erhöhung der Sicherheit im Hinblick auf Körper und Seele, Erhaltung und Vervollkommnung. —

Aber die harmonische Eintracht wird durch feindliche Mächte getrübt und oft auch gewaltsam zerrissen.

Sie kriechen und schleichen heran, sie klopfen an deine Pforten, wissen wollen sie, was du denkst und fühlst und was du für Absichten hegst. Sie drohen mit Strafe und Pein, falls du nicht nachgibst, versprechen Belohnung und Lust, wenn du gehorchst. So erzwingen sie mit Überredung und Gewalt, was du Freunden so freigebig gewährst: die Mitteilung in Wort und Gebärde.

Aber nicht selten verwandelt sich das Schreckhafte und Bedrohliche, das Ungetüm und der Drache in eine wohlwollende, schützende Macht, welche nur durch Zwang und feindlichen Ausdruck Rettung zu bringen vermochte.

Auf diesen Wegen und Stegen lernst du, einsamer Klausner, den Mitmenschen und dir selbst zu sagen, was die Dinge, die deinen Körper umgeben, die deinen Geist bestimmen, für dein Leben bedeuten und was fürs Leben der andern. Mitteilen lernst du, was Menschen und Tiere,

Gestein und Pflanze, Himmel und Erde in deinem Innern erzeugen, welche Freuden und Leiden, welche Kräfte und Schwächen, welche Schäden und Hemmungen, Reichtümer des Gefühls, der Phantasie, des Schaffens.

Freiwillig oder aus Zwang, mit Leidenschaft oder Ruhe, aus Überfülle der Empfindung oder aus Furcht und Not, aus Liebe oder Haß, um zu helfen oder zu schaden, sagst du, was dir die Dinge wert sind.

Trittst du in deinen Garten, siehst einen Kirschbaum in Blüte stehen, einen seltsamen Strauch seine Ästlein winden, dann verlangt es dich wohl nach einer Seele, ihr die Lust an dem Anblick oder die Freude über neu entdeckte Linien und Farben kundzutun, die Erweiterung der Beobachtung und Kenntnisse der malerischen oder dichterischen Gestaltungskraft durch Mitteilung zu übermitteln.

Bist du nur ein stiller Naturfreund, aber kein Forscher oder Künstler, dann wirst du gewöhnlich der bloßen Freude Ausdruck geben, die dir Formen und Düfte gewähren, als Bauer wirst du auf den praktischen Nutzen hinweisen, als Dichter den Gewinn für das poetische Empfinden und Träumen hervorheben, als Maler, Bildhauer, Baumeister die Förderung des Sinnes für Formen und Raumverhältnisse, als Heiliger und Apostel für die Vervollkommnung des religiösen Gefühls.

Der Sinn eines nüchternen, poesiebaren Mannes geht zumeist auf die nackte Erhaltung des Lebens oder ist auf Erwerbung roher oder raffinierter Genüsse gerichtet, während das lebensübersprudelnde Empfinden eines phantasievollen und tiefinnerlichen Menschen sich der harmonischen Bereicherung, der Vervollkommnung seines Gefühls und geistigen Schaffens zuwendet.

Der Nüchterne spricht also vornehmlich von Freuden des ökonomischen Erwerbes, vom Nutzen, den die Dinge für das Gedeihen der Gesundheit haben oder von den sinnlichen Empfindungen, die von Natur und Mensch geweckt werden. Der Religiöse äußert sich am liebsten über Gefühle, welche ihm vom Weltall und von Bildern höchster Vollendung eingeflößt werden, oder über die seelischen Stufen, welche zum Gipfel menschlicher Vervollkommnung und Heiligkeit führen.

So wird ein jeglicher Mensch durch diejenigen Vorgänge, die seiner Anlage und Entwicklung am meisten entgegenkommen oder diese be-

drohen und hemmen, am häufigsten und stärksten zur leidenschaftlichen oder gefühlvollen Äußerung veranlaßt.

Führt ein Mensch eine Wandlung der Lebenserhaltung, der sinnlichen Empfindung, des Gefühls oder einer Bereicherung des Seelenschatzes sich oder andern vor Augen, um im Hinblick darauf die Leistungsfähigkeit eines sie hervorbringenden Gegenstandes zu kennzeichnen, so entsteht eine wertende Mitteilung.

Der Mensch sagt dann etwa zum Nachbar oder zu sich selbst: dieses Haus ist der Gesundheit förderlich, es hat Eigenschaften, wie Trockenheit, Wärme, Südlicht, welche mein und anderes Leben gesund erhalten und dessen Dauer verlängern. Er sagt auch gelegentlich kurz, dieses Haus ist gut für mich und auch für andere.

So bewertet er ein Haus in bezug auf dessen lebenserhaltende Eigenschaften.

Manchmal aber äußert er: dieses Haus erweckt mein Wohlgefallen, es hat ein Dach, eine Gestalt und Farbe, die mich mit Freude erfüllen. Das Haus ist schön. In diesem Fall bewertet er es hinsichtlich seiner Eigenschaften, Lustgefühle zu wecken.

Teilt er ein anderes Mal mit, das Haus hätte durch die Anlehnung seiner Bauart an treffliche Muster seinen künstlerischen Geschmack geläutert und ihn auf neue Gedanken geführt, oder kurz: das Haus vervollkommnet, es bereichert die Seele — so bewertet er es im Hinblick auf dessen Fähigkeit, die Arbeit des Geistes in einer oder mehreren Richtungen zu entwickeln.

Die Wertung kann die Kraftgefühle erhöhen oder vermindern, indem man die Bedrohungen seitens der Umgebung sich oder andern vor Augen führt und solcherweise Suchen und Finden der Schutzmittel ermöglicht. Die Krafterhöhung tritt aber auch zufolge der Veranschaulichung der Lebensförderung ein. Als affektiver Verkehr ist die Bewertung zu bewegter Expansion geneigt und steigert die Kraftgefühle auch durch Auslösung leidenschaftlicher Bewegung.

Je nach Entwicklungsstufe und Sachlage kann in einer Wertung die sinnliche oder die geistige Leidenschaft vorherrschen.

Die stark sinnlich affektive kann den Bewertenden leicht in Erregung und heftige Leidenschaft versetzen, sein ganzes Seelenleben aufwühlen. Übergeht dann die Wertung zu stark entsinnlichter, geistiger Ausdrucksbewegung, so vermag sie auch den andern schneller zu beruhigen, ihn zu erwünschter Sammlung zu führen. Je harmonischer sich die sinnliche mit der geistigen Leidenschaft der Wertung, die Intensität ihrer körperlichen Bewegung mit der Intensität ihres Gefühls verbinden, desto mächtiger können sie ins fremde Tiefbewußtsein dringen, desto intensiveren Eindruck im sozialen Gegenglied hervorrufen, und um so kräftigere Spuren in seinem Charakter hinterlassen.

Je nachdem in der wertenden Mitteilung der logische Vorgang des Urteilens, Erschließens, Folgerns oder im Gegensatz hierzu die Farbe der Leidenschaft und der Intensität vorherrscht, wird die Bezeichnung „Wertbeurteilung" oder „Wertschätzung" angewandt. Beide Arten nenne ich „Wertung".

Das Leben der andern, das fremde, kann nur erschlossen werden. Es ist sogar in den meisten Fällen unserer Wahrnehmung und unserem Verständnis entzogen.

Daher neigt das Hervorheben der Bedeutung eines Vorgangs für das mitmenschliche Leben oft mehr zur „Wertbeurteilung" als zur „Wertschätzung". Die verwickelten Erwägungen und Schwankungen in der Beurteilung eines seelischen Ausdrucks erschweren eben die Bildung einer schnellen und sicheren Wertung und hemmen deren Affektkraft. Aber nicht selten ist einem das Wesen des eigenen Lebens noch verschlossener als das eines fremden Geistes. Und so jäh sich triebhafte oder alltägliche Wünsche des eigenen Wollens mit größter Deutlichkeit zu leidenschaftlichem Wertausdruck vordrängen, erstarren viele unserer geistigsten Strebungen auf halbem Wege, weil wir sie selbst nicht verstehen.

Wie unbewußt das Sehnen nach Höchstem und Heiligstem im Menschen leben kann, offenbart das Leben vieler Verirrter und Suchender, die nach bloßer Zerstörung und Vernichtung trachten, während ihr Gemüt wie der wegmüde Pilger in einer Wüste verdurstet. An Dingen, die ihrem verborgenen Verlangen Erfüllung, ihrem gefesselten Dasein Erlösung gewähren könnten, gehen sie achtlos vorbei, während sie nach nichtigem Tand mit Gier und Leidenschaft greifen.

Der zu bewertende Gegenstand steht zum Wertenden im Verhältnis der Wechselwirkung und bildet einen Antrieb zur Nachahmung. Ist es der sinnliche Reiz, die Farbe, das Licht, der Duft, der Klang, die hervorgehoben werden, so muß zwar die Wertung entsprechende, davon erborgte Sinnesstimmungen tragen, kann aber gleichwohl von intensiven Gefühlen der Teilnahme, des Mitleids, der Mitfreude getragen werden. Das Mitgefühl, welches der Versenkung des Wertenden in das Verkehrsglied entquillt, dem die Werte mitgeteilt werden, kann sogar durch die sinnlichen Eigenschaften des bewerteten Gegenstandes um neue Gefühle vermehrt und erweitert werden. Welche Erlebnisse der Andacht, der Erhebung, Erneuerung vermag schon die sanfte Glut eines zarten Blütenkelches zu wecken. Um wieviel mehr das beseelte Licht der Augen! Man kann daraus ersehen, daß die Wertung überhaupt und insbesondere die Empfindungsbewertung nur einen sehr winzigen Bruchteil der wirklichen Erlebnisse kundgibt, die als Arbeitsergebnis des bewerteten Dinges gelten müssen. „Wie entzückt mich das Weiß der Lilie." „Wie wundervoll glüht die rote Anemone!" „Wie berauschend das Goldlicht seines Auges!" Solche wertende Rufe heben zwar die sinnliche Lustwirkung hervor und sind insofern Empfindungswertungen, aber schon die vielen begleitenden Gefühlsschwingungen des physiognomischen Ausdrucks deuten darauf hin, daß es nicht um eine unbedingt gefühlsfreie Sinnlichkeit zu tun ist, die in Wirklichkeit nur als abgezogener Begriff vorkommen kann.

Ähnlich verhält es sich mit Wertungen im Hinblick auf Gefühle, mit den Gefühlswertungen.

Das Gefühl, und sei es noch so entsinnlicht und geistig, tritt stets in Begleitung von sinnlichen Empfindungen und Stimmungen auf. Selbst Züge der Heiligkeit, der gestaltenden Phantasie und des gedanklichen Tiefsinns können sinnliche Lustempfindungen erregen, sofern sie sich in den Farben, Linien, Stimmen und Bewegungen des Antlitzes und der Gebärde äußern. Manche pseudomystischen Ergüsse des Mittelalters verraten oft eine geradezu krasse Sinnesbewertung in bezug auf Gott und auf Jesus, „den himmlischen Bräutigam".

Wie es gefühlvolle Empfindungswertungen gibt, so kommen auch sinnliche Gefühlsbewertungen vor. Aber auch die geistigsten können nicht aller sinnlichen Farbe bar sein.

Welch verfeinerte Sinnesempfindung atmen die schönsten Psalmen der Bibel, der Sonnengesang Amenophis IV., manche lateinischen Gesänge des Mittelalters, der lobwertende Sonnenhymnus des heiligen Franziskus, das Paradies von Dante Alighieri.

Bezieht sich die Wertung auf Bereicherung der Seele, somit auf Vermehrung der sinnlichen oder geistigen Arbeitsfähigkeit, so kann sie gleichfalls in beiden Fällen gefühlvoll oder sinnlich gestimmt sein, sie kann zur sinnlichen oder geistigen Vervollkommnungswertung werden.

Die Entfaltung rein technischer Gaben eines Malers, Musikers, Bildhauers kann ebenso zum geistigsten Lob hinreißen wie deren religiöse und ethische Entwicklung. Sofern diese künstlerisch nur durch Vermittlung eines sinnlich erfaßbaren Stoffes zum Ausdruck kommt, vermag sie intensiv sinnliche Lobesausbrüche hervorzurufen. Wen entzücken nicht die Melodien Sebastian Bachs, oder die Farben und Linien eines Lionardo, das Zwielicht eines Rembrandt, auch abgesehen vom tief religiösen Inhalt, der sich in ihnen offenbart. Sofern sich die Bewertung auf akustische Vorgänge, wie Gespräche, laute Äußerung, Musik, Gesang oder Töne der Natur bezieht, kann sie viel eindringlicher und suggestiver werden, wenn sie selbst sich mehr in physiognomischen Änderungen des Ausdrucks und der Gebärden, als in Worten und Lauten kundgibt. Umgekehrt verhält es sich, wo es um Bewertung mehr sichtbarer denn hörbarer Vorgänge zu tun ist. Durch den Gegensatz der Sinnesbetätigung gewinnt so die Bewertung an Kraft der Abhebung vom bewerteten Objekte, wodurch dessen Fähigkeiten und Arbeit ungestörter, anschaulicher und gesammelter betrachtet werden können. Man stelle sich eine aufgeregte Menschenmenge vor, die mit Geheul und Geschrei der Raubgier oder dem Rachebedürfnis freien Lauf zu geben versucht. Schon kommen sie einer andern Rotte in die Nähe, als auf einmal jemand vor jener stehenbleibt und mit erhobenem Arm und drohendem Blick Halt gebietet. Hätte er nur ein Wort des Gebotes hinzugefügt, sie wären vielleicht über seinen zu Boden gestreckten Körper hinweggeeilt. Aber die stille Äußerung der Bewertung, die so sehr von ihrem eigenen Lärm absticht, macht sie wenigstens für den Augenblick stutzig und läßt sie zwischen dem eigenen und seinem Verhalten schwanken.

Was das Augenmerk stärker auf sich lenkt, weckt gewöhnlich eine Wertung. Mit dem Anwachsen des affektiven Verhaltens und des Gefühls im Verlaufe der Wertung wird auch die Aufmerksamkeit erhöht. Diese Erfahrung, daß ein Gegenstand, um bewertet zu werden, die Kraft haben mußte, das Augenmerk zu fesseln, hat eine instinktiv steigernde Rückwirkung auf Affekt und Intensität der Wertung.

Es ist, als gewänne er durch die Beachtung, die man ihm geschenkt hat, an Bedeutung und Würde. Nicht selten wird dadurch dessen Fähigkeit, zu helfen oder zu schaden, dergestalt überschätzt, daß sie fast in keinem Verhältnis zum wirklichen Tatbestand steht. — Die Fesselung des Augenmerks und dessen erste Wandlung in eine affektive Wertung haben eine solch suggestive sinnliche Kraft, daß sie stets in irgendeinem Maße zu Fortbildung und Traumweben anregen. — Die erotische Liebe und die Freundschaft, die Wahl des Berufes und viele Entscheidungen des Lebens verdanken diesem Umstand nur allzu häufig ihre Entstehung. So weckt z. B. ein zufälliger Lichtglanz auf einem Antlitz zunächst kaum bewußt das Interesse, welches sich dann instinktiv auf zahlreiche Züge erweitert. Die Gewohnheit eines Schauenden, nur seltenere, begabtere Menschen bewußt zu beobachten, ruft in ihm die Illusion hervor, als müsse auch in diesem Fall irgendein ungewöhnliches Merkmal die Hand im Spiel haben. Es kommt hier die besondere Gewohnheit dem erwähnten ursprünglichen Motiv zu Hilfe. Gleichwohl könnte auch unter ähnlichen Umständen das erste Aufmerken allein nicht selten genügen, die Hochbewertung, die „Idealisierung" hervorzubringen. Ist nur der geringste Beginn einer Wertung angesponnen, dann läuft der nachfolgende Prozeß einer „Wertverirrung" weiter und weiter, bis ihm ein anderer Eindruck, ein Widerspruch, eine objektivere Entdeckung Einhalt tut.

Das Wohlgefallen, welches ein Widerschein, eine Farbe, ein Duft, eine Linie an sich wecken, wird leichtlich von der Umgebung oder von einem Teil des Gesichtes auf das ganze Antlitz, nicht selten auf den ganzen Menschen übertragen. Mit der Entwicklung der physiognomischen und psychologischen Beobachtung, des ästhetischen und künstlerischen Geschmackes, der religiösen Vergeistigung und Selbsterkenntnis wird Maß und Umfang einer derartigen Werteinbildung mehr oder minder verringert. Aber kein Mensch vermag wenigstens der ersten Fadenbildung einer Wertillusion immer und völlig zu entgehen.

Der zufällige Anblick eines Musikinstrumentes, eines Baugerüstes, eines Farbenkastens kann unbewußt zur berechtigten oder verhängnisvollen Wahl eines entsprechenden Kunstberufes führen. Es bedarf oft zunächst keines andern Anstoßes als der bloßen sinnlichen Fesselung des Augenmerks durch Farbe oder Gestalt, Geruch oder Beleuchtung der betreffenden Gegenstände, es bedarf bloß der Illusion, als wäre man durch deren objektiven Wert aufmerksam geworden, um mit Hilfe des sinnlichen Eindrucks zu immer weiter ergänzender Wertsteigerung, zu subjektiver Idealisierung fortzuschreiten. Man ist in Wirklichkeit von der Aufmerksamkeit zur Bewertung übergegangen, nimmt aber das Umgekehrte an, man sei durch den „großen Wert" aufmerksam geworden.

Diese werterhöhende Fähigkeit des Augenmerks ist von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit auch in der Kunst, im ästhetischen Genuß, im religiösen Kulte, in der Ausübung des Gesetzes. Der Bildhauer, der Maler, der Baumeister werden sehr häufig durch einen unbeabsichtigt entstandenen Umriß oder eine zufällige Proportion innerhalb ihres fortschreitenden Werkes rein optisch gefesselt, wodurch das „Zufällige" nicht selten den Charakter einer Absicht, einer „wertvollen" Errungenschaft erlangt.

Es kommt schon vor, daß eine solche Wertillusion zur Erhöhung der Kunstwirkung beiträgt, indem sie zum Durchbruch konventioneller Schranken verhilft. Aber viel häufiger führt sie eine künstliche, erzwungene und unorganische Behandlung des Kunstgegenstandes herbei. Und es war nicht das geringste Verdienst großer Künstler, sich durch den leicht erworbenen Genuß einer derartigen Illusion nicht verleiten zu lassen. Auch die Dichtung und die Musik weisen zahlreiche Spuren von Arbeit auf, die aus solchen Wertillusionen entstanden ist. Selbstverständlich wird die Täuschung nachträglich durch Eitelkeit, Ehrgeiz oder wirkliches Wohlgefallen erhöht. — Viele Erscheinungen der „Bekehrung" lassen sich letzten Endes darauf zurückführen. Man wird beispielsweise durch den Anblick einer Kapelle, eines Sinnbildes zunächst rein optisch gefesselt. Entsteht aus der Aufmerksamkeit eine Bewertung, ohne auf allzu heftigen Wettstreit seitens anderer Eindrücke und Gedanken zu stoßen, dann kann sich die Bewertung auf Kult und schließlich auf die gesamte Religion erstrecken.

Diese Wirksamkeit des Augenmerks als Werterhöhung wurde dadurch übersehen, daß der viel auffallendere Einfluß der sinnlichen Erregung und Leidenschaft das stillere Motiv verdeckt hat.

Kommen Kläger, Zeugen und Angeklagte zum erstenmal vor den Richter und sieht er sie zum erstenmal, so wird deren Bedeutung im „guten" oder „schlechten" Sinne schon dadurch erhöht, daß er ihnen seine verschärfte Aufmerksamkeit zuwenden muß. Die Anklage wird dadurch an Gewicht gewinnen, die vermeintliche oder wirkliche Schuld des Angeklagten mehr in Relief gesetzt. Diese wird vom Richter um so „schwerer" empfunden, wenn der erste Eindruck „ungünstig" war, dagegen um so leichter, wenn die positiven Eigenschaften des „Schuldigen" oder „Unschuldigen" durch die wertsteigernde Kraft des Augenmerks in besseres Licht gesetzt wurden. Je größer die Eitelkeit des Richters, je mehr sie durch seine Macht und Würde genährt wird, desto größer kann die Wertverirrung und Täuschung bezüglich der Eigenschaften der Parteien werden, desto verhängnisvoller für deren Schicksal und Entwicklung. Wie viele unschuldige Menschen wurden gemartert, verurteilt, gehenkt, nur weil es dem hohen Richter gar zu sehr imponierte, daß sein entscheidender Blick auf dem zitternden Opfer geruht hatte, und dessen Jammergestalt durch einen solchen Ritterschlag zur „Würde" eines Räubers oder Mörders erhoben worden war. Wäre dem Mächtigen so etwas wie Selbstbeobachtung nicht allzu fremd gewesen, so könnte er vielleicht die täuschende Kraft des Augenmerks überwinden, aber eine wahrhaft psychologische Erziehung ist bislang der gestrengen Gerichtsbarkeit noch nicht zuteil geworden. —

Je eindrucksvoller die Wertung überhaupt und die einzelne Wertungsweise im besonderen eingeübt ist, desto mehr tritt diese in gekürzter Form auf, unter beträchtlicher Reduktion der physiognomischen Äußerung, der Gebärden und der Worte. Dies geschieht vorzüglich im Zustande der Leidenschaft oder aus Gründen der Übersicht und Zeitersparnis.

Anstatt die Merkmale eines Kunstwerks, eines Menschen oder Gottes ausführlich zu schildern und deren ästhetische Wirkung auf die Seele in allen Schattierungen hervorzuheben, wird dann im gewöhnlichen Verkehr mit sich oder anderen oder im Zustand des Affektes kurzerhand im Ausruf kundgetan: „O wie schön!" oder „herrlich", „wunderbar", „er-

haben". Bei Mißfallen: „häßlich" oder „gewöhnlich", „abstoßend". Ähnlich verhält es sich mit den geübten und trauten logischen, ethischen, praktischen und religiösen Wertungen. Solange einem der zu bewertende Mensch oder Gegenstand noch nicht hinlänglich bekannt, solange dessen Beurteilung noch in langsamer Entstehung begriffen ist, wird er von Gerechten gewöhnlich vorsichtig und langsam erwägend gewertet. Meist erst nach näherem Bekanntwerden erfolgen bei objektiven, wahrheitsliebenden Menschen meist die kurzen Wertungsrufe: „Er ist gut!" „schlecht", „charaktervoll", „charakterlos", „dumm", „klug", „phantasievoll", „phantasielos", „fromm", „heilig", „weltlich", „unreligiös". —

Nur durch verschiedene Grade der Kürzung wird es erst möglich, die unterschiedlichsten Dinge, Menschen und Eigenschaften mit einer Deutlichkeit, Schnelligkeit und Expansion zu bewerten, die der Bedeutung für eigenes oder fremdes Leben gemäß ist. Auf solche Weise beschleunigt, können die affektiven Bewegungen des Ausdrucks und der Äußerung aus dem Tiefbewußtsein des Wertenden um so jäher hervorbrechen, um so schneller, intensiver und kraftvoller in die Seele des Bewerteten eindringen und einen großen Eindruck erzeugen.

Sofern man genötigt ist, durch ein Bruchstück der Eigenschaften eine ganze Sache, einen ganzen Menschen, eine Welt zu repräsentieren, sieht man leider nur zu oft von andern gleichzeitigen Fähigkeiten ab, und noch mehr von vergangenen und künftigen, wie von allen Möglichkeiten der Änderung und Wandlung. So wird auch die Bewertung vom Teile auf das Ganze übertragen.

Schon ein einzelner Gegenstand, eine Blume, ein Steinchen, ein Tropfen, ein Mensch ist so reich an Formen und Farben, Lichtern und Schatten, an Möglichkeiten der Arbeit und Wandlung, daß sich das Augenmerk nur wenigen Zügen und Merkmalen gleichzeitig zuwenden kann. Je unwissender, ungeübter und unbegabter ein Mensch ist, desto weniger Eigenschaften und Kräfte vermag er bei sich oder andern gleichzeitig und nacheinander zu erfassen. Aber auch die wenigen, die seiner Fassungskraft zugänglich sind, kommen ihm nur langsam und mühselig zu Bewußtsein. Um so spärlicher ist die Auswahl, die er unter ihnen treffen muß, um sie in gleichzeitigem Griff des Aufmerkens miteinander zu verbinden.

Ist schon die reichste Seele genötigt, aus dem tropischen Lianengewirre der Eindrücke und Eigenschaften jeweilig eine karge Auswahl zu treffen, um klar und lebendig urteilen und bewerten zu können, so ist eine schwerfällige und wenig entwickelte Natur zur äußersten Trägheit verurteilt. Daher ist der Mensch geneigt, sich und andere, auch Tiere und Pflanzen, Gestein und Kristalle, Himmel, Erde und die ganze Welt nach den äußerst spärlichen Eigenschaften, die hienieden zugänglich sind, zu beurteilen und zu bewerten.

Dies vollführt er, indem er aus dem verhältnismäßig geringen Schatze seiner geübtesten Bilder eine möglichst sparsame Auswahl trifft, die ihm einen ganzen Gegenstand, einen Menschen, ein Tier, eine Welt vertritt, worauf er die Bewertung vom repräsentierenden Teil auf das Ganze überträgt. Je geringer die Anzahl solcher geübter, stellvertretender Eigenschaftsbilder, über die er verfügt, desto einseitiger und eintöniger die Bewertungen, die er Dingen und Seelen zuteil werden läßt, desto weniger vermag er in die vielen individuellen Unterschiede Einblick zu gewinnen und ihnen wertend gerecht zu werden.

Es müßte eine der heiligsten Aufgaben der Erziehung werden, schon von Kind auf einen jeden auf möglichst viele Unterschiede, welche unter den Menschen bestehen, aufklärend hinzuweisen und solchergestalt der furchtbaren Trägheit und Einseitigkeit der repräsentativen Wertung zu steuern.

Wie kann denn den unterschiedlichsten Naturen geholfen werden, wenn man von ihren sie meist unterscheidenden, persönlichsten Eigenschaften, Fähigkeiten, Kräften scheinbar grundsätzlich, in Wirklichkeit aber aus Faulheit und aus Mangel an psychologischer Erziehung absieht?

Kein reicherer Vorgang und Eindruck kann gleichzeitig mit der Bewertung vonstatten gehen. Gleichwohl können die geringsten Unterbrechungen des Verlaufs von kaum bewußten gekürzten Wertblitzen ausgefüllt werden, die teils Ruhe, teils eine erhöhte Empfänglichkeit darbieten, sofern sie eine Zustimmung bilden, dagegen als absprechendes Urteil störend, hemmend und erkaltend einwirken. Jedenfalls führt die Wertung in nachhaftende Stimmungen und Eindrücke, die ein Vorgang hinterließ, eigene Farben und Formen ein, die auf Intensität, Bejahung oder Verneinung von nicht zu unterschätzendem Einfluß sind. Stimme, Ausdruck, Gebärde, Gesichtsfarbe der Wertung verbinden

sich fast unbewußt zu einer neuen Auffassung der Stimmung und der Formen des bewerteten Gegenstandes oder Menschen. Daß diese durch eine solche Folie und ergänzende Veränderung einen erheblich verwandelten Anblick gewähren, wird wenigstens während der Leidenschaft der Wertung nicht bemerkt und schon darum nicht als subjektive Zutat in Abzug gebracht. Vielmehr wird der ganze solcherart entstandene einheitliche Komplex als ein zusammengehörendes Ganzes empfunden und gewertet. Überdies ändert sich während der Bewertung die Seele des Bewertenden, seine kaum bewußten Regungen, seine Stimmung und sein Gefühl. Indem er die Eigenschaften des Gegenstandes sich oder Andern mitteilt, erschließt er das Verhältnis des Verkehrsgliedes zu sich als Mitteilendem und zum Gegenstande, wodurch sowohl das Bewertete wie die Wertung selbst einer kaum bewußten Wandlung unterworfen werden.

Es ist ersichtlich, daß der geistige Standpunkt, den der Wertende dem bewerteten Gegenstande gegenüber einnimmt, ein anderer ist als die vorhergegangene Beziehung zum ursprünglichen, noch nicht bewerteten Vorgang. Je objektiver also die Bewertung ausfallen soll, desto sorgsamer müssen in der Seele des Wertenden Umgebungen und Verhältnisse geweckt werden, die nach Möglichkeit denjenigen gleichen, unter denen er oder andere den zu bewertenden Gegenstand gewöhnlich vorgefunden haben, insbesondere zur Zeit, wo er Anlaß zur letzten Bewertung gegeben hat. —

Ist schon bei Bewertung eines einzigen Vorganges große Vorsicht am Platz, wieviel mehr soll sie geübt werden, wo die Eigenschaften, Fähigkeiten, Kräfte aus einer Erfahrung erschlossen werden, die man in fernerer Vergangenheit gemacht hat, oder gar aus Erfahrungen anderer Menschen. Man bedenke, wie vielen Irrtümern solche „Erfahrungen" unterworfen sein konnten, und wie falsch sie durch den Standpunkt, den wir im Augenblick als Wertende einnehmen, gedeutet und beurteilt zu werden vermögen. Aber gesetzt den Fall, daß sich die Bilder, die wir von ihnen haben, in kristallheller Reinheit erhalten haben, so können doch die Schlüsse, die wir aus diesen Bildern in Hinsicht auf die Zukunft ziehen, falsch und irreführend sein, und um so gefährlicher, je größere Sehnsüchte, Hoffnungen, je entscheidendere Handlungen daran geknüpft sind.

Welch eine psychologische Arbeit wäre also erforderlich, um nur eine einzige Wertung eines Gegenstandes bzw. Menschen objektiv zu ge-

stalten! Wie viel Selbstbeobachtung und welch vielseitige Menschenkenntnis wären dazu nötig. Aber die Menschen verfahren nie leichtsinniger, als wo es gilt, einen Naturvorgang, insbesondere die Handlung oder Absicht eines Menschen moralisch, ästhetisch oder religiös zu bewerten. Gewöhnt an eine allgemein herrschende, von höchsten religiösen und staatlichen Autoritäten nach Form und Richtung festgestellte, für alle Fälle und Individualitäten gleich geltende, absolute Wertungsweise, fühlen sich die meisten der Notwendigkeit eines eigenen Urteils enthoben.

Solcherweise werden sie in Anwendung überkommener und automatischer Wertreaktion geübt, wodurch der letzte Rest psychologischer Beobachtung des eigenen Wesens und der fremden Anlagen und Neigungen fast gänzlich verkümmert. Nur mündiggesprochen, könnten die Menschen in die ganze Tragweite einer Erziehung zum objektiven psychologischen Urteil Einsicht gewinnen, die Unmöglichkeit einer wahrhaft gerechten und lebensfördernden Wertung ohne genaueste Kenntnis der Seele begreifen lernen.

Solange die zehn Gebote und der Grundsatz der absolut gleichen, von allen Unterschieden absehenden Menschenliebe als einzige, wesentliche Grundlage der allgemein herrschenden Wertung dienen werden, solange muß der Tiefstand der pschologischen Kultur, welcher die gesamte Menschheit bislang gekennzeichnet hat, auch weiterhin vorherrschen.

Das Kind erfährt von Eltern, Erziehern, Lehrern, es gebe „gute" und „böse" Menschen.

„Die ‚guten' verursachen einem kein Weh, sie morden, rauben, stehlen nicht, die ‚bösen' dagegen bereiten einem Sorge und Unlust, zerstören fremdes und eigenes Gut." „Die Menschen sind zwar verschieden, man soll aber diese Unterschiede nur wenig beachten, wo es um Liebe und Hilfeleistung zu tun ist, da sie ungefähr gleich sind, alle mit Mängeln behaftet, aber auch mit Tugenden begnadet." Dies ungefähr ist die psychologische Lehre, die man den meisten Menschen bestenfalls mit auf den Lebensweg gibt. Und nur wenige, verschwindend wenige ahnen, wie unzureichend diese Gabe ist, wo es gilt, im grausamen Kampfe Freund von Feind zu unterscheiden, um diejenigen zu schützen, die gefährdet werden, und die Schädlinge durch geistigen Einfluß nach Möglichkeit

zu veredeln oder wenigstens durch Bloßstellung und Bekämpfung unschädlicher zu machen. Wie soll man denn nach Erkenntnis der zahllosen Möglichkeiten der lebensfördernden, vergeistigenden, wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Arbeit Verlangen tragen, wenn es heißt, du sollst alle gleich lieben, allen gleich helfen? Wie kann man aber allen eine intensive Liebe und wesentlichste Hilfe entgegenbringen, wenn man nur ihrem Menschentypus Interesse zuwendet und vom Individuellen, Unterscheidenden absieht, absehen muß?!

Wünsche veranlassen den Menschen, in Dingen und Seelen der Umgebung Fähigkeiten und Arbeitsmöglichkeiten zu suchen, welche seinem Leben Genüge leisten, seine Bedürfnisse befriedigen könnten.

Je reicher die Wünsche, je harmonischer miteinander verbunden und übereinstimmend, desto mannigfacher und organischer wird die tägliche Untersuchung, Beobachtung und Forschung organisiert, um so vielseitiger, schattierungsreicher und sublimer gestaltet sich die daraus erwachsende Unterscheidung der Gegenstände und der Menschen untereinander.

Nur mit der wachsenden Verfeinerung der Unterscheidung und des Urteils, nur mit der reifenden Erkenntnis seiner eigenen und der fremden seelischen Anlagen vermag der Mensch sich selbst und andern Förderung des Geistes zu gewähren, dessen Kräfte einer harmonischen Bereicherung entgegenzuführen und dessen tiefstes Verlangen zu stillen. Wer alle Menschen in gleicher Weise erhalten, beglücken, erziehen möchte, verrät einen völligen Mangel an Unterscheidungsfähigkeit in Sachen der Seele. Man gebe einem Menschen alle Schätze der Welt, und fehlt dabei nur eine einzige Schattierung, eine geliebte Stimme oder Farbe, der unwiederholbare Ton eines Musikinstrumentes, der zerfetzte Lappen eines Andenkens, und sein tiefstes Glück ist dahin, ein Nerv seines Schaffens getroffen.

Es ist also eine der größten und wesentlichsten Aufgaben der „Wertung", daß sie gewöhnt, die Dinge in ihrer Beziehung zum menschlichen Leben zu betrachten. Sie ist ein Ergebnis vergangenen Forschens und zum Teil dessen Fortsetzung und Ergänzung. Sie bildet gleichsam einen See, in welchen die großen Ströme menschheitlicher Erfahrung münden.

Aber nicht nur das Wissen anderer sammelt sie an. Je selbständiger und schöpferischer der Mensch, dem sie angehört, desto mächtiger ist ihre

Neigung, den überkommenen Schatz psychologischer Erfahrung zu erweitern und zu erneuern. Ein jeder große Künstler, Dichter, Forscher und Religionsstifter offenbart in der Art und Weise des Wohlgefallens und Mißfallens, die sich in seiner Schöpfung kundgibt, nicht nur neue Gestalten und Äußerungsformen, sondern zugleich auch neue psychologische Erfahrungen und Urteile der Wertung. Ihm gefällt etwas in einer anderen Weise, weil er auch etwas Neues darin weiß.

Aber was hier im großen geschieht, das zeigt sich in kleinerem Maßstab auch im Leben eines jeglichen Menschen. Sofern sie als Mitteilung das Augenmerk der eigenen oder fremden Seele zuwendet, nötigt sie, den zu beurteilenden Gegenstand vom Standpunkte eines andern anzuschauen. Dies erweitert den Gesichtskreis und nimmt etwas von der Starrheit der Tradition.

Eine jede Wertung beruht auf einer Substitution, einer Unterschiebung des eigenen Lebens unter ein anderes, sei es unter ein fremdes oder eine andere Altersphase der Selbstentwicklung. Man versetzt sich instinktiv in die Wünsche und Bedürfnisse der eigenen Vergangenheit oder Zukunft oder verliert sich in der Seele eines Mitmenschen, einer Gruppe, eines Volkes, der „Menschheit", der „Überirdischen". Man wertet also nicht nur im Geiste der eigenen augenblicklichen Gegenwart, sondern zugleich in dem der eigenen Vergangenheit oder Zukunft und im Geiste anderer. Sofern ein jeder Mensch, mithin auch das eigene „Ich", wenigstens kaumbewußt das Bild anderer Menschen erweckt, ist eine jede Wertung mit Gruppengefühlen verbunden. Es ist als sähe und beurteile man mit vielen Augen und Hirnen. Hierdurch werden mannigfache Weisen des Wertens in mehr oder minder bewußtes Mitschwingen versetzt. Die eine oder die andere Weise kommt dann gelegentlich zum affektiven Ausbruch. Je harmonischer die mitschwingenden Wertungen untereinander und mit der vollbewußten übereinstimmen, desto kraftvoller kann deren Intensität und Leidenschaft in die Erscheinung treten und einen um so größeren Eindruck hervorrufen.

Äußert beispielsweise ein Kunstkenner die Bewunderung, die er der Schöpfergewalt eines Michelangelo oder Rembrandt zollt, so tauchen in ihm allerlei Urteile anderer Kritiker, Kulturforscher oder Laien auf, teils durch Widerspruch die Gewißheit und affektive Intensität des eigenen Urteils hemmend, teils durch Übereinstimmung erhöhend. Hier hat das

eigene Ich an Menschen mit verwandten Interessen erinnert. Aber die Gestalt des Bewerteten erscheint einem mehr oder minder bewußt in Gesellschaft von repräsentativen Bildern ihrer Zeit- und Berufsgenossen, Michelangelo mitten unter den Künstlern der Renaissance, Rembrandt in der Nachbarschaft von Niederländern.

So erweitert sich die Unterschiebung des Wertenden unter Geist und Antlitz des Bewerteten zu einer Identifizierung des Ich mit ganzen Gruppen und Gemeinschaften der eigenen und der fremden Umgebung.

Diese Erweiterung vermag die Vielseitigkeit der Wertung, deren Gewißheit und Gefühlsintensität gewaltig zu steigern, sofern sie von der harmonischen Übereinstimmung der vorgestellten Gruppen unterstützt und beflügelt wird.

Mit dem Wachstum der unterscheidenden Erfahrung und Erkenntnis der Dinge und deren wechselseitiger Beeinflussung entfaltet sich die Unterscheidung der Eigenschaften und Wirkungsfähigkeiten im Hinblick auf das Leben der Menschen, das wertende Vergleichen. Man vergleicht instinktiv, ob dieser oder jener Gegenstand, diese oder jene Eigenschaft beziehungsweise Arbeitskraft, der Erhaltung oder dem Genusse, eventuell der geistigen Bereicherung mehr dient als die andern. Es entsteht eine instinktive vergleichende Seelenforschung, welche eine Vorstufe und Grundlage der eigentlichen psychologischen Wissenschaft bildet. Den Gegenständen, Vorgängen, Eigenschaften, die man als lebensfördernder in dieser oder jener Hinsicht erachtet, schließen sich entsprechend intensivere und leidenschaftlichere oder gleichgültigere, lauere Wertungen an, je nach der Größe der Wünsche oder Lustgefühle, welche durch die Förderung wachgerufen werden. Es ist ersichtlich, daß gedachte oder verwirklichte Dinge und Eigenschaften, die man als mächtiger erkannt hat, das eigene oder fremde Leben „günstig" oder „ungünstig" zu ändern und mitzugestalten, entsprechend andere Wünsche, Leidenschaften und Gefühle, somit ganz andere Wertungen instinktiv ergeben müssen als Gegenstände und Fähigkeiten, denen man geringere oder keine Wirkungsmacht über Leben und Seele zuschreibt. Dies gilt selbstverständlich für die Eigenschaften sämtlicher Naturbestandteile, sowohl der Welt der Anorganismen wie der Lebewesen, sowohl der Tiere wie der Menschen.

Unsere Leidenschaften und Gefühle, Wünsche und Wertungen sind unzertrennlich an Unterscheidung der lebensändernden Merkmale und Eigenschaften gebunden und im Grade der Intensität von dieser Unterscheidung wesentlich abhängig. Ein Versuch, nur zwei Gegenständen, die unser und fremdes Leben verschieden beeinflussen, ganz gleiche Gefühle und Wertungen entgegenzubringen, muß also bereits auf starken Widerstand stoßen, der von unserer instinktiven, eingewurzelten und mit der Übung wachsenden Wertunterscheidung ausgeht. Um so heftiger und tiefer müßte dieser mehr oder minder bewußte Widerstand werden, wenn sich der Versuch auf Gefühle, die man für Menschen und namentlich für „alle Menschen" hegt, erstrecken würde.

Kein Erdbestandteil vermag in uns so intensive und reiche Erlebnisse zu wecken wie der Mensch. Seit wir anfangen, Mensch von Nichtmensch deutlich auseinander zu kennen, sind wir in bezug auf die Unterschiede unter den Menschen und deren Eigenschaften von vornherein empfindlicher und empfänglicher als hinsichtlich der Verschiedenheit, die unter allen anderen irdischen Dingen obwaltet. Diese Sensibilität muß sich mit dem Wachstum unserer Seelenkräfte, unserer allgemeinen und psychologischen Beobachtungsgabe und der geistigen Verfeinerung des Mitgefühls bedeutend entfalten und erhöhen. Man versuche nur also von den zwischen Menschen bestehenden Unterschieden abzusehen, von ihrer „Güte" und „Bosheit", ihrer religiösen oder rohen Lebensweise, ihrer Dummheit oder Gedankentiefe, der Nüchternheit oder Begeisterung, dem Mord oder der Barmherzigkeit! Man versuche den niedrigsten Verbrecher und den Heiligen, den Schergen, der einem Jesus, einem Huß, einem Savonarola qualvolle Martern bereitet, mit gleicher Intensität zu lieben wie die Heilande selbst! Wird sich nicht unsere tiefste und geistigste Wertungsweise dagegen empören?

Wird sie nicht die ganze Gewalt ihrer Leidenschaft und Wucht ihres Gefühls dem Nivellierungsversuch entgegenstemmen? Kann sich ein feinfühliger oder gar heiliger Mensch mit derselben Liebe und Selbstvergessenheit in die grausamen und schmutzigen Wünsche eines gemeinen Lüstlings oder despotischen Tyrannen versenken, wie in die edelsten Gefühle der Barmherzigkeit und die seraphischen Entzückungen eines Erlösers? . . .

Wer gleiche Liebe und gleiches Verhalten gegen alle wünscht, der verlangt die Unterdrückung der unterscheidenden Wertung, welche das

„Höhere" und „Höchste" bevorzugt, welche die Geistigkeit, Gefühlstiefe, Schöpfermacht vor der rohen Gewalt bewahrt und beschützt. Wer dies verlangt, müßte bedauern, daß der heilige Franziskus den Judas nicht mit derselben Glut und Seligkeit geliebt hat wie seinen Heiland oder mit derselben Zartheit und Tiefe, die er für seine seraphische Freundin, die heilige Klara, empfand.

Aber je größer in einem Menschen der Schatz bevorzugter Erfahrung geworden ist, desto entschiedener muß er die Spreu vom Korn sondern, desto sehnlicher unter den vielen als „gut" befundenen Dingen und Eigenschaften eine engere Auswahl treffen. Denn ihm ward unterdessen die kaum bewußte Erkenntnis, daß die Gegenstände und Fähigkeiten um so vielseitiger und einheitlicher das Leben fördern, je weniger sie mit schädlichen und hemmenden verbunden sind.

So zieht es Fra Angelico vor, so Donatello und Michelangelo, erhabene und heilige Gefühle zum Ausdruck zu bringen, statt durch eine technisch geschickte Wiedergabe roher Genußsucht, das ethische und religiöse Empfinden verletzend, nur eine einseitige Befriedigung sinnlich ästhetischer Bedürfnisse zu suchen.

Es entfaltet sich die Sensibilität für das Aussondern des „Guten" vom „Schlechten" mehr und mehr, begleitet von dem instinktiven Streben nach Ausschaltung und Wegfall des „Überflüssigen" und des Gleichgültigen. Es genügt nicht mehr das „Gute", auch das „Bessere" stellt nicht zufrieden, man wünscht das „Beste", das „Vollkommenste", das „Ideal". Eine Stufenleiter der vergleichend wertenden „Neigung" und Liebe ist entstanden.

Die Gebiete, Gegenstände, Eigenschaften, auf welche die „Bevorzugung", die intensivere Wertung gerichtet ist, sind je nach der individuellen Anlage und Reife äußerst verschieden. Allen gemeinsam ist aber das vergleichende Bewerten mit einer damit verbundenen Abstufung der Affekte, Gefühle und Wunscherlebnisse, von den schwächsten an bis zu den intensivsten.

Ein jeder Versuch, diese Abstufung unbedingt auszugleichen, muß also nicht nur die instinktiven Entfaltungsmöglichkeiten der „Wertung", sondern zugleich die Verfeinerung und harmonische Bereicherung des psychologischen, künstlerischen und religiösen Unterscheidens, Wählens, Bevorzugens beträchtlich hemmen und schädigen.

Die Wertung dient eben großenteils und instinktiv der Förderung bevorzugter Fähigkeiten und Kräfte, die auf das menschliche Leben mitgestaltend wirken. Mithin dient sie auch dem Schutz vor Hemmung und Schädigung seitens unerwünschter Eigenschaften. — Durch gegenseitigen Austausch der Wertmitteilung wächst der interindividuelle Schatz von psychologischen Erfahrungen und Kenntnissen, die zur allmählich wachsenden Erhellung der mannigfachsten Bedürfnisse und Anlagen der Menschen beitragen. Zugleich aber führen sie zur Erfindung und Vervollkommnung der Mittel, welche mehr und mehr den unterschiedlichen Instinkten und Wünschen gerecht zu werden vermögen. —

Sofern die Wertung die Eigenschaften der Dinge und Menschen durch Mitteilung hervorhebt, zieht sie auch manche im Dunkel des Tiefbewußtseins schlummernden Empfindungen und Eindrücke hervor. Solcherweise wird die instinktive Kenntnisnahme der eigenen und fremden Seelenvorgänge und zugleich die der bewerteten Gegenstände nicht selten wesentlich erweitert und stärker zu Bewußtsein geführt.

Wem ist nicht zuweilen mitten im Aufschrei wertenden Entzückens der tiefste Geist einer Dichtung, einer Skulptur, eines Menschen aufgegangen? Wer wurde nicht einmal, andere bewertend, seiner eigenen Eigenschaften und Kräfte wie in einem Zauberspiegel inne?

Der Affekt und die Intensität des Gefühls steigern erheblich diese Fähigkeit der Wertung.

Aber auch der Gegensatz, der zwischen dem Wertenden und dem Bewerteten besteht, trägt nicht wenig bei zur deutlicheren Abhebung der vorhin verborgenen, gleichsam beschatteten Umrisse eines Vorgangs, der jetzt, gerade durch den Kontrast, ins Licht gesetzt wird.

Eine Bewertung teilt sich durch den bewegten Ausdruck von Leidenschaft und Gefühl mit großer Leichtigkeit mit und reißt zu ähnlichem Erleben und Werten hin, indem sie den Bewerteten und die Zuschauer zur instinktiven, kaum bewußten Nachahmung der Äußerung und Gebärde anregt. Darauf beruht auch zum großen Teil die suggestive Kraft einer Wertung, ihre Fähigkeit, sich zum eigenen und fremden Willensmotiv, selbst zur ständigen Willensdisposition eines Menschencharakters oder einer Gruppe auszuwachsen.

Indem sich der Bewertete in die Seele des Wertenden, in sein Urteilen, Fühlen und Wollen versetzt, verliert er nicht selten, wenigstens im Augen-

blick, die eigenen Maßstäbe, kann also zur „falschen" oder „wahren", geistigen oder rohen Beurteilung seiner selbst oder anderer hingerissen werden. —

Diese gewaltige Suggestionskraft des Wertungsausdrucks ist es, welche es großenteils so erschwert, sich selbst oder andere von zahllosen, schädlichen Fremdwerten und deren Ausdrucksbewegungen zu befreien, auch wenn sie sich klar und deutlich als falsch, irreführend und entwicklungshemmend herausgestellt haben. Vergegenwärtige dir nur, wie es wäre, wenn du wagtest, irgendeine Größe des Tages oder eine „zeitgemäße" Strömung zu verurteilen! Wärest du vor äußeren Angriffen noch so sehr geschützt, in deinem eigenen Innern würdest du sie sehen, die Verfechter des Irrlichts. Und gerade dort, wo du dich am sichersten wähnst, in der Stille deines Geistes, in der Nacht des Tiefbewußtseins, würden sie lauern, um im günstigen Augenblick aus der Dunkelheit in hellen Haufen hervorzubrechen und in dein volles Bewußtsein zu treten, höhnend und spottend und deine Ansicht zerfetzend. Bist du aber zu gewandt und standhaft, als daß sie sich in einen offenen Kampf mit dir zu begeben wagten, dann bleiben sie fein still in ihren Verstecken in der Unterwelt deiner Seele und nagen langsam an deinen Wurzeln.

Im Tiefbewußtsein und in seinen Träumen verwandelt sich der Mensch häufig in die von ihm bewerteten irdischen und überirdischen Gegenstände, in Pflanzen und Tiere, Gestein und Seelen, Menschen und Götter. Er wird dann von ihnen nahezu in seiner eigenen oder in einer abweichenden Art und Weise gewertet. Diese Wertungsweisen des Tiefbewußtseins üben einen mächtigen Einfluß auf die des wachen Zustandes und bilden eine der wichtigsten Grundlagen für die Unterschiebung eigener Urteile und Werte unter nichteigene Gestalten und Äußerungsformen.

Wie stark und eindrucksvoll die Traumbewertung auf die Ziele und Wünsche des Wachen einwirkt, bezeugen die Visionen der Propheten und Heiligen, auch die Traumorakel aller Zeiten und die berühmten Zukunftsdeutungen des sogenannten Tempelschlafes.

Daß sich dieser Einfluß nicht nur auf den Inhalt, sondern mindestens ebenso deutlich auf die Ausdrucksformen der wachen Wertung erstreckt, kann man schon aus der mächtigen Eindruckskraft der Bilder ersehen, welche die geringste Körpersensation im Traume zu wecken vermag. Ein solcher Eindruck muß auf Sinne und Bewegung rückwirken und inten-

sive Antriebe zur Nachahmung liefern. Man betrachte nur daraufhin die prophetischen und apokalyptischen Schriften der Völker! Gott spricht da zwar die Sprache des Sehers, aber diese Ausdrucksweise ist nicht dem Alltag entnommen. Diese Rhythmen und Melodien, teils wie brandende Wogen dahinbrausend, teils raunend wie stilles Wellengekräusel, haben etwas vom Hauch gewaltiger Träume, wo der Mensch, durch die Fesseln des Schlafes gebannt, in Wallung der Leidenschaft, im Anprall des Schreckens die festgepreßten Lippen zum jähen Aufschrei öffnet, die fast lahmgelegten Glieder in plötzlicher Bewegung emporzuckt.

Wer im Traum einen Gott gesehen hat, der kann sich leicht vergegenwärtigen, wie gewaltig der Odem des Höchsten Körper und Seele durchdringt und all ihre Züge und Bewegungen beherrscht.

Aber nicht nur Bilder von überirdischer Majestät, auch die bescheidenste Gestalt eines Bettlers, eines Krüppels und Verstoßenen, oder die lallenden Worte eines Kindes, die warnende Stimme eines Vaters, die segnende Hand einer Mutter können aus den Märchennächten des Traumes und Tiefbewußtseins in den hellen Tag des Wachens gestaltend eingreifen. Wie mit einem mystischen Licht ferner Welten umstrahlen sie mild und sanft Gebärde und Antlitz des Erwachten, Suchenden, Irrenden . . .

Ebenso wie ein jeder andere Naturbestandteil, vermag auch der Mensch beziehungsweise ein menschliches Verhalten zum Gegenstande einer „Wertung" zu werden.

Diese beiden Wertungsweisen stehen im Verhältnis reichster Wechselwirkung zueinander. Die Art und Weise, wie Tier und Pflanze, Gestein und Wasser, Stern und Himmel als Änderungsmächte des menschlichen und sonstigen Lebens empfunden und bewertet werden, üben den größten Einfluß auf Gestalt und Antlitz der Beurteilung und Wertung menschlichen Wollens und Handelns, Denkens, Fühlens und Ausdrucks. Um so tiefer und wesentlicher ist diese Wirkung, als der Mensch der gesamten Natur die eigenen Seelenzüge aufprägt, wodurch sie seinem Mitgefühl näher gerückt, seiner intensiveren Teilnahme und Leidenschaft habhaft wird. Als hätten sie ein Herz zu fühlen, einen Verstand vorauszusehen und sich Ziele zu setzen, instinktiv und ohne es zu wissen beurteilt sie so der Mensch. In sein Tiefbewußtsein tauchend, werden sie unaufhörlicher Wandlung unterworfen und rücken vor zu menschlichen, überirdischen

und göttlichen Wesen. So werden sie im Traum und Wachen, im tiefsten und volleren Bewußtsein nicht nur als Naturdinge, sie werden in höherem oder geringerem Maße wie menschenähnliche Dinge bewertet.

Nicht nur den Alten waren alle Berge und Meere, alle Stürme und Donner, Erde und Himmel lebendig und beseelt. Auch wir können nicht umhin, das Toben der Wogen und Winde als dräuenden Zorn und Angriff, die nachfolgende Beruhigung der Elemente als Besänftigung und tröstende Verheißung wenigstens kaum bewußt zu empfinden und zu bewerten. Erglühen Zorn und Haß im Antlitz des Menschen, so möchten wir die tobende Leidenschaft in seinem Innern, das Wogen der bewegten Züge und Gebärden ebenso wie die Wut der Naturelemente zu milderem Wellengang leiten. Ähnlich wie beim Herannahen der drohenden Natur suchen wir mit Fluch und Geschrei oder unter liebevollem Zuspruch und bescheidener Bitte die Gefahren abzuwenden. Kurzum, wir bewerten die Natur zum Teil als menschenbeseelt, den Menschen teilweise als unbeseelte Natur, und beide Arten des Wertens befinden sich in unaufhörlicher Wechselwirkung. Einer jeden moralischen, ästhetischen und sonstigen Wertung des menschlichen Willens, Charakters, Schaffens haften Nachklänge und Nachschatten von der unabsehbaren Flut und Ebbe der gesamten Vorgänge der Erde und des sichtbaren Himmels an. —

Auch ihre physiognomischen Züge, ihr Ausdruck und ihre Gebärden werden von den anthropomorph geschauten Bewegungen und Formen der umgebenden Natur wesentlich mitbestimmt und mitgestaltet. —

Wenn das herabwallende Laubhaar der Trauerweide über raunendem Gewässer schwebt, so beugt zuweilen der Kummervolle sein Haupt, von diesem Anblick angeregt und gleichsam mit der Stimme des weidenbeschatteten Baches die Ursache des eigenen oder fremden Leids mißbilligend. Mitunter erhebt er mit den Ästen eines uralten Baumes seine Arme gen Himmel, um über das Unrecht, das ihm geschehen, zu klagen; er streckt den Arm gebieterisch wie ein wagrechter Starrzweig in die Ferne, Gebot und Verbote entsendend.

Und ebenso wie für andere, vermag der Mensch für sich selbst zum Gegenstande einer „Wertung" zu werden, d. h. zum Gegenstand einer „Selbstbeurteilung" oder „Selbstschätzung".

Sofern der Mensch die Änderungen eigenen oder fremden Lebens mitbewirkt, vermag er zum Gegenstande einer Selbstwertung zu werden.

Die Mitteilung erfolgt dann an sich selbst; der Mensch tritt in Selbstverkehr nach dem Bilde gewohnter interindividueller Beziehung. Er benimmt sich, als wäre er nicht ein einzelner, sondern eine Gruppe. In seinem Innern und im Ausdruck, in Gebärden und physiognomischen Zügen ist eine entsprechende soziale Spaltung zutage getreten.

Indem so der Mensch sich selbst gegenüber als ein anderer entgegentritt, gewinnt er die Möglichkeit, auch die zu bewertenden eigenen Fähigkeiten, Mittel, Absichten oder Handlungen solcherweise *vor sich* zu stellen, daß sie ihm außerhalb seines „Ich" zu sein scheinen, wodurch sie ihm bewußter und deutlicher werden. Auf diesem Wege vermag er im Hinblick auf jene Vorgänge der eigenen Seele, wie etwas Fremdem gegenüber, Freiheit und Macht zu erlangen. Er vermag sie leichter nach Belieben zu handhaben und sich sogar mit anderen Menschen, auch mit der herrschenden Mehrheit, in Wirklichkeit oder bloß in seinem Innern zu verbinden, um gemeinsam und sozial erstarkt über diese eigenen, aber objektivierten Erlebnisse ein wertendes Urteil zu fällen.

Durch die Projektion der Unlustgefühle, der nagenden Erinnerung, der Reue, in eine wirkliche oder gedachte Umgebung, kann die Selbstwertung von solchen lebensgefährdenden inneren Vorgängen erlösen und deren selbstzerstörender Wirkung mächtig vorbeugen. Die Selbstwertung vermag also außer dem Schutze der menschlichen Gesellschaft auch dem unmittelbaren Schutze des Wertenden selbst zu dienen.

Wird eine menschliche oder tierische Vollführung von Lebensänderungen gewertet und die Wertung als Ausdruck der willentlichen Übereinstimmung oder Divergenz des Wertenden mit dem Hervorbringen und dem Hervorgebrachten geäußert, so entsteht: *Billigung — Mißbilligung, Selbstbilligung — Selbstmißbilligung.* —

Erzeugt schon eine einfachste Wertung reiche Gruppengefühle, so werden diese innerhalb der „Billigung" zum Erleben einer „Gemeinschaft", sofern die „Billigung" eine Gleichheit zwischen dem Wertenden und dem „Bewerteten" betont, deren Übereinstimmung betreffs der Willensvorgänge, Ziele, Absichten, Zwecke, welche den Gegenstand der unmittelbaren Bewertung bilden. In einer jeden Billigung liegen also Keime,

die sich unter günstigen Umständen zur Freundschaft, Liebe, Hilfe und sogar zur wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Gruppengemeinschaft entfalten können. Ja, sie kann und muß wenigstens kaum bewußt verkürzte Züge ökonomischer, beruflicher, wissenschaftlicher, künstlerischer und religiöser Gemeinschaft von den näheren und ferneren Menschengruppen, von der Familie, den Berufsgruppen, der Menschheit und eventuell von den Anschauungen überirdischen Lebens durch instinktive Übertragung erhalten.

Auch die Mißbilligung wird von kaumbewußten Nachbildern interindividueller Gruppengemeinschaft umschwebt. Aber gerade die Nichtübereinstimmung des Willens betonend, bildet sie eine Sonderung zwischen der eigenen und der bewerteten Absicht, eine geistige Trennung zwischen dem Wertenden und dem Bewerteten, woran sich eine Art Gegnerschaft zwischen den assoziativ gedachten Gruppen anschließt, die der Wertende in seiner Seele um sich und den andern kaum bewußt flicht. Die innerseelische Gruppe, welche die Ziele und Ideale des Wertenden vertritt, wendet sich gegen die andersartige, in die Seele des negativ Bewerteten instinktiv und sozial-analog hineingedeutete Gemeinschaft. Über den Geistestiefen jeglicher Mißbilligung schweben infolgedessen Stimmungen der individuellen und gruppenumfassenden Einsamkeit.

Stets ist ihr die Unmöglichkeitssehnsucht, das Verlangen beigesellt, das Vollbrachte, Mißbilligte möchte ungeschehen sein, auch eine leise, kaum bewußte, auf die Wirksamkeit der Mißbilligung gestützte Hoffnung auf Rückgängigwerden des Geschehenen.

Infolgedessen schließt sich jedweder Mißbilligung eine leise Enttäuschung an, auch wenn die Hoffnung auf „Besserung" des mißbilligten Willensvorganges in Erfüllung geht.

Diese Enttäuschung kann die Leidenschaft des Hasses, der Abneigung, Rache, welche sich in der Mißbilligung „Luft macht", wenigstens zeitweilig erhöhen. Durch das Gefühl von der Unversiegbarkeit der Quelle, aus der die Enttäuschung hervorgeht, kann sie einen langwierigen Antrieb bilden zum Fortglühen des Affektes auch nach geäußerter Wertung, und selbst nach erlangter „Genugtuung".

Wie eine übermäßig große Häufigkeit des Mißbilligens zum Teil aus einer Anlage zur „Schwarzseherei" entstehen kann, so wird diese durch

die Enttäuschung, Vereinsamung, Bedrohung, die stets der Mißbilligung entspringt, reichlich gefördert. —

Die Billigung verursacht eine Versenkung in wirklich oder vermeintlich fördernde Eigenschaften, die Mißbilligung dagegen ein affektives Eindringen in wirklich oder vermeintlich schädliche. Die erstere erweitert daher viel häufiger und reicher unseren Gesichtskreis als die letztere, vertieft und vergeistigt in höherem Maße Mitgefühl, Phantasie und Gestaltungskraft.

Die Mißbilligung bewirkt nicht selten Ähnliches, aber mehr durch Abhaltung von wirklich oder vermeintlich Bedrohendem und Schädlichem, als durch Hinlenkung des Augenmerks auf wertvolle Eigenschaften der Seele. Durch die Mißbilligung führen wir das „Böse" oder „Häßliche" nicht nur dem zu Bewertenden vor Augen, sondern zugleich uns selbst, wodurch unsere Seelenkenntnis durch viele reale Züge ergänzt, bereichert und verfeinert wird. In der deutlicheren Wahrnehmung auch sehr unerwünschter Züge liegt aber eine suggestive Kraft, die je nach der persönlichen Sensibilität und Empfänglichkeitsrichtung entweder vorbeugend oder faszinierend und zur Nachahmung anreizend wirken kann.

Die Mißbilligung bewirkt jedoch durch das plastische Hervortreten unerwünschter Merkmale auch das Näherrücken der erfreulichen, die als Kontrast eine Art Hintergrund des Augenmerks bilden, von welchem sich die andern abheben. So erweitert sie auch unsere Kenntnis der von uns als vollkommener, lustvoller oder lebensfördernder betrachteten Seelenvorgänge.

Während einer Billigung oder Mißbilligung spannt der Mensch kaum bewußt seine geistigen Kräfte an, noch unbewußter die physischen, um den Willen und die Handlung der „andern" nach Möglichkeit zu beeinflussen. Diese Wertungsweise ist daher stets mit intensiven Gefühlen der Kraft und Macht verbunden. Solche Gefühle verleiten oft niedrige, herrschsüchtige Menschen, unter dem Deckmäntelchen wohlwollender Billigung, wohl auch der „gerechten Mißbilligung", ihrem Machtbedürfnis zu frönen. — —

Man sieht schon aus dem bisherigen Verfolg der Untersuchung, daß die Wertung und insbesondere die Billigung und Mißbilligung in ihren mannigfaltigen Arten und Schattierungen den Verkehr der menschlichen Gesellschaft widerspiegeln.

Sofern sich das Verkehrsleben zwischen Kampf und Friede, Schädigung und Hilfe, Teilnahme und Eigennutz, Liebe und Haß abspielt, bilden auch die Wertungen einen mehr oder minder organisierten Schatz von schützenden, wehrenden, aufmunternden oder drohenden, gefahrbringenden und schädlichen Reaktionen auf die Gefühle, Strebungen, Absichten, Mittel, Handlungen, kurzum auf die Willenserscheinungen der Menschen und der anthropomorph aufgefaßten Naturvorgänge.

Ich möchte daher in der nachfolgenden Schilderung der Wertungsweisen ein Bild ihres Zusammenhanges entwerfen, wie es aus dem Zusammenhang der einzelnen menschlichen Verkehrsvorgänge erwächst.

Billigung

Sowohl die „Billigung" wie die Mißbilligung versetzen den Bewerteten in den Zustand des Wertenden, wodurch eine Selbstbewertung entsteht, welche das eigene oder das fremde Antlitz trägt. Je nach Übereinstimmung oder Widerspruch bilden sich im Bewerteten Gefühle der Lust oder Unlust, der Zufriedenheit, Genugtuung, Freude, Seligkeit oder Mißstimmung, verletzte Eitelkeit, Kummer, Verzagen, Pein. Die meisten Menschen sind so eitel und leiden so wenig an Selbsterkenntnis, daß ihnen eine Billigung ihrer Absichten und Handlungen fast immer objektiv und gerecht erscheint. Infolgedessen setzen sie solchen Bewertungen ernstlich nur selten Widerstand entgegen. Wird aber ihre Handlungsweise oder gar ihr Charakter abschätzig beurteilt, so stemmen sie sich fast immer mit aller Gewalt dagegen, wodurch sie die Entstehung einer Selbstmißbilligung erschweren. Dies wird jedoch dadurch ausgeglichen, daß die sehr verbreitete niedrige Gehässigkeit der negativen Wertung in Wort und Gebärde oft viel größeren Nachdruck verleiht, als der billigenden. Solcherweise wird die Selbstmißbilligung trotz aller inneren Abwehr sehr oft erzwungen. Es kommt nur selten vor, daß eine entschiedene Billigung keine Freude weckt, auch wenn der Bewertete von der Ungerechtigkeit oder irrtümlichen Grundlage der wertenden Übereinstimmung überzeugt ist. Ebenso selten geschieht es, daß einen das Bewußtsein der „Unschuld" vor dem Schrecken oder wenigstens vor einer gelinde aufgezwungenen Selbstmißbilligung feit, die von einer fremden, womöglich auf eine Mehrheit und bewegte Gebärde gestützten Mißbilligung ausgeht.

Daher bildet das Gebiet der Billigung im ganzen eine Quelle der Lust und des Friedens und einen beglückenden Anblick, dagegen das der Mißbilligung den Ursprung von Unlust, Schrecken und Kampf. Was Wunder, daß man oft wenigstens nach „gerechter" Billigung strebt und zumindest der „ungerechten" Mißbilligung ausweicht. Dieses Verhalten

wird noch dadurch in hohem Maße gesteigert, daß schon eine einzige positive Bewertung seitens eines autoritären, beziehungsweise berühmten Menschen dem Bewerteten Kraft, Mut, Macht oder Ruhm bescheren kann; daß eine einzige Mißbilligung, die sich auf Macht und Autorität stützt, nicht nur zur Vernichtung des persönlichen Glücks und Gedeihens zu führen vermag, sondern häufig die letzte Möglichkeit „Gutes" zu stiften untergräbt. Aber nicht weniger ist auch die Erfahrung verbreitet, daß sowohl die positive wie die negative Wertung durch Ausbreitung selbst unter wenig autoritären und machtvollen Menschen doch zu einer beträchtlichen Summe von Macht im Guten und Bösen führen kann. So kommt es, daß sich „Billigung" und „Mißbilligung" zum Gegenstande des „Tausches" und als solcher zum Objekte der „Wertung" ausbilden. Man erweist für eine „Billigung" allerlei Dienste, man paßt Geschmack, Arbeit und Lebensweise an die Wertenden an. Dies tut man auch, um einer Mißbilligung zu entgehen. —

Keine physikalische Erfahrung ist älter und instinktiver, als die des mechanischen Gleichgewichtes. Unser Knochengerüst, unsere Muskeln, der ganze Körperbau sind unsere ersten und ständigsten Lehrer des Gleichgewichtes, sowohl im Leben des einzelnen, wie im Verlauf der Menschheitsentwicklung.

Aber zu den Lehren des Eigenkörpers kommen die Gleichgewichtseindrücke aus der Umwelt hinzu.

Wie mannigfach diese in den verschiedenen Himmelsstrichen der Erde sein müssen, ergibt schon die Betrachtung der Gestalt und Lebensweise der unterschiedlichen Arten von Pflanzen und Tieren bei uns und in den Tropen. Aber auch innerhalb dieser großen Kreise zeigen sich die reichsten Unterklassen und individuellen Unterschiede, die in ihrer unabsehbaren Mannigfaltigkeit zahllose Empfindungsweisen des Körpergleichgewichtes kundtun und zu deren Nacherleben anregen müssen.

So bedenke man, wie die sanfteren und stärkeren Winde bis zum dräuendsten Sturm und Orkan die Stämme, Kronen, Äste und Zweige unserer Nadelbäume und wie anders sie die der Laubbäume bewegen, schaukeln, wiegen, schütteln, rütteln oder zausen. Wie werden die hangenden Zweige der Weide über Erde und Wasser gefegt, wie einheitlich und übersichtlich schaukeln sich Pappeln, Fichten und Tannen in ihren Hüften, wie mächtig widersteht dem Sturmheer der Stamm einer ur-

alten Eiche, während der junge Unterwuchs und die ganze Sippe der Kräuter durcheinandergepeitscht wird und nach dem Winde pfeift.

Aber neben diesen Kindern des milden oder rauhen Klimas nehmen sich die gewaltigen, schlanken Riesen des Urwalds, die in Dunkelheit gehüllt, von Lianen, Kletterpalmen und blütenreichen Schmarotzern umrankt, umwunden, gewürgt, nach dem Lichte des Himmels streben, wie verborgene Titanen aus, deren Ringen nach Herstellung des gestörten Gleichgewichts meist nur geahnt und erschlossen werden kann. Aber die vereinzelten, auf besonderem Standort lebenden Arekapalmen oder Farnbäume zeichnen sich um so klarer am Himmel ab, offenbaren um so deutlicher ihre harmonischen Bewegungen und Schwingungen. Es ist als sähe man einen Tanz elfischer Gestalten, deren Füße festgebannt sind, deren Rumpf und Haupt um so freier sich wiegen, deren Haare nach der Richtung des Windes fluten und flattern. Und welcher Reichtum an stützenden Wurzeln und festhaltenden Haftorganen gibt sich im Tropenwald kund, gleichsam als Ausdruck der reichsten Schutzwehr gegen ein Heer von Gleichgewichtsfeinden.

All diese Eindrücke der Menschen verbinden sich mit den Empfindungen der Störung, der Herstellung, des Schutzes des eigenen Gleichgewichtes, um verwandelt in Gefühle geistiger Äquivalenzen überzugehen.

Selbst dem Urmenschen muß also die triebhafte Anpassung an die Störungen des Gleichgewichts sehr geläufig gewesen sein. Sie wirkte auch derartig auf das emotionelle Seelenleben, daß sich eine festgewurzelte Neigung herausgebildet hat, für alle Störungen des Körpers und des Geistes wenigstens kaum bewußt nach einem von außen zu erzielenden, interindividuellen seelischen Ausgleich zu streben. Solcherweise wurde gewiß der Austausch von persönlicher Arbeit, Fähigkeit, Vervollkommnung, der Austausch von geistigen und stofflichen Gütern gefördert und sowohl in der Form wie in dem quantitativen Ausmaß wesentlich mitgestaltet. Ebenso wurde der Mangel an Hilfe oder eine aktive Bedrohung und Schädigung durch Entziehung der eigenen Hilfe oder mittels eigener Äußerung von Bedrohung beziehungsweise eigener Vollführung der Schädigung beglichen. Durch die äquivalente Entschädigung in Form einer „Maßregelung", einer „Rache" und „Strafe", einer gesetzlichen Zufügung gleichen Schadens, und in Gestalt einer zauberkräftigen Formel, eines Fluchs, eines Schimpfs und Tadels wird also

die Störung eines seelischen, gruppenhaften Gleichgewichts wenigstens einseitig aufgehoben.

Allmählich mußte sich aus der wechselseitigen physischen Hilfe die als Ausgleich gestörten Gleichgewichtes empfunden wurde, mehr und mehr der Austausch geistiger Äquivalenzen entfalten.

Aus materiellem Lohn und physischer Strafe mußten durch Entsinnlichung und Verfeinerung geistiger Lohn und geistige Strafe erwachsen. Auf diesem Wege ist die Wertung entstanden, welche das geistige Gleichgewicht unter Mitgliedern einer menschlichen Gemeinschaft herstellt durch Austausch zwischen „Billigung" und einer Gabe, anderseits zwischen „Mißbilligung" und einer Schädigung.

Es ist ersichtlich, daß im Laufe der Zeiten diese beiden Wertungsweisen als Tauschverfahren von der Entwicklung der sozialen Hilfsinstitutionen, des Handels und des Handelsverkehrs, nach Ausdruck und Inhalt wesentlich mitgestaltet werden.

Insbesondere hat ein gewaltiger Zweig des Handels, der Austausch von Arbeit und Lohn, den Geist und die Formen der Billigungswertung erheblich beeinflußt. Wie man einem Arbeiter nicht nur für sein Werk, sondern auch für dessen Verfertigung, somit für Art und Dauer seiner Handlungen, in Geld oder Naturalien bezahlt, so werden Absichten und Taten auch mit Wort, Ausdruck und Gebärde einer Billigung beglichen. Nicht selten wird auch das bloße Ausbleiben einer Mißbilligung schon als Bezahlung und Lohn empfunden. Die Machtverhältnisse unter den Menschen sind eben nicht häufig nach Maßgabe der Feinfühligkeit und der geistigen Entwicklung der Arbeitgeber verteilt. Sehr viele darunter fügen eben zur Geldbezahlung Verachtung und Schelte hinzu. So mancher arbeitet also länger und angestrengter als nötig, um sich zum Lohn auch Frieden zu erkaufen.

Wie der Verkauf von wirklich oder vermeintlich „schlechter" Ware, so wird auch eine Arbeit, die dem Arbeitgeber nicht zusagt, von „Kunden" und „Meistern" aus Rache oder behufs Vorbeugung mit Entziehung des Lohnes, mit Zufügung von Schmerz oder Unlust beantwortet.

„Billigung"—„Mißbilligung" bzw. „Selbstbilligung"—„Selbstmißbilligung", gebraucht als mehr oder minder bewußtes Mittel „verfeinerter", „vergeistigter" „Beloh-

nung" oder „Bestrafung", werden zu „Lob" — „Tadel" bzw. „Selbstlob" — „Selbsttadel". —

Je mehr der Charakter einer Entlohnung oder Bestrafung zu Bewußtsein gelangt, desto stärker vermag er die Expansion der Leidenschaft oder des Gefühls innerhalb einer Wertung zu hemmen. Besonders erkaltend und entwürdigend wirkt es auf „Lob" und „Tadel", wenn sie ohne Überzeugung, bloß für grobe Bezahlung in Form von Geld, Naturalien, sinnlicher Lust oder ebenso erheuchelter Billigung entlohnt werden. In zahllosen Fällen wird sogar bloß nach dem Ausdruck des „Lobes" oder „Tadels" verlangt und auf den geistigen Inhalt, auf die Aufrichtigkeit der Wertung willig verzichtet.

Aber noch häufiger kommt es vor, daß eine aufrichtige Wertung, ohne jegliche Absicht, zu belohnen oder zu bestrafen, die bloße Ausdrucksform und Gebärde von Lohn oder Tadel instinktiv und unbewußt annimmt, weil der naive Egoismus, die unermeßliche Verbreitung des Handels und Austauschs gerade diese Wertungsweise zur meistverbreiteten und populärsten gemacht haben. Selbstverständlich müssen auch dann noch mit der unwillkürlichen Äußerungsgestalt Nachklänge und Nachbilder von Lob und Tadel, wenn auch noch so wenig bewußt, in die Billigung oder Mißbilligung einfließen.

Wie der Handel in verschiedenen Zeiten zur Einengung oder Erweiterung, Verrohung oder Verfeinerung des Gefühls und des Denkens mächtig beitrug, so hat er auch die Formen und Weisen der Wertung, insbesondere des Lobes und des Tadels in hohem Maße beeinflußt. Dies kommt schon in Wendungen wie „teurer Freund", „teure Erinnerung", „teures Erlebnis" zum Vorschein. Zur Zeit des unmittelbaren Austausches von Naturprodukten konnten Lob und Tadel nicht in so bewußter und schamloser Weise zum merkantilen Großbetrieb werden wie in einer raffinierteren Handelskultur. Wohl hat auch der primitive Naturtausch dieser Wertung Charaktere von etwas Dinglichem, außerhalb des Gefühls Stehendem aufgedrückt, hat den praktischen Egoismus ihrer Beziehung erhöht. Aber wenigstens umgab er die Billigung und Mißbilligung mit Nachbildern natürlicher Vorgänge, wie Ackerbau und Waldroden, Berieselung der Gefilde, Fruchtlese und Kelterung, Viehzucht und Hütung, Jagd und Hirtenleben. So konnten Lob und Tadel immer noch starke Naturgefühle aus den umgebenden Auen und Wäldern

saugen und die Enge des Egoismus durch nachhaftende Bilder der Weite lockern. Leicht konnten die Wertenden und Bewerteten im Austausch geistiger oder stofflicher Güter an die weiten Fernen der Felder und Heiden, der Steppen und Wüsten, Ströme und Meere erinnert werden. Diese waren es ja, welche die erwünschten Produkte der Nahrung und des Genusses erzeugten und zugleich ihren Rücken zum Verkehrswege darboten. Sie waren der Boden, aus dessen heiligem Schoße das ersehnte Leben emporwuchs, den kaufenden und schenkenden Austausch weckend, den Verkehr, die Wanderlust, Erfindungsdrang, Entdeckungstrieb gewaltig fördernd. Die „Mutter Erde" und das heilige Meer wurden zu Gottheiten, deren mächtiger Geist allen Austausch der nährenden und genußbringenden Güter durchdrang und in dem Austausch geistiger Werte nachzittern mußte.

Wurde vorzeiten ein Bauer, wurde ein Hirte gelobt, so war es so manchem unter ihnen, als schlürfte er heiligen Wein, der seine Adern mit dem Leben des Gottes, seine Seele mit dionysischem Geiste erfüllte. Wohl war es ein Tausch, aber ein Tausch unter offenem Himmel. Wohl war er egoistisch und eng, aber weit offen ließ er die Pforten, die ins Freie führten, hinaus zu den seligen Gefilden, hinauf zu den Sternen und Göttern.

Wie sehr Handel und Wandel dem Lob und Tadel außer Formen des physiognomischen Ausdrucks, der Gebärden und Rhythmen auch Metaphern, Symbole und Gleichnisse aus dem täglichen Austausch von Gütern und Hilfeleistung liefern, offenbaren viele Dichtungen aller Zeiten. Das Hohe Lied, von dessen Bildern die Mystik des ganzen Mittelalters beeinflußt wurde — holt seine Lobesgleichnisse aus dem Bereiche des Hirtenlebens, der Jagd, der Weinpflanzung, der Gartenpflege, der Baukunst, der Goldschmiedekunst hervor. Es ist da eine Synthese, eine verdichtete Essenz der Naturschönheit, der Kunststeigerung und Verzierung geboten, mit leisem aber dazwischen stärkerem Nachklang praktischer und ökonomischer Wertung.

Daher verlieren die Vergleiche etwas von ihrer Unmittelbarkeit, von Naturfarbe und Erdgeruch, und wirken nicht selten geziert oder künstlich trotz aller Schönheit des zarten Liebeshauches. Wie wunderbar poetisch und plastisch beginnen oft die Bilder, um sehr bald ins merkantile oder praktische Leben des Alltags gezerrt zu werden.

„Wer ist die, die heraufgeht aus der Wüste
wie ein gerader Rauch,
wie ein Geräuch von Myrrhe, Weihrauch und allerlei Gewürzstaub des Krämers."

. . . „Mein eigener Weinberg ist vor mir (der Sulamith). Dir Salomo gebühren tausend (Silberlinge), aber zweihundert den Hütern seiner Früchte." —

. . . „Deine Zähne sind wie eine Herde Schafe, die aus der Schwemme kommen, die allzumal Zwillinge haben, und es fehlt keiner unter ihnen." —

Sehr verbreitet waren immer als Bilder des Lobes Vergleiche mit kostbaren Gegenständen des Reichtums, des Handels und Opfers, die zugleich sinnliches oder geistiges Wohlgefallen erregen. In alten Marienliedern wird Jesus fast dionysisch mit einem Weinkorn vom Himmel verglichen, der zu Weihnachten als Wein geboren ward.

Maria erscheint als Rosengarten, als süße Mandel, als Wünschelstab, als Schiff, geladen bis an seinen höchsten Bord. Ein naiver Volksdichter steht nicht an, ihren Wert mit Handelsmaßstäben zu messen: „Ein Heller und ein Pfennig, das ist ein kleiner Wert; Maria Königinne, ist aller Ehren wert[1]."

Besonders beliebt sind wertende Vergleiche mit Gold, Eisen, Silber, allerlei Kleinodien, Tieren und Blumen, teils wegen ihrer Zauberkräfte und Schönheit, teils wegen ihres Wertes als Opfer und als Tauschschatz; Vergleiche mit Diamanten, Perlen, Rubinen, mit Rosen, Lilien, Chrysanthemen und Lotosblumen. So lobt Sulamith im Hohen Lied ihren Bräutigam: „Seine Hände sind wie goldene Ringe, voll Türkise. Sein Leib ist wie reines Elfenbein, mit Saphiren geschmückt. Seine Beine sind wie Marmelsäulen, gegründet auf goldenen Füßen."

Wie gewaltig der Einfluß des Hohen Liedes und der Psalmen, somit auch deren Wertungsweisen war, zeigt sich am deutlichsten in den ausführlichen, symbolisch religiösen Deutungen, welche selbst die größten Heiligen ihnen angedeihen ließen, wie in den lateinischen und italienischen Hymnen des Mittelalters. Ich will nur die Schriften von Johann vom Kreuz hervorheben und den fast pantheistisch anmutenden Hymnus des heiligen Franz von Assisi, der starke Anklänge an die Psalmen Davids, insbesondere an den 148ten, aufweist.

Selbst dieser große Ritter des Friedens, der intensivsten und sublimsten Reformatoren einer, konnte sich nicht von der primitiven Gebetsform des Lobes befreien.

---

[1] Otto Zoff: Alte deutsche Marien- und Weihnachtslieder.

Kaum eine andere Pflanze ist so geeignet, das innige Verhältnis zwischen Handel, Religion, Kunst und der lobenden Wertung zu vergegenwärtigen, wie der ägyptische und indische Lotus.

Seine Wurzeln und Früchte dienten schon in der Urzeit Ägyptens zur Nahrung, und noch heute werden sie von der ärmeren Bevölkerung nicht verschmäht. Die Lotusblume war Isis, Osiris und Horus geweiht, ebenso wie sie im indischen Kultus, selbst im Buddhismus eine außerordentliche Bedeutung erlangte.

Was Wunder, daß sie in Kunst und Poesie, und nicht weniger im geselligen Verkehr, sowohl der Zier wie dem Ausdruck von Verehrung, Liebe, Entzücken diente, aber zugleich als Äußerung des Lobes, welchem noch der Austausch des Marktes deutlich anhaftet.

Zum Glück gemahnt uns das Lob eines Menschen jetzt wie zu allen Zeiten auch an seine Arbeitsbereiche, an Lust und Freude, die ihnen entsprießen. Man fühlt, daß er die geistigen Güter, die er von uns empfängt, mit der Genugtuung vergleicht, die ihm die gewohnteste Beschäftigung, die trauteste Freude gewährt. So genießest du mit dem lobenden Ackersmann die Muße nach Schnitt und Schöbern, den Reichtum wogenden Kornes, so erfreust du dich mit dem lobenden Maler der herrlich geglückten Gemälde. Du fühlst in ihrem Lob diese Freuden, auch wenn sie nichts davon erwähnen und wenn sie ganz anderes loben. Denn fast immer schwingt in den Worten und Rhythmen, in Ausdruck und Gebärde ihrer Wertung ein Nachklang ihrer trautesten Neigung fort. Und wünschen sie durch Lob eine Freude zu erzeugen, so ist sie gewissermaßen nach dem Bilde der eigenen Lust gedacht. —

Wie sehr der Austausch von Pflanzen und Früchten andere Formen und Gefühle der lobenden und tadelnden Wertung schenkte, als der von Tieren und Menschen, offenbaren uns uralte Sagen und Mythen.

Wenn wir auch mit der Vernichtung pflanzlichen Lebens anthropomorphe Vorstellungen vom Tode menschenartiger Gefühle und Erlebnisse verbinden, so kann für die Pflanzen selbst im Zeitendämmer uralten Aberglaubens kein Mitgefühl von so instinktiver, ständiger Unmittelbarkeit und Intensität bestehen, wie für Tiere oder Menschen. Der Schnitt von Getreide, das Dreschen des Kornes, das Pflücken und Schütteln des Obstes, das Pressen und Dörren der Früchte können niemals so grausame und erbarmungslose Gefühle in die Handlungsemp-

findungen und von da aus in die Stimmungskelchlein des „Lohnes" und des „Lobes" legen, wie das wilde, mordlustige und blutgierige Abschlachten, Verbrennen und Begraben reichbeseelter Wesen.

Mir wollte es schon in meinen Kinderjahren nicht recht eingehen, warum Jehova das blutige Opfer Abels der blutlosen Darbringung Kains vorgezogen hatte. „Und der Herr sah gnädig an Abel und sein Opfer; aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an. Da ergrimmte Kain sehr und seine Gebärde verstellte sich."

Dem grausamen Gott war, wie den meisten Göttern urgrauer Zeit, der Rauch von verbrannten Tieren ein „süßerer Geruch" als der Duft von Blumen und Früchten. Die moralische Deutung dieser Parteilichkeit Jahves, mittels Hervorhebung von Kains geringerer Frömmigkeit, ist wohl ein späteres Einschiebsel seitens geistiger und moderner empfindender Priester. Der Sage wurde durch diese Willkür wahrhaftig kein künstlerischer Dienst erwiesen. Sicherlich hat der ursprüngliche Dichter daran nicht gedacht, aber der ganze Verlauf der Handlung, die widerlichen Fluch- und Rachegelüste Jahves, die plötzlich ausbrechende Leidenschaft Kains und die ebenso plötzlich eingetretene Reue und Selbstverurteilung, dies alles weckt leicht die Überzeugung von einer größeren Unschuld des Mörders, einem unseligeren Befangensein in einer unheilvollen Suggestion, als dies die Worte des opferlüsternen Jehova verraten.

Der unterschiedliche Einfluß, der vom Berufe des Hirten und des Ackermannes ausging, wurde nicht selten dadurch ausgeglichen, daß beide gelegentlich auch das Jagdhandwerk ausübten und Opfer von Tieren darbrachten. Der Verkehr mit Pflanzen unter freiem Himmel muß zum Verkehr mit Tieren und größerem Verständnis für diese führen. So bewirkt auch umgekehrt ein häufiges, selbst kampfreiches Zusammentreffen mit beseelten Geschöpfen nicht nur eine Erhöhung des Interesses für sie und oft eine Steigerung und Erweiterung des Mitgefühls, sie bringt auch das Leben der Pflanzen, der Gesteine und des Himmels nahe. Wer sich die Jägerstücklein angehört oder sie in altem Bücherkrempel betrachtet hat, dem konnte dabei, neben der Abstumpfung gegen den Schmerz und die Lust der Kreatur, auch eine gewisse Zärtlichkeit und gutmütige Regung kindlicher Liebe für die Freude spendenden Tiere nicht entgehen. Es scheint, daß den meisten Jägern infolge

der Abstumpfung kaum das Bewußtsein vom Mord aufdämmert, den sie in der Leidenschaft des Pirschens vollführen.

Nicht immer ist also die Jägerei mehr verrohend als ein Beruf, der von Pflanzen und Tieren ständig fernhält und einem den Himmel verdeckt.

Alte Chroniken und Sagen erzählen von einer Liebe und Treue der Weidmänner gegen ihre Jagdhunde, die der Anhänglichkeit dieser Tiere an ihre Herrn und Meister ebenbürtig ist. Wenn urwüchsige, tiefe Liebe, und sei es nur für ein Tier, die Wertung veredelt, so muß man gestehen, daß auch das „edle Weidwerk" viele kindliche Treuherzigkeit neben Roheit, so manche Farben und Düfte des Gefildes neben dem Nachbild vergossenen Blutes und dem Nachklang des Angstschreis und Röchelns in Lob und Tadel der Jagdgeschichten gebracht hat. Von da und von der unmittelbaren Wertung im Kreise der Nahen kamen die gemischten Farben und Stimmungen des Gejägds ins gemütliche Geplauder der Nachbarn, in die Gespräche, Flüche und Lobeserhebungen der Gutsherrn und des Gesindes, in das seltsame Sinnen der alten Pflegerin und Amme, in das Geträume der Kinder, in die Märchen, Sagen und Mythen. —

Die Götter verlangten für alle Gaben, die sie den Menschen verliehen hatten oder zu bieten gedachten, eine Gegengabe. Für Nahrung und Leben, für Sieg und Frieden, Tugend und Weisheit, und selbst für die „Erschaffung der Welt" heischten sie ein „Opfer" in der Art merkantilen Ersatzes der überkommenen und zeitgenössischen Handeskultur, die ihrerseits von den Weisen der Kriegführung, der Regierung und des Völkerverkehrs abhängig war. Wie die siegreichen Feldherrn und die herrschenden Häupter auf einen Teil der Beute Anspruch erhoben und dieser wie auch dessen Erfüllung die Gestalt einer handelsartigen Forderung und Entlohnung annahmen, so trat die Gottheit zum Teil als Oberhaupt und Handelsherr und nicht selten als führender Feldherr an die Menschen heran, um Bezahlung, Entschädigung und Opfer zu verlangen.

Wie ausgeprägt dieses Verhältnis schon in grauester Urzeit war, kann man aus babylonischen Gebeten ersehen. In einer „Flötenklage", einem sumerischen Liede, das sich an den Götterherrn Ellil wendet, wird Lob und Frucht als Gegengabe gespendet.

„Herr, Weisheit des Landes . . . Held, der die Mannen bei Wohlsein erhält . . .
Besitzer der weiten Erde . . . Oberster der Erde . . .
Vater Ellil, der das Kraut sprießen läßt, bist du, der das Korn sprießen läßt, bist du,
Ellil, dein Glanz, in der Meerestiefe die Fische erleuchtet er,
Die Vögel des Himmels, die Fische der Meerestiefe, du sättigst sie!
Vater Ellil, mit erhabenem Gesange kommen wir, das Beste wird im Korbe dir als Geschenk dargebracht.
Herr des Landes, Feigen an (Deine) Stätte setzen wir hin . . .
die richtige Gabe, die reichliche Gabe, nimm sie an!"

Wir sehen bereits in diesem uralten Hymnus, wie der Versuch, den allmächtigen Gott durch materielle Spenden zu entschädigen, gleichsam schamvoll hinter die geistigen Gaben des „erhabenen" Gesanges und des begeisterten Lobes zurücktritt[1].

Im dritten Buch Mose werden die unterschiedlichen Opfer aufs deutlichste geschildert, die Brandopfer, Speisopfer, Dankopfer, Sünd- und Schuldopfer. Aus diesem Gemälde geht ohne Zweifel hervor, daß es sich um einen Tausch, eine äußerst differenzierte merkantile Entschädigung und um eine Herstellung des geistigen Gleichgewichtes sowohl bei der Gottheit wie beim Opferer zu tun ist.

Es ist auch ersichtlich, daß der Einfluß der Handelsformen teils unmittelbar entstanden ist, teils durch das Medium der sozialen Rangordnung gegangen ist. Denn es werden die Standesunterschiede der Opfernden und die Verschiedenheit der zu entrichtenden Gaben der Wohlhabenheit und der Armut gemäß hervorgehoben.

„ . . . so der Priester, der gesalbt ist, sündigen würde, . . .
. . Wenn die ganze Gemeinde Israel etwas versehen würde . . .
. . . Wenn aber ein Fürst sündigt . . . Wenn aber eine Seele vom gemeinen Volk etwas versieht und sündigt . . . (4. Kap.)
. . . Wenn's nun geschieht, daß er sich an der einen verschuldet und bekennt, daß er daran gesündigt hat, so soll er für seine Schuld dieser seiner Sünde, die er getan hat, dem Herrn bringen von der Herde eine Schaf- oder Ziegenmutter zum Sündopfer, so soll ihm der Priester seine Sünde versöhnen. Vermag er aber nicht ein Schaf, so bringe er dem Herrn für seine Schuld, die er getan hat, zwei Turteltauben oder zwei junge Tauben . . ." (5. Kap.)

Schon im 5. Buch Mose zeigt sich deutlich der Übergang vom rein materiellen Austausch zum Eintauschen stofflicher Güter Gottes gegen Lobspenden der Menschen:

[1] Babylonische Hymnen und Gebete in Auswahl. Dr. H. Zimmern

„Denn der Herr, dein Gott, führt dich in ein gutes Land, ein Land, darin Bäche und Brunnen und Seen sind, die an den Bergen und in den Auen fließen; ein Land, darin Weizen, Gerste, Weinstöcke, Feigenbäume und Granatäpfel sind; ein Land, darin Ölbäume und Honig wachsen;
ein Land, da du Brot genug zu essen hast, da dir nichts mangelt; ein Land, des Steine Eisen sind, da du Erz aus den Bergen haust.
Und wenn du gegessen hast und satt bist, sollst du den Herrn, deinen Gott, loben für das gute Land, das er dir gegeben hat." (8. Kap.)

Aber welch reines Himmelslicht dringt durch diese stofflichen Nebel in die Seele der Propheten! Mit gewaltiger Kühnheit und Klarheit wird das wilde Unwesen blutiger Opfer gebrandmarkt und das Volk zur heiligen Geistigkeit vermahnt.

„Dies ist das Gesicht Jesaias, des Sohnes des Amoz . . .
Höret, ihr Himmel und Erde, nimm zu Ohren! denn der Herr redet.
. . . Was soll mir die Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer von Widdern und des Fetten von den Gemästeten und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und Böcke.
. . . Und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch; und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht,
denn eure Hände sind voll Blut.
Waschet, reiniget euch, tut euer böses Wesen von meinen Augen, laßt ab vom Bösen.
lernet Gutes tun, trachtet nach Recht, helfet dem Unterdrückten, schaffet dem Waisen Recht, führet der Witwe Sache." (1. Kap.)

Aber das Zeitalter der Propheten war noch zu sehr im Geist des uralten Herkommens befangen, als daß es vermocht hätte, sich von der Schmarotzerumschlingung des merkantilen gefühlshemmenden Geistes völlig zu befreien.

Und ist es später dem Christentum gelungen, eine große Vergeistigung in der Beziehung zu Gott und Himmelsgemeinschaft zu erzielen, vom Geiste der Opferspenden, des erkaufenden und bezahlenden Lobes vermochte es sich ebensowenig frei zu machen wie das elohistische Judentum. Nicht nur wird dem „Getauften", der „gebeichtet hat", der die Gebote Gottes befolgte, das Paradies und der Beifall Gottes als Entlohnung vor Augen geführt, Gott selbst will für seine Gnaden, für die Beachtung und Hilfe, die er einem zuteil werden läßt — durch geistige Gegengaben bezahlt, durch Tugenden, ausschließende Aufmerksamkeit, lobende und dankende Gebete und Selbstzerstörung entlohnt werden. So mancher Heilige litt unsäglich darunter, Gott oder Jesus wenigstens zeitweilig keine uneigennützige, reine Liebe entgegenbringen zu können,

weil er darin durch Gedanken an „Ewigen Lohn" gewaltsam behindert wurde.

Wie tief selbst in die höchste religiöse Wertung die Form des merkantilen Opfers eindringen kann, geben zahlreiche Hymnen des Rigveda und die Upanishads des Veda kund. Selbst in der suchenden, das tiefste Bewußtsein aufwühlenden Betrachtung des Weltschöpfers wiederholt ein Sänger unermüdlich in einer jeden Strophe die Frage: „Wer ist der Gott, daß wir ihm opfernd dienen?" Es scheint, daß ihm das merkantile Opfer zur höchsten Form des Lobes und der Verehrung geworden ist, aber zugleich das unfehlbarste Mittel darstellt, „Güter" zu erwerben:

„Prajapati, du bist es und kein andrer,
Der alles dies Entstandene umfaßt hält.
Zuteil werd' uns, was wir, dir opfernd, wünschen;
Uns, die dich kennen, mach' zu Herrn der Güter[1]!"

Aber weit entfernt, den Menschen das Amt und die Vorteile der Opfertätigkeit gänzlich zu überlassen, übernehmen auch Götter, selbst die höchste Gottheit, die Vollführung der so einträglichen Handlung:

„Der, opfernd sich in alle Wesen
Als weiser Opfrer senkte, unser Vater,
Der ging, nach Gütern durch Gebet verlangend,
Ursprungverhüllend in die niedre Welt ein[2]."

Ja, die Götter, Selige und Weise erachten als ihrer „Darbringungen" höchste die Verbrennung Purushas, des Weltschöpfers, aus dessen einzelnen Gliedern Tiere und Menschen, Erde und Himmel und die Götter Indra, Agni und Vâyu entstanden sind. Dieses Opfer gilt sogar dem Geopferten selbst, der, wie in so vielen anderen Mythen, durch den erlittenen Tod wahrscheinlich zum Gotte ward.

Aber wie in der Gottesverehrung der Propheten, im christlichen Lobe Gottes, so haben sich auch in den Upanishads und selbst im Buddhismus merkliche Züge des alten merkantilen Güteraustausches, wenn auch in vergeistigter Form, erhalten. Auch andere Religionskulte haben eine ähnliche Wandlung durchgemacht, ohne im ganzen die höchste Stufe erlangt zu haben, wo die Hingebung und Wertung frei wäre von jeglichen eigennützigen Tauschmerkmalen.

Es ist aus dem bisherigen Gang der Untersuchung ersichtlich, wie sich die unermeßlichen Fluten des Tauscheigennutzes und dessen merkantiler,

[1] Deussen, Die Geheimlehre des Veda (Leipzig 1911). Das Suchen nach dem unbekannten Gott, S. 4. [2] Deussen a. a. O., S. 6. Der Allschöpfer.

ſtandesmäßiger, beruflicher, familienhafter, nationaler und religiöſer Form in die Seele der Kinder, Jünglinge und Erwachſenen ergießen mußten, ſomit in deren Wertungsweiſen des Lobes und des Tadels in Moral und Gewiſſen. In unſerer Zeit haben ſich noch viele Züge der alten religiöſen und merkantilen und anderer Formen der Billigung und Mißbilligung erhalten. Gleichwohl haben ſie mit dem religiöſen Niedergang viele der ſtärkſten Antriebe zur Vergeiſtigung und Gefühlserhöhung eingebüßt und um ſo leichter einer automatiſchen Merkantiliſierung von Lob und Tadel Raum gegeben. Dieſe mußte mit dem Emporkommen des Geldes, des ſtarrſten Tauſchmittels, und der kapitaliſtiſchen Wirtſchaftskultur um ſich greifen. Nur eine religiöſe Erneuerung, wo merkantile Tauſchgefühle keinen Platz finden könnten, wird „Lob" und „Tadel" aus dem geſelligen Verkehr, aus der Erziehung des Kindes, aus Kunſt und Gewiſſen verdrängen.

Es wird keine gierigen Götter geben, die alles, was da iſt, Menſchen und Tiere, Himmel und Erde, als ihr rechtmäßiges Eigentum betrachten und geiſtige Fähigkeiten, Liebe und Andacht, Arbeit und Schaffen, Größe und Heiligkeit als ihnen zukommenden Tribut, als Bezahlung und Opfer fordern würden.

Auch ſolche Götter werden verſchwinden, die für das Ausbleiben erheiſchter, erwünſchter Gaben in Form von „Tugenden" oder „Frömmigkeit" und für das Übertreten der „göttlichen" Gebote Strafen verhängen und vollziehen. Feinfühlige, religiöſe Menſchen werden es als Frevel erachten, die Höchſten des Himmels zu „loben" oder ſie mit „Tugend", „Andacht" und „Gebet" zu belohnen. Sie werden aber auch das Beloben eines Künſtlers, eines Werkes der Natur und des Weltalls als Hochmut und Nachklang von Merkantilismus verwerfen.

An Stelle des „Lobes" wird der Ausdruck ſpontanen, unmittelbaren Luſtgefühls treten, ein Ausdruck der Freude, des Entzückens, der Seligkeit, aber ohne die geringſte Neigung für die empfangenen Erlebniſſe durch deren Äußerung zu „bezahlen". —

Um ſo naiver und freier wird dann der Ausdruck des Wohlgefallens und der Liebe vom Verlangen durchglüht ſein, dem Erwecker dieſer Gefühle, teils durch deren Äußerung, teils durch anderes Verhalten Luſtgefühle zu gewähren. Dieſes Verlangen wird alſo nur von Liebe und Verehrung beherrſcht und geleitet werden, und ihm wird die Gewohn-

heit des Tauschgeschäftes wenigstens in Dingen des Geistes, selbst in der geistigen Form von „Lob" und „Tadel" weichen müssen.

Dann wird auch dem Kinde gegenüber Entlohnung und Strafe, „Lob" und „Tadel" verschwinden und verstummen, um dem Ausdruck von Liebe und Wohlgefallen oder von liebevoller Entrüstung, aber ohne jegliche Beimengung weltlichen oder pseudoreligiösen Tausches alleinig Raum zu gewähren. Die Religion, die Kunst, die Erziehung und nicht am wenigsten der Schwund der bisherigen ökonomischen Verhältnisse, welche den groben Warenaustausch förderten, werden diese Wandlung der Billigungswertung, mithin auch des Gewissens herbeiführen. Sie werden sie herbeiführen auf dem Wege der Verfeinerung des äußeren und inneren Kultes, der künstlerischen Gestaltung reinster Geistigkeit, uneigennützigster Hingebung und Verzückung; auch durch Kindheitslenkung mittels Teilnahme, Verständnis und Mitgefühl und durch Schaffung verfeinerter ökonomischer Verhältnisse im Sinne größtmöglicher Förderung der geistigen Fähigkeiten der Menschheit.

Ruhm

Je nach Art und Ausdruck können „Lob" und „Tadel" den Charakter des „Zustimmens" und „Beipflichtens", der „Entrüstung" und „Verachtung" oder die gruppensozialen Formen des „Beifalls", der „Anerkennung" und der „Verkennung", des „Rufes" und „Verrufes", des „Ruhmes" und des „Berüchtigtseins" besitzen.

Es ist, als sähe man aus dem Meere des menschlichen Lebens allerlei Gebilde auftauchen, die durch ihre Struktur, die Steifheit oder Biegsamkeit ihres Baues, die größere oder geringere Beweglichkeit und Empfindlichkeit ihrer Zweiglein und Knospen alles offenbaren, was die Mannigfaltigkeit der Strömungen und Wogengestalten an der Oberfläche und in der Tiefe erzeugen, was Unterschiede der Wärme, des Lichtes, des Druckes und der elektrischen Erscheinungen hervorbringen. Wie fühlt man es schon bei der Erwähnung des Wortes „Anerkennung", daß diese Wertungsweise ihren Ursprung in fast affektlosen Urteilen, in nüchternen Feststellungen juridischer und handelsmäßiger Urkunden gehabt habe. Erst durch kaum bewußte Übertragung auf lebendigere und gefühlsmäßige Werte entstanden auch intensive Äußerungen der Anerkennung. So bildete sich, wenn auch durch Verschmelzung der gesetzlichen Farbe mit der merkantilen „Dankbarkeit" die Schattierung der „Erkenntlichkeit".

Gleichwohl haften noch immer solchen Formen Züge offizieller Kundgebung, zeremonieller Steifheit und Kälte an.

Durch physische, stark sinnliche Erregtheit und Bewegung bildet der „Beifall" einen äußersten Gegensatz zur Ruhe und Sitte der „Anerkennung". Aber beiden gemein ist die Neigung, Billigungen ins Leben einer näheren oder ferneren Gemeinschaft hinauszutragen. In ihrer juridischen oder merkantilen Form soll die Anerkennung bezeugen, daß ein Vorgang sich so verhalte, wie es eine Gemeinschaft, ein stellvertretender Mensch oder Gruppe urkundlich festgestellt hat. In einem mehr affek-

tiven Verkehr dient sie, wie der Beifall, außer der unmittelbaren Belohnung oder Aufmunterung, oft dem Werben anderer Mitglieder einer Gemeinschaft um eine ähnliche Billigung. Dies geschieht zwar sehr oft in öffentlicher Kundgebung, in Wort und Schrift, Musik und Plastik, aber auch in aller Stille und kaum bewußt. —

„Beifall" und „Anerkennung" bilden also einen deutlichen Übergang von mehr individuellen und intimeren Wertungen zu mehr nach außen gerichteten, peripher gruppenhaften, interindividuell ausgebreiteten Arten des „Lobes" und „Tadels", wie „Ruf" und „Ruhm" oder „Verruf", „Berüchtigtsein", „Verschriensein".

Unter diesen ist der „Ruhm" am umfassendsten. Er kann sich am weitesten erstrecken, über Völker, Rassen und die Menschheit und selbst die bloßen Zuschauer mit dem Anblick größter Gemeinschaften in ihrem Werten bekannt machen.

Der Ruhm ist eine Organisation von Wertungen, die von Einzelnen und Gruppen innerhalb sehr großer Gemeinschaften ausgehen. Infolge der verhältnismäßig geringen Geistesstufe der Menschheit trägt er bislang zum großen Teil Züge von „Lob" und „Tadel" und von deren gruppenmäßigen Abarten wie „Anerkennung" und „Beifall", „Ruf" und „Verruf" in einem.

Aber die einzelnen Wertungen und deren in die Vergangenheit und in die Zukunft greifenden Nachbilder, sie alle, aus denen sich ein Ruhm aufbaut, bilden nicht eine Summe von Sondererlebnissen, sie befinden sich vielmehr in lebendigster Wechselwirkung. Je nach Art ihrer Beziehungen und Verhältnisse bilden diese Wertungen einen festen oder lockeren, dauernden oder vorübergehenden, äußeren oder tiefinnerlichen Geistesschatz des Ruhmes, welcher der Erhaltung, Verbreitung und Entwicklung einer Sache dienen kann. Wie die „Billigung" in Form von „Lob", „Anerkennung", „Verehrung", „Ehrfurcht" bei den freundlich Gesinnten die Sehnsucht, Hoffnung, Hilfsbereitschaft in bezug auf die bewerteten Fähigkeiten und Werke des „Berühmten" weckt, so ruft sie in Abgeneigten und Feinden „Mißbilligung" in all ihren Formen hervor, woran sich Abwehr und Kampf, Furcht und Verstimmung schließen. Wie man sieht, schwankt der „Ruhm" gewöhnlich zwischen den Extremen von „gutem Ruf" und „Berüchtigtsein", namentlich um so mehr, je größere Menschheitskreise und Entwicklungsunterschiede in Zeit und Raum er

umfaßt. Die größten Klassiker der Hellenen wurden von den Apologeten des Christentums nicht selten arg getadelt und verschimpft, ja die Götter selbst wurden nicht verschont und als Teufelsdämonen in die Hölle gestürzt. Jesus selbst erschien in den Augen griechischer und römischer Philosophen, Staatsmänner und Gebildeter als Charlatan oder armseliger Narr, ungefähr so, wie in der Meinung vieler „Aufgeklärten" der Neuzeit.

Im Verlaufe des Ruhmes ändern sich oder sterben dessen frühere Verbreiter, und andere kommen hinzu, wodurch sich die Verhältnisse der Wertungsströme verschieben und verwandeln, so daß sich die alten nur im Gedächtnis der Tradition teilweise erhalten und zum Teil verschwinden. Sofern die Wertungen des Ruhmes als einheitlich organisierte Glieder eines sehr weiten Gruppenprozesses sowohl zeitlich wie räumlich mehr zusammenhängende Verbreitung haben als die viel häufigeren und „gewöhnlicheren" Wertungen, so bildet der Ruhm im Meere des Weltverkehrs sehr auffallende Strömungen. Mit eigener Farbe, Richtung und Schnelligkeit ausgestattet, richten sie sich zwar nach dem Winde, aber anders als die alltäglichen Wellen und Wogen. Deshalb werden sie als Ausnahmeerscheinungen angesehen und empfunden. Die Bewertung, welche sie dadurch erfahren, erhöht Affekt und Intensität des Ruhmes selbst. Man liebt, bewundert oder haßt den Berühmten auch darum, weil er dem Berühmtheitsstrome angehört, der selbst als gewaltige Ausnahme nicht selten Charaktere des Genies, der Größe oder Göttlichkeit erlangt. Infolgedessen wird oft ein vielseitig minderwertiger Mensch durch seine „Berühmtheit" auch unter ungleich feineren und begabteren Menschen berühmt, weil sie durch ihre Verehrung des Ruhmes überhaupt bestochen und um ihr spontanes Urteil gebracht werden. Auch kann ein völlig unbegabter aber anspruchsloser Mensch durch die suggestive Gewalt des eigenen Ruhmes beirrt, an seine eigene „Größe" und an die „großen" Eigenschaften seines Geistes glauben, auf die sein Ruhm hinweist. Gehört zu diesen Eigenschaften auch eine „große Bescheidenheit des Genies", dann verliert der Arme all seine ursprüngliche Einfachheit und Natürlichkeit. Er wird herablassend und demütig, erhebt andere in den Himmel, tritt sich selbst in den Staub, um durch seine Bescheidenheit alle „Genies" und alle „Heiligen" zu übertreffen und auch an diesem Merkmal seine Größe zu genießen und erkennen zu lassen.

Hypostasiert, wird der Ruhm zur Persönlichkeit, beziehungsweise zur Gottheit, deren Eigenschaften geliebt oder gehaßt, bewundert oder verabscheut werden.

Allegorische und personifizierte Symbole des Ruhmes werden dadurch gefördert, daß seine Wertungen, von unabsehbaren Gruppen getragen, als Gesamtheit des Ruhmes nur durch kürzende, stellvertretende Anschauungen vergegenwärtigt werden können. Der unermeßliche Strom streift gleichsam unsere Seele und läßt durch sie einige Wogen und Wellchen vorüberfluten. Diese festzuhalten, ist Sache der zusammenfassenden Kürzung. In diesem verkleinerten Ruhmesgewässer des Geistes zeigt sich dann manch eine edle Gestalt, die ohne merkantilen Beigeschmack ihrer Liebe begeisterten und religiösen Ausdruck verleiht, und andere, die den Berühmten preisen und bewundern, loben oder tadeln, beneiden und hassen, kühl anerkennen oder ihm heftigen Beifall spenden.

Sofern der Ruhm zum Teil auf Weiterverbreitung der Kenntnis von einem Menschen und seinem Werke beruht, ist die Stimmung, die den Ruhm umgibt, von der Art des Verkehrs großer Gruppen, Truppen, Völker abhängig. Zur Zeit, wo noch die Kommunikation auf Zusammenkunft kleiner Nachbarstämme zu Fuß oder mittels Bootes angewiesen war, bildete der Ruhm mehr ein Ergebnis großer Zeiträume, als der irdischen Raumverbreitung. Die Farben und Bilder von Wertungen, aus denen er bestand, waren eintönig und homolog, aber um so intimer, kindlicher und von starkem Lokalkolorit. Der Ruhm unter primitiven Völkern ist in lauter Natur getaucht, denn diese ist es, die sie unmittelbar fördern oder vernichten wollen, die Rodung der Wälder, der Anbau von Getreide und Kräutern und Ausrottung wilder Tiere und feindlicher Stämme. Überdies ist es diese Natur selbst, die den Ruhm trägt, die Erde mit ihren Tälern, Hügeln, Bergen und Wäldern, das Wasser in Gestalt von Strömen, Bächen und Seen und Meeresstraßen, die Luft mit ihren unterschiedlichen Schallmöglichkeiten und ihrem Widerhall und selbst der Himmel mit seinen Sternen.

In Lichtungen fast undurchdringlichen Gewäldes erzählten sich Jäger und Krieger die Taten eines Helden, eines Häuptlings und verliehen der Sage etwas vom Dämmer des Dickichts, von den Lauten der Baumriesen und Sträucher, von deren Melodien und Rhythmen, von deren Krachen und Ächzen, Zischen und Wimmern, Knarren und Donnern.

Auch das Brüllen der Löwen und Tiger und des anderen Raubzeugs drang in Gespräch und Lobpreisung, teils zur Dämpfung der Stimmen drängend, teils zu Ausbruch von Schrei und Leidenschaft. Aber auch die lieblichen Laute der Vögel, die Farben und Düfte der Blüten strömten in die imaginäre Landschaft des Helden, in dessen geschilderte Träume und Taten, Kindheit und Reife.

Wie ist die Legende von Hiawatha, einem Heiland der Indianer von Wäldern umduftet, von Seen und weiten Prärien umleuchtet: Selbst in der Dichtung Longfellows hat sie nichts von ihrer Naturfrische verloren, nur die ursprüngliche Wildheit ist ihr abhanden gekommen.

„In den Vogelnestern der Wälder,
In den Bauten der Biber,
In den Hufspuren des Büffels,
Im Horste des Adlers"

hat der Sänger Navadaha die Sage erschaut und vernommen.

Selbst die Verschmelzung des stillen, vornehmen Erzählens eines Indianers mit dem Rhythmus des finnischen Epos vermochte nicht die Natürlichkeit der indianischen Legende zu verdrängen. Denn auch der Sänger der Kalevala hat seine Sagen aus Farben und Düften seiner Heimat geschöpft, die Lieder uralter Vorzeit aus dem Munde des Vaters und der Mutter vernommen. Er brach sie vom Heidekraut, von Büschen und Bäumchen, vom aufkeimenden Grase oder sammelte sie auf Seitenwegen, während er als Kind die Herden hütete. — Ähnlich hat der urslawische Sänger Bojan, zum Ruhme der Helden singend, in Gedanken die Wälder durchflogen, sich gleichsam in einen laufenden Wolf und einen fliegenden Adler verwandelnd. Seine prophetischen Finger legte er auf die Saiten, als ließe er zehn Falken los auf eine Herde von Schwänen. Dies bezeugt von ihm der spätere Sänger des „Igor", des unglücklichen Helden, welcher in dieser Dichtung eine Verherrlichung gefunden hat, eine Apotheose, durchtränkt von der Natur der Steppe. —

Der Hirt in der weiten Ebene der Niederung oder im Mattengebirge, auf der braunen Heide, auf uferloser Steppe, ist in Ermangelung der zahlreichen Gestalten des Waldes mehr als die Jäger und Krieger auf das kindliche Weben der Einbildung, auf Einkehr in sich selbst angewiesen. Doch trägt er in Sagen und Lieder des Ruhmes die Weite des Luftmeers, die Klarheit des Himmels, die Bewegung der Gräser, die Farben der Blüten,

das Weiden der Herde, das Traben der Pferde oder den Gang des Kameles hinein.

Die Weite, welche die Patriarchen umgab, der unermeßliche Gesichtskreis eines Moses hat der biblischen Sage einen gewaltigen Odem gegeben. Wir spüren ihn sogar noch im arabischen Koran, der Schöpfung Mohammeds, der von ähnlichen Lüften umflutet, von gleichen Fernen umgeben, die alten Schatten der Bibel in den Wüsten des Islam auferstehen ließ. —

Wie noch in unserer Zeit waren schon im grauen Altertum die Ströme und Meere Vermittler des Verkehrs, die sogar auf primitivsten Fahrzeugen den Menschen oft weiter trugen als Pferd, Esel oder Kamel.

Das heilige Wasser war es, welches oft den Namen, die Kultur, den Ruhm eines Stammes oder Volkes von einem Eiland zum andern, von Weltteil zu Weltteil wandern ließ. Das Wasser war bislang der Verkehrsweg des weitesten Ruhmes. Ihm haben wir also nicht nur die Kenntnis großer Menschen zu verdanken, die sonst vielfach in einem gottverlassenen Winkel dem Vergessen anheimgefallen wären, wir verdanken ihm die Wanderung der Sagen, Märchen und Chroniken, die Ausbreitung und gegenseitige Durchdringung der Künste, Wissenschaften, Erfindungen und Religionen, kurzum die weiteste Kenntnis der Völker und die wechselwirkende Ergänzung ihrer Einzelkulturen. So war das Mittelmeer Vermittler zwischen griechischem, ägyptischem und asiatischem Geiste, in Forschung und Philosophie, Kunst und Religion.

Wem wäre nicht der gewaltige Einfluß der Mauren auf die iberische Halbinsel und die gesamte Ritterkultur des Mittelalters bekannt, wem nicht der Austausch von Sage und Wissenschaft durch die Ritter der Kreuzzüge und die Einwanderung arabischer Gelehrter nach Europa? —

Wie die alten Hellenen ihre Mythen und Heldenverherrlichung von Insel zu Insel und schließlich ans asiatische Ufer brachten, so vermochte sich viel später ihr Wertungseinfluß, vielleicht durch Vermittlung der Römer selbst nach Irland, dem traumreichen Erin zu erstrecken.

Offenbart nicht der irische Held Maildun, zeigt nicht seine abenteuerreiche Meerfahrt Züge und Episoden der Argonauten und der Odyssee? Er ist nur durch den Geist des Christentums vertieft und vergeistigt. Er bildet gleichsam eine Synthese einerseits von einem bekehrten Christen und andererseits von Jason, Ödipus und Odysseus. Wie alle großen

Meerfahrer, wie Kolumbus, Maghellan, Cook wurden auch diese Helden der Sage von einem wogendurchtränkten Ruhm umwoben, einem Ruhm voller Bilder von Inselbewohnern, Seetieren und Pflanzen, Stürmen und Himmelserscheinungen, die zum Ziele führen.

Das Meer führte sie zu ihren Entdeckungen, aber es war auch dasselbe Meer, welches die Nachrichten von ihrem Werk übermittelte und ihren Ruhm auszubreiten vermochte. Die Vergöttlichung des Meeres mußte auch dem meerumrauschten Ruhme einen Gotteshauch verleihen. So wird Odysseus in unmittelbare Beziehung zu Poseidon gebracht. Dagegen vermag die Vergottung eines Stromes, wie die des Nil in Ägypten oder die des Ganges in Indien teils die Meeresstimmung durch die eigene zu bereichern, teils durch Abwendung des Augenmerks zu beeinträchtigen. Wie der gewaltige Poseidon fast ganz Griechenland und dessen Helden umwogt, so ernährt und bewacht den ägyptischen Boden der göttliche Nil, sucht Isis auf seinen Wellen den verlorenen Osiris. Der Inder reinigt die Seele in dem heiligen Ganges.

Der Ruhm der großen spätchristlichen Missionäre, wie der eines Columban und Patrick, offenbart Bilder von undurchdringlichen Forsten, einsamen Inseln und Meereswüsten.

Aber derselbe Mann, der die Erde durch seine Entdeckung des westlichen Weltteils zuerst in ihrer Gänze dem Verkehr, der Kolonisierung und Erforschung eröffnet hatte, erlangte nicht nur durch seine eigene Berührung mit dem Ozean den meerdurchtränktesten Namen. Sein Ruhm erfuhr durch die größte von ihm angebahnte, aber durch andere völlig errungene Verkehrserweiterung eine ungleich größere Weite, als sie vor ihm selbst am größten Ruhme möglich gewesen wäre. Er wird durch Schriften und Kunstwerke aller Weltteile Tag für Tag vergrößert, verbreitet und ergänzt. Zu den alten poetischen und legendären Zügen gesellen sich neue, mehr wissenschaftliche hinzu. —

Wurde vor der Entdeckung des Druckes die Wertung nur durch handschriftliche Symbole ergänzt, die meist physiognomische Merkmale des Schreibenden trugen, so kam durch Gutenbergs Tat eine Wertmodifizierung hinzu, welche auf Nachbildern und Erinnerungen an tote, mechanische und fast unphysiognomische Symbole der Druckschrift beruht. Zwischen ihr und der Eisenbahnfahrt besteht eine gewisse Verwandtschaft. Beide dienen zum Teil dem Seelenaustausch. Beide haben die

improvisierten Fahrten, welche dem individuellen Antrieb und Gefühl ganz freien Lauf gelassen hatten, durch künstlich festgelegte und fertige Geleise ersetzt und alle individuellen Unterschiede und Improvisationen beseitigt.

Bewegten sich vor alters die Ruhmeswerte in Wort und Gesang oder in herrlicher, kunstreicher Schrift der Mönche und auf freier Fahrt und Reise, so bietet die Neuzeit einen Ruhm von größerem Umfang, aber einen, der an Eisenbahn und Automobil, an Fabriken und Druckerschwärze erinnert.

Und woran erinnert er noch? An Welthandel und Reklame, an Betrug und Strebertum, an chauvinistisches Protzen mit den Lokaltugenden des Patriotismus, an Handel mit dieser Scheintugend, an Cliquenwesen, an Sieg der Namen, die einem politisch mächtigen Vaterland angehören.

War in alter Zeit die örtliche Ausbreitung des Ruhmes viel geringer als in unseren Tagen, so waren auch die Maßstäbe der Entfernung infolge der viel unvollkommeneren Fahrmöglichkeiten ganz anders. Schon eine für unseren Raumsinn geringe Strecke war für die Alten, die sich weder des Dampfschiffes noch der Eisenbahn oder gar der Luftfahrzeuge bedienen konnten, von Empfindungen einer ungeheuren Weite begleitet. Infolgedessen vermochte der Ruhm nicht selten intensivere Züge der *raumhaften Ewigkeit* zu erlangen als heutzutage. Hierin wurde er durch die reichen Bilder, von denen die antike Reisevorstellung begleitet war, mächtig unterstützt. Sofern aber die antike Kenntnis der absoluten Größe der bekannten Erde mathematisch mit ungleich geringeren Entfernungen rechnen mußte als die neuzeitliche Erdkunde, vermochte jene die Aufmerksamkeit mit größerer Vehemenz *der Zeitewigkeit* zuzuwenden. Um so mehr konnte sie dies tun, als der antike Religionsstifter, Forscher, Künstler, Kulturgestalter ausschließlich auf mündliche oder seltener schriftliche Verbreitung seiner Gedanken und Vorstellungen angewiesen war und niemals eine solche Eroberung der ganzen damals bekannten Erde schon bei Lebzeiten erhoffen durfte, wie dies in der Neuzeit geschieht.

Wie das Handwerk durch die Fabrik ersetzt wurde, so trat an Stelle der individuellen persönlichen Verbreitung des Ruhmes zum großen Teil die vermittelnde Arbeit der Maschine. Und gleichwie die Fabrikerzeugnisse Duft und Poesie persönlicher Traumwirkung dabei einbüßen mußten, so hat auch der wenigstens teilweise dem Druck, der Reklame, dem Geld, der Eisenbahn und dem Dampfer entsprossene Ruhm nicht wenig seiner

mythenbildenden Anregung verloren. Es ist ihm fast die Kraft abhanden gekommen, den großen Schöpfer und Kulturgestalter mit dem bedeutsamen Raunen der Natur, mit dem symbolischen Leben der Wälder und der Meere zu umgeben und in seinem Wesen und in seiner Gestalt das Flüstern und Weben der Ewigkeit ahnen zu lassen.

Wie könnten wir diesem Schicksal entgehen, das uns zum Teil um die gewaltige Erhöhung unseres Lebens durch ein kosmisch religiöses und künstlerisches Erfassen der Seele unserer größten Schöpfer gebracht hat, der Geister von der Gewalt eines Faraday, eines Darwin oder eines Beethoven. Nur die völlige Erneuerung unseres religiösen Lebens hätte die Macht, uns zu verjüngen. Dann könnten wir, von den Hindernissen maschinös-automatischen Verkehrs absehend, mit der Leichtigkeit wiedererwachter Adler die Fittiche ausbreiten und über allem Gerassel der Fahrzeuge, über allen Rauch der Fabrikschlote, Lokomotiven und Dampfer hinaus, gen Himmel fliegen, aus heiligen Lüften und in reinsten Wasserspiegeln den sehnenden Menschen ein neues Leben verkünden . . .

Gleichwohl wär' es schon jetzt an der Zeit, unter freiem Himmel, in einsamen Hainen und Wäldern, an weltverlassenen Strömen und Meeresbuchten das Heiligste zu sagen und ewigkeitweckende Gestalten in den Geistern zu schaffen. Es wäre auch heilsam, das nüchterne oder gar affektiert-deklamatorische Reden und Vorlesen durch schlicht andächtige und intime Aussprache zu ersetzen. Auch sollten wenigstens heilige und großzügige Bücher nicht dem Maschinenausdruck und dem Handel völlig preisgegeben werden.

Die Schrift der neuen Erlösung, die Schrift der Dichtung, des Gedankens, der Weissagung, wie wir sie erwarten, ersehnen und ahnen, sie soll nicht nur wie andere Bücher verbreitet werden. Sie soll mit Händen, aber mit Liebe und Kunst geschrieben werden, wie die Bücher des Mittelalters in den Zellen der Mönche. Sie soll verbreitet werden wie die herrlichsten Blumen und Bilder.

Man bedenke auch, daß die individuellen und kleingruppenartigen Wertungsweisen sich zu Wertungen der größeren und größten Gemeinschaften entfalten und von daher wieder zu ihrem Ursprung zurückkehren. Hier gewinnen die einzelnen individuellen Wertungsweisen unter dem rückwirkenden Einfluß der umfassendsten Gruppenwertung eine erweiterte, zusammenhängendere Form.

Solcherweise werden „Lob" und „Tadel", „Gewissen" und „Wohlgefallen" auch in ihrer engsten Art des Ausdrucks und des Wertgefühls zu spiegelnden Miniaturen der herrschenden oder individuell vereinzelten Ruhmesarten, wenn auch nur winzige Tropfen vom gewaltigen Ruhmesstrom in ihre kleinen Kelche getragen werden.

Ja selbst in die Poren und Gefäße von allerlei „Billigung" und „Mißbilligung", und von allen Arten der Wertung werden geringere oder größere Fragmente der Stimmung und Weise der individuellen und kulturentsprossenen Ruhmesweisen aller Zeiten einverleibt.

In früheren Zeiten lobte man einen Künstler oder sein Werk, indem man sie mit einer Gottheit, dem Himmel, der Sonne, den Sternen, den Blumen, den Bäumen, mit einem heiligen Strome oder Berge verglich.

Dies geschieht auch jetzt gelegentlich, ja man sieht gedruckte Gleichstellungen der geringsten Spatzen mit Homer und Dante und Bach, sogar mit Buddha und Jesus, Zarathustra und Moses. All diese gewaltigen Heroen sind in den Augen der Lobspender zu ebenso winzigen, armseligen Vögelchen geworden, wie es ihre bedauernswerten Schützlinge sind. Aber auch dieses bescheiden gemeinte Lob, mit dem Antlitz des Frevels und Größenwahns, wird von dem starken Gepolter und Stimmendonner einer anderen Reklame übertönt, die sich der Angabe von unübersehbaren Auflagen und Exemplaren bedient.

Wird ein überschätztes, aber feinfühliges Kind mit einem altgriechischen Helden oder Dichter verglichen, so kann der seelische Schaden, den es dadurch erleidet, wenigstens durch den Ansporn zu edler Nacheiferung gemildert und teilweise wettgemacht werden. Denn in seine naive Seele dringt ein Schauer gewaltigen Ruhmes, dem der Schatten und das Himmelslicht des Olympos, das Rauschen des Meeres und der Gesang ehrwürdiger Rhapsoden anhaften.

Haben sich jedoch durch ein Lob, welches an merkantile oder gar erotisch gefärbte Ruhmesart anklingt, in das Hoffen und Sehnen eines Kindes kleinlichste Eitelkeiten und Wünsche eingeschlichen, so findet es in den Bildern modernen Wettbewerbes gewiß kein günstiges Gegengewicht. — —

Wie sehr das landschaftliche Kolorit des Ruhmes, außer von Wegen und Stegen des Ruhmbedeckten selbst, auch von den Fahrzeugen und Verkehrsstraßen der Völker, der Jünger und Apostel, der Kaufleute, Fabrikanten, Verleger, Schauspieler, Sänger und Virtuosen abhängt,

bekunden zahlreiche Beispiele aus dem Leben neuzeitlicher Schöpfer. Das Leben eines Bach, eines Händel, eines Beethoven, eines Haydn könnte sich wie eine große epische Dichtung, eine erdumfassende Sage in unserer Seele spiegeln. Wir müßten nur die Berge und Täler, die Steppen und Heiden und die unermeßlichen Meeresstraßen, auf welchen die Werke dieser Musiker Verbreitung finden, zur Seele der Schöpfer selbst in lebendige Beziehung bringen. Wir müßten ihren Geist gleichsam mitwandern und sich über das Sehnen der vielen Menschen, Völker, Rassen ausbreiten lassen, tröstend, beglückend, erhebend. Das milde Antlitz von Haydn beugt sich voll innigsten Mitleids über weinenden Kindern, trauernden, verhärmten kleinen Leuten; Beethovens schwungvoller Blick schweift in die Ferne, Beethoven ersehnt Erlösung, ahnt neue Kämpfe der Seele, Bachs majestätische Züge, Bachs allumfassende Gewalt öffnen dem Menschen den Himmel. Aber wie abstrakt und leer oder bühnenmäßig und hohl pathetisch, wie fern von Natur und Himmel erscheinen den meisten diese Gestalten.

Ihr Ruhm wird höchstens durch Verbreitung zahlloser Musikhefte und vielbesuchter Konzerte repräsentiert, durch Beifall und Applaus, den man den Virtuosen spendet.

Wer würde sich damit abgeben nachzugrübeln, wie der musikalische Ausdruck großer Menschen über deren Heimat hinaus auf andere Völker und Rassen einwirkt? Ist doch das Interesse für Schaffen und Wirken, wie es sich innerhalb kleinerer Wohnsitzkreise abspielt, so gering und wenig ausgebildet.

Während vieler Spaziergänge auf Beethovens beliebten Wegen und Gassen ist es mir aufgefallen, wie viel näher und bekannter mir sein Geist geworden ist. Ich fühlte, wie sich die vielen Naturentzückungen seines Lebens vor mir auftun, die palästinensischen Linien mancher sanften Hügel und Weinhänge, der tiefe Friede blumenreicher Täler, der Sang der Amsel und des Rotkehlchens, die lyrische Sanftheit und Weite der Wienerwaldlandschaft.

Hier holte er sich so manche Anregung zu seinen tiefreligiösen, wie Himmelsfluten dahinfließenden Melodien, die durch ihren Gegensatz zum kampfbelebten Rhythmus und Schwung der andern um so tiefer und machtvoller ergreifen. Auch wurde mir klar, wie sich in ihm die österreichische Kulturstimmung durch die Verbindung seines deutschen

Geistes mit italienischem Formsinn, mit der polnischen Ritterlichkeit und der ungarisch-zigeunerischen Leidenschaft und Improvisationsliebe in einer ganz eigenartigen Harmonie offenbart. —

Wie würde die Phantasie und Begeisterung der alten Griechen Gestalten wie Bach und Beethoven in ihrer Seele leben und weben lassen? Wie werden noch in unseren Tagen große, heilige Seelen von den Japanern verehrt. —

An dreien Gemeinschaften lassen sich die verschiedenen Ewigkeitsweisen des Ruhmes besonders deutlich veranschaulichen.

Der Ruhm der Zigeuner ist nicht nur ein Kind der Musik, er ist vor allem das Ergebnis der Heimatlosigkeit und des ganz einzigartigen Wandertriebes, der das ganze Volk in fast unaufhörliche Bewegung setzt. Es ist, als ginge es in ein außerirdisches Land, als zöge sie ein unaustilgbares Sehnen irgendwohin, in eine Heimat, die sie in urgrauer Zeit verloren hatten und nicht wiederfinden können. Und dies erhöht ihr Verhängnis ins Unbegrenzte, daß ihnen die Vergangenheit abhanden gekommen ist, ihre Zukunft ungeahnt und gleichgültig geworden. Dies bewirkt den großen Mangel an zeitlicher Perspektive, den stark einseitig räumlichen Ewigkeitscharakter ihres Weltruhms als Volk. Nur ihre eigenartige Musik bietet hierzu wie überall ein gewisses Gegengewicht durch musikalisch zeitlichen Flug in die Ewigkeit. —

Den größten Gegensatz zu diesem einseitig begabten Wandervolke und seiner Ruhmesart bildet die Mönchsrepublik auf dem Berg Athos. Wie ein Symbol der Ruhe und Beständigkeit erhebt sich der gewaltige Kegel aus der Umfassung des bewegten Meeres. Seit vielen Jahrhunderten bildet er den Sitz von Einsiedlern und Mönchen, deren Leben trotz aller Verschiedenheit der Rasse, des Volkes und der Meinungen durch den gemeinsamen Glauben an die reinigende Macht der Weltabgeschiedenheit und die Eintönigkeit religiöser Übung auf demselben Fleck und meist in derselben gemeinsamen Andacht vorüberfließt. Es ist kein Zufall, daß gerade in diesem verlorenen Paradiese von mächtigen Platanenhainen und Steineichen, sanften Hügelzügen und farbenreichen Auen die sanfte, stille und unbewegte byzantinische Malerei ihre dauerndste Stätte gefunden hat.

Was Wunder, daß der Ruhm der Athosgemeinschaft den Ewigkeitsruhm zu erwerben vermochte, ohne der Erde viel von räumlicher Ewigkeit abgewinnen zu können.

In dieser Hinsicht besteht eine gewisse Verwandtschaft zwischen der Mönchsrepublik und dem Religionsvolk der Juden. Auch bei ihnen hat der Ruhm einen ausgesprochenen Charakter zeitlicher Ewigkeit erhalten, insbesondere durch die gewaltige Sendung einer religiösen und kosmopolitischen Menschheitserziehung, die sich teilweise in der biblischen, teils in der talmudischen Tradition, in der Entstehung des Christentums, in der jüdisch-mystischen und psychologischen Philosophie erhalten hat. Aber die Heimatlosigkeit, die sie trotz geringerer Ausschließlichkeit mit den Zigeunern teilen, und das Zerstreutsein über alle Erdteile und zahlreiche Länder vermochte ihnen nicht, wie den Zigeunern, einen stark raumhaften Ewigkeitsruhm zu verschaffen. Dies liegt wohl in der erstaunlichen Anpassungsfähigkeit der Juden an die gegebenen Verhältnisse, eine Anpassung, die sie bald zu Bürgern eines fremden Landes machen kann und eine schöpferische Arbeit ermöglicht. Daher fallen sie nicht in so hohem Maße als Pflanzen einer fremden Erde auf, wie andere Rassen und Völker, wodurch der Anlaß zu einem Bilde großer Erdverbreitung zum großen Teil wegfällt. — —

Die Prozesse der Gewöhnung und der Neuheit sind äußerst mannigfaltig innerhalb des Ruhmes. Sobald er die Phase der Neuheit überschritten hat, beginnt er zu einer Art des gewohnten Ungewöhnlichen zu werden. Der Ruhm behält stets den Charakter des Ausnahmezustands, sowohl als objektives Gruppenlob innerhalb einer Umgebung, wie als Ruhmesgefühl innerhalb der berühmten Seele, in der sich das Lob seitens der Gruppe irgendwie spiegelt. Trotz der Ausnahme, welche der Zustand der Gruppe und des Berühmten bildet, bewirkt die gewaltige Reihe der historischen Namen, die Erwartung einer endlosen Reihe großer Menschen in Zukunft, die Namhaftigkeit vieler Zeitgenossen und fiktiver Gestalten das Abstreifen der Frühlingsfrische des Ruhmes und dessen Altern. Nur die Größe der persönlichen Schaffensgewalt und Originalität der berühmten Persönlichkeit kann das frische Leben des Ruhmes um so länger in immer neuen Lenzen auferstehen lassen, je unabsehbarer die Fülle und Mutationskraft der Samen, die der Schöpfer in seine Werke gelegt hat.

So muß sich gerade mit den berühmtesten und zugleich objektiv schöpferischsten Namen aller Zeiten sowohl die größte Gewohnheit mit der frischesten und vielseitigsten Eindrucksneuheit im Gedächtnis der Menschen verbinden.

Die Neuheit der Ruhmesart kann von der neuen Schaffensweise oder von der neuen Verbreitung, Vermittlung und Verkehrsstraße, beziehungsweise von all diesen Umständen hervorgebracht werden. So hat Jesus Christus nicht nur durch die neue Heilslehre seine einzigartige Vergöttlichung erlangt. Die sozialen, ökonomischen, politischen, künstlerischen Verhältnisse, die Jahrhunderte hindurch des Christentums Entfaltung ermöglichten und förderten, haben zugleich der christlichen Kultur und deren Gründer ein Meer von neuen Ruhmeszügen verliehen.

Sehr analog verhält es sich mit dem heiligen Ruhme Gautama Buddhas und des Buddhismus, der erst durch die Wanderung von Land zu Land, durch das Eintauchen in die mannigfachen sozialen und altreligiösen Gebilde in Ceylon, China, Japan, Tibet seine reichste und weiteste Blüte zu entwickeln vermochte. In beiden Fällen religiöser Entwicklung waren es große Apostel, Künstler, Dichter, Forscher und Heilige, aber auch kirchliche Institutionen, welche den Gedanken und Gefühlen des grundlegenden Religionsschöpfers unermeßliche Schätze von neuen Gestalten, Gefühlsweisen und religiösen Stimmungen hinzufügten. Solcherart legte sich über das Haupt der Stifter ein Himmel und eine Sonne, die von den Aposteln und Heiligen ganze Mondscheine zurückstrahlen ließen.

Erzeugt eine Billigung schon seitens eines einzigen Menschen nicht selten eine Erhöhung des Selbstvertrauens, so muß dieses gewaltig gesteigert werden, wenn das Lob von Gruppen oder gar von Völkern und Menschheitsgenerationen in Form des Ruhmes ausgeht.

Analog muß das allgemeine Berüchtigtsein Gefühle der Bedrohung, Herabminderung der Kraft und des Selbstvertrauens hervorrufen, sofern dieser „Verruf" nicht als „Ruhm" empfunden wird. Die Wikinger, die Korsaren, wie jetzt noch die italienischen, griechischen und albanesischen Räuber erfreuten sich hohen Ruhmes und wurden ob ihrer Mordtaten und Raubzüge bewundert und oft fast heilig gehalten.

Der Eindruck, sich oder andere von einer größeren oder kleineren Gruppe gerühmt zu sehen, greift um so tiefer in die Seele, je intensiver und häufiger er sich unter erneuernden Begleiteindrücken wiederholt. Mit hinreichend eindrucksvoller Wiederholung wird das Gemeinschaftsrühmen zum „gewohnten Ruhm". Dieser Gewohnheit gesellt sich auch ein erhöhtes Vertrauen in die ruhmverleihenden Urteile der betreffenden Ge-

meinschaft hinzu, um so mehr, je mehr sie Glieder enthält, die im Vertrauenden Achtung, Liebe, Verehrung und Bewunderung wecken, und je größer die Gruppe ist. Das Vertrauen in die ästhetischen, künstlerischen, logischen, praktischen Urteile einer kleineren oder größeren Gemeinschaft erstreckt sich gewöhnlich auch auf deren ethische und religiöse Wertung nach Form und Inhalt. Daher gewinnen die Wertungen des einzelnen durch die Züge der Gemeinschaftswertung meist um so mehr an Vertrauen und beherrschender Kraft, je mehr sie sich der Art und Weise der Ruhmgebung der betreffenden Gruppen annähern. In welch mächtigen Strömen ist die Art und Richtung der Ruhmgebung seitens der Stände und Kasten, Berufsgruppen, religiöser Verbände und Völker in die unterschiedlichen Wertungen der einzelnen übergegangen! Die zahllosen Denkmäler in Form von Stelen und Gräbern, von Statuen und Tempelbauten, Hügeln und Bildnissen, Gesängen, Liedern und Epen, heiligen Schriften, Chroniken, Lebensschilderungen und Selbstbiographien bilden nur den geringsten Teil der Ruhmesgestaltung. Obgleich sie die allgemeine Wertungsweise mächtig beeinflussen, werden sie durch den unmittelbaren Menschenverkehr an Wirkungsmacht übertroffen. Allerdings enthält diese bereits Samen und formende Kräfte, die von jenen Vermittlungsarten ausgehen. —

Ein Mensch wird nicht berühmt, ohne von der ruhmgebenden Gruppe wenigstens im Geiste in die große, über alle Zeiten zerstreute Gemeinschaft der Berühmten eingereiht zu werden.

Zunächst wird er gewöhnlich mit solchen Schöpfern in Beziehung gebracht, die ihr Leben demselben, und solchen, die es einem sehr abweichenden Arbeitsgebiete gewidmet haben; dann kommt erst der Vergleich mit näher und ferner Verwandten bloß nach Geist und Richtung.

Wie Sonnen ihre Höfe haben und von Sternen umkreist werden, so erscheint ein jeder ruhmesbedeckter Mensch in der Seele der Bewunderer wenigstens während der zeitweiligen Betrachtung wie ein auffallendes Zentralgeleuchte der geistigen Ausnahmefähigkeit inmitten vieler anderer ebenso großer oder geringerer Kräfte. Es wird so lange verglichen, unterschieden, gewertet, bis der Berühmte in die erwünschten Wege und Geleise halbwegs gebracht worden ist, bis seine geistige Physiognomie wenigstens einen deutlichen Schatten wirft, bis die Durchschnittsbewertung seines Könnens und Wollens ihre Geläufigkeit und

gewohnte Weise erlangt hat. Allerdings nehmen diese Funktionen mit dem Wachstum des Ruhmes und dessen Verbreitung, sofern sie nicht durch erneute Ausstrahlung erhalten und verjüngt werden, mehr und mehr an Kraft und Lebendigkeit ab. Ihre Ergebnisse erblassen dann und verschwinden bis auf den bloßen Namen und einige individuelle Ruhmessymbole.

Von der Erde erhebt sich der Ruhm bis zu den Sternen, wo er seine Merkmale den Himmelsmächten abgibt. So werden die großen Götter und Geister nach Art der Menschen für Kriegskunst und Mord, Diebstahl und Raub, Vergewaltigung und Verführung, für Kraft und Schönheit des Körpers, für Musik und Gesang, Kunst und Handwerk, Weisheit und Güte, Voraussicht und Schöpfermacht gelobt, gepriesen, anerkannt und berühmt.

Die Art und Weise dieses Ruhmes der Himmelsgemeinschaft wird in Andacht und Meditation, in einsamem Gebet des einzelnen und in Gebeten einer Versammlung mit zahllosen neuen Gefühlsfarben versehen, durch Kultgestaltung weitergeformt und mit dem allgemeinen Fortschritt der Erkenntnis, der Kunst und Religion wesentlich verwandelt.

Wie die Menschheit den Himmel gleichsam zu erziehen scheint, indem sie ihm nach Form und Inhalt dieselben Ruhmesweisen beilegt, so übertragen die Gestalten des Himmels wechselwirkend ihre eigene Herrlichkeit und ihre Strahlen auf die Häupter der Heiligen, Propheten, Religionsstifter und geistigen Schöpfer. So geschieht es nicht selten, daß der Ruhm ein heiliges Genie nicht nur unter die Gemeinschaft großer Menschen versetzt, sondern ihn schon bei Lebzeiten oder erst nach dem Tode zu den Göttern emporhebt, oder diese zu ihm herabsteigen läßt. Dies hat gewiß zur Vergöttlichung schöpferischer oder heiliger Menschen beigetragen.

Wie im Altertum und selbst in unseren Tagen Menschen in Halbgötter verwandelt wurden, so haben die Christen ihrem Heiland die Ruhmeseigenschaften Gottes beigelegt, seine Ewigkeit, seine Allmacht und Güte, Voraussicht und Allwissen. Opfer und Lobesgesänge spendeten die Juden ihrem Jehova als Austausch für seine berühmten Tugenden und in der Hoffnung auf Vergütung der Liebe und Mühe.

So wurde auch der christliche Heiland durch Messe und ähnlichen Lobgesang, durch Wechseltausch von seinen und der Gläubigen Tugenden, durch Hoffnung auf Belohnung, ja vor allem durch den Glauben an die übertragene elohistische Göttlichkeit zu einer Art verfeinertem Jahve oder Marduk, deren Ruhm, Himmel und Erde gestaltet zu haben, ihm, dem großen Epigonen der Propheten, zugefallen ist. —

Mit der größtmöglichen Vergeistigung und Organisierung der Menschheit müssen die Äquivalenzen von Leistung und Lohn, „Schädigung" und „Entgeltung", „Kauf" und „Preis", „Arbeit" und „Entlohnung", „Lob" und „Tadel", „Anerkennung", „Beifall" und „Ruhm" der Vergessenheit anheimfallen. Wie die ökonomischen und politischen Verhältnisse, werden auch die von ihnen mitgestalteten Formen der „Billigung" und „Mißbilligung" im Sinne der größtmöglichen Liebe der Menschheit und der intensivsten Unterstützung der geistigsten Anlagen eines jeden eine völlige Umwandlung erfahren. An Stelle der „Preise" und „Löhne" auch in ihrer geistigsten Verfeinerung werden Lustgefühl, Freude, Entzücken treten, welche die freigewählte Arbeit gewährt. Im Verhältnis zu den Mitmenschen, Gemeinschaften und der ganzen Menschheit werden sie durch die Mitgefühle erweitert, bereichert und veredelt werden.

An Stelle des einstigen „Ruhmes" wird sich eine ungleich verständnisvollere, mit tiefer Liebe gepaarte Bekanntheit des großen Menschen bilden, welche ihm selbst eine mächtigere Beflügelung seines Schaffens geben wird.

Alle diese Freuden und Hochflüge werden in einer unzertrennlichen, zusammenfassenden Beziehung zu Himmel und Ewigkeit stehen.

Sie werden eine Vorstufe bilden zur neuen Seligkeit, ein erdumspannendes Tor, durch das die Menschen in ein Neues, Entzückendes eingehen werden. —

Warnung

Das Leben stellt sich dar als eine Bewegung zahlloser Heere, die sich bekämpfen, die Frieden schließen, sich gegenseitig Hilfe leisten oder mit Feuer und Schwert, mit Wort und Blick zu verderben suchen. Aber grundfalsch wäre die Annahme, daß nur „wirkliche" Kräfte Meister sind, ins volle Leben einzugreifen. Es waren vielmehr fürchterliche Ausgeburten der Phantasie, menschenfressende Dämonen, opfergierige Götter und Teufel, weltschöpferische Ungetüme, welche die Macht hatten, das abergläubische Menschengeschlecht in Furcht und Entsetzen zu halten, von Gemetzel zu Gemetzel zu führen, in einen Abgrund von Blut und Elend zu stürzen. Bedenkt man, wie gering die Menschenkenntnis zu allen Zeiten war, so muß man zugeben, daß auch solche Ursachen des Kampfes oder Friedens, die sich in Gestalt von wirklichen Menschen und wahren Antrieben des Handelns darstellen, in meisten Fällen auf falsch verstandene, somit unwillkürlich erdachte Charaktereigenschaften und Motive zurückzuführen sind. Von einzelnen oder Gruppen werden den andern Absichten und Ziele, Anlagen und Gefühlsweisen unterschoben, die diese niemals gehabt haben. Es genügt dann der geringste Funke, um einen eruptiven Ausbruch herbeizuführen. Solche Feinde sind fast ebenso fingiert wie die Schreckdämonen. Die Hauptsache ist nur in der Vorstellung da. In der Welt der Vorstellung muß der Erbfeind der Menschheit gesucht werden. Wer hat mehr Blut vergossen als Jahve, als die Menschenopfer heischenden Götter, als Allah, als der „Weltschöpfer", als Jesus und Maria, für die Kreuzzüge unternommen und in deren Namen die schrecklichsten Kriege geführt wurden. Und wie die grausamen Götter gegen unfolgsame Sünder und Andersgläubige, gegen Rassen und Völker ihren ganzen Haß und ihre blutgierige Tobsucht auslassen, so wenden sich auch Menschen und Gemeinschaften nach dem Muster des Himmels und der Hölle gegen Nahe und Ferne: denn die „Heere" des Himmels und die Söldner der Erde beeinflussen und erziehen sich gegenseitig.

Die wirkliche und imaginäre Reihe von kämpfenden und helfenden Körpern, von Köpfen, Rümpfen, Armen, Händen, Fingern, die auf unsere eigenen Ausdrucksweisen des Hasses, Zornes, Wohlwollens und der Liebe Einfluß hatten, können wir bei ihrer Unermeßlichkeit kaum ahnen. Wie aus einem finstern Abgrund der Vergangenheit strecken sich hier und da geballte Fäuste, ausholende Arme entgegen, wuterglühte Augen leuchten aus der Tiefe herauf, Zorngeschrei erdröhnt wie Donner ringsherum.

Nur in seltenen Zwischenräumen und Zeitintervallen erhebt sich da und dort eine barmherzige Gestalt, die Angriffe der Rohen abzuwehren, den zahllosen Hilfesuchenden entgegenzueilen.

So verläuft auch das Leben der Vorstellung und Phantasie zwischen Kampf und Frieden, zwischen Haß und Liebe, die individuellen Züge und Gebärden des einzelnen und der Gruppen, wie auch die Ausdrucksformen der menschlichen Schöpfungen in Plastik, Musik und Dichtung gestaltend. Und wie der einzelne seine persönliche Art des Kampfes und der Hilfe unter Mitwirkung der umgebenden menschlichen und sonstigen Welt ausbildet, so bringt eine jegliche engere oder umfassendere Gemeinschaft ihre eigenen Institutionen des Kampfes und des Schutzes hervor.

Die leidenschaftliche oder kühle Ankündigung einer vorzunehmenden Hemmung oder Nötigung: eines Kampfes, einer Strafe, einer Rache, wird physiognomisch entweder durch gekürzte Mimik des Angriffs, durch Charaktere der Wut und des Hasses, oder bloß durch Merkmale der Entschlossenheit und Siegesgewißheit als „Drohung" gekennzeichnet. Sie soll im Gegner Gefühle der „Gefahr" und „Furcht" wachrufen, um ihn gefügig zu machen, sich den Zwecken des Drohenden zu unterwerfen. Dessen egoistischen oder altruistischen Wünschen, seinen Bestrebungen nach Verteidigung oder Selbstverteidigung, nach Vorteil und Raub oder nach Erfüllung des grausamen Gelüstes, sich an fremder Angst und Qual zu weiden, soll durch die Drohung gedient werden.

Durch die „Drohung", die Ankündigung einer Hemmung oder Nötigung, einer Strafe oder Rache, wird nicht nur ein Angriff auf die persönliche Integrität und Freiheit eingeleitet, sondern ein Versuch gemacht, die vorausgesetzte Verteidigung des Gegners schon im Beginn zu ersticken.

Es wird versucht, die Kampfhandlung, welche in der Vorstellung und teilweise in unmerklichen Spannungen und Bewegungen eines Gegenangriffs entsteht, sobald ein Angriff fühlbar wird — — durch Art und Weise der Drohung nach Möglichkeit abzuschneiden. Der Drohende setzt eben einen Widerstand voraus, den er von Anfang an durch die Drohung und innerhalb derselben bekämpft.

Wie ein jeder „Angriff", antizipiert auch die „Drohung" einen Widerstand des Gegners und richtet sich danach. Zeigt die Voraussicht eine kraftvolle Abwehr seitens des Gegners, dann trägt die Drohung je nach Temperament und Geistigkeit und je nachdem sie auf positiv oder negativ bewertete Strebungen gerichtet ist, das Antlitz des Zornes, des Hasses, der Wut oder die Züge des Bedauerns und der Nachsicht.

Wird geringe Abwehr oder Gehorsam vorausgesehen, dann nimmt bei gutmütigen Menschen die Leidenschaft der Drohung ab, bei rohen oder grausamen kann sie zunehmen. Sofern durch „Nachgeben" und „Gehorchen" eine Enttäuschung entsteht, über den Mangel an Gelegenheit, die Instinkte der Bedrückung und des grausamen Kampfes zu betätigen, kann in solchen Fällen die „Drohung" heuchlerische Masken der Notwehr und der „gerechten Entrüstung" annehmen. Sie vermag dann um so niederschmetternder zu wirken, als der wehrlose Gegner vor andern und vor sich zum hartnäckigen Feinde gestempelt wird.

Kinder und überhaupt sehr naive unbewußte Naturen werden sehr oft in dieser Weise von herrschsüchtigen Eltern, Erziehern, Freunden und Feinden in der Beurteilung und Wertung des eigenen Charakters und Könnens wesentlich irregeführt. Gehemmt und gefesselt, halten sie sich für die Bedrücker, geschädigt und mißhandelt suchen sie bei sich die „Schuld" und „Ungerechtigkeit".

Das bisherige „Gesetz" ist großenteils aus der persönlichen „Drohung" hervorgegangen. Es ist gleichsam zur ständigen „Drohung" seitens einer Gemeinschaft geworden.

Sofern die „Drohung" ein abgekürzter „Kampf" ist, war das bisherige „Gesetz" zum großen Teil die Abkürzung eines Kampfes.

Die Gesetzgebung war sich ihrer hohen Aufgabe einer religiösen und moralischen Erziehung der Gemeinschaft in alter Zeit mehr bewußt als heute. Nur war das geistige Niveau zu primitiv, um nicht trotzdem der

Vorherrschaft roheſter Strafe und Vergeltung zu huldigen. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß die Geſetzgebung der rachſüchtigen Drohung, ſomit der Geſtalt rohen Kampfes ſtets den Vorzug gab. Ihre weſentlichſte Vorausſetzung war bislang faſt nur der böſe Wille der Gemeinſchaftsglieder und deren Unfähigkeit, andern Motiven Gehör zu ſchenken als der Furcht. Infolgedeſſ n mußten zahlloſe Menſchen ſogar guten Willens an ſich ſelbſt irre werden, ſich ſelbſt für verdorben halten, „das Gute", welches ſie vollbrachten, und das Meiden des „Schlechten" in vielen Fällen der Furcht zuſchreiben, welche die Ankündigung geſetzlicher Strafen einflößt. Es mußten viele, durch das Bild der Verderbtheit, die ſich in ſolchem Geſetz ſpiegelt, und durch die Bevorzugung, die es der „Drohung", der „Strafe" und der „Vergeltung" zuteil werden läßt, an der ſchützenden Macht liebevoller und geiſtigerer Verteidigungsmittel verzweifeln.

So wurde das „Geſetz" nur allzu häufig zur Hohen Schule der niedrigſten Inſtinkte und roheſter Wertungsformen. Es bildet eine Quelle von Furcht und Angſt, ſowohl für die „Guten" wie für die „Böſen". Es wirft einen düſtern Schatten von Unterdrückung und Rohgewalt auf die Inſtitutionen des Rechtes und alle feſteren Schutzformen der Gemeinſchaft. Aber ſo muß und wird die Geſetzgebung nicht bleiben. Sie wird ſich nicht nur an die niedrigen, ſondern auch an edle und religiöſe Inſtinkte der Menſchen wenden. Sie wird zwar die Gefahr, die von Gemeinheit, Grauſamkeit und Eigennutz droht, nicht aus dem Auge verlieren, aber nicht um das Gute mitſamt dem Böſen rachſüchtig auszurotten. Sie wird nach Möglichkeit das Bedrohliche durch Erziehung, das unaustilgbare Gift womöglich durch milde Bevormundung unſchädlich machen. So wird ſie aufhören, die Lehren der Rache und Vergeltung um ſich zu verbreiten und in die Seelen naiver, unerfahrener Menſchen einzupflanzen. Gleichwohl wird ſie nicht in das andere Extrem verfallen, alle Formen der Drohung aufzuheben. Zwar iſt die Drohung des Geſetzes ſtets ein Angriff auf die „perſönliche Freiheit". Wo aber dieſe zur Schädigung der Gemeinſchaft mißbraucht wird, ohne durch liebevolles Verhalten auf andere Bahnen geleitet werden zu können, da iſt die Feſſelung einer ſolchen „Freiheit" nur geboten.

Gleichwohl dürfte man die bedeutſame Tatſache niemals außer acht laſſen, daß das Nehmen eines jeden Hoffnungstropfens ſehr bald alle

Spannung des Willens und der Hoffnung bricht, das Verlangen nach Leben ermüdet und das unvermeidliche Übel als erwünscht erscheinen läßt. Mit dem Mangel alles dessen, was das Leben lebenswert macht, stellt sich leichtlich eine scheinbar freie Verneinung des Willens ein. Die Folge davon ist, daß nicht selten extremste Strafen eine Abstumpfung gegen die Strafe überhaupt erzeugen und weniger Furcht einjagen und ein unvollkommeneres Mittel der Vorbeugung abgeben als die geringeren. So sind die Schmerzen, die von einem kleinen Stich oder Schnitt ausgehen, oft viel größer als von einer tiefen Verwundung. Dabei verbreitet sich durch Bekenntnis und Äußerung diese persönliche Erfahrung eines verstockten Verbrechers unter dessen vielen anderen Genossen. Sie sehen, daß er unter den schrecklichen Strafen oft viel weniger zu leiden hat als sich das so nach außen darstellt. Sie sind hinter das Geheimnis gekommen und lachen sich in die Fäustchen. Vor euren Strafen haben sie keine Angst, und sie fühlen die grausamen Henker überlistet.

Die gütige, milde Form des Strafgesetzes und dessen Vollstreckung würde die Sensibilität des Verbrechers für den Schmerz womöglich erhöhen oder wenigstens nicht vermindern, sie wäre zugleich schmerzhafter und hoffnungsvoller. Sie könnte daher eher das Verlangen wecken, die Hoffnung durch ein neues Verhalten zu vergrößern, sie könnte den Willen zur Ausführung dieses Vorsatzes auch erhöhen. Der Verbrecher müßte stufenweise zu immer größerer Empfindlichkeit für das Ausmaß der Strafe erzogen werden. War er zu Anfang selbst gegen die größte stumpf, so muß er nachträglich bei wohlwollender Behandlung wenigstens in minimaler Weise auch für die kleineren empfindlich werden. Hat er vordem nur vor großen Strafen Angst empfunden, soll ihm nach der Abbüßung schon eine geringe mit Furcht und Abscheu erfüllen. Der Verbrecher muß selbst gefragt werden, auf welche Weise das Leben in seinem eigenen Fall wirksam geschützt werden könnte. Es muß ihm begreiflich gemacht werden, daß es nicht darum zu tun ist, ihn zu quälen und zu martern, sondern vielmehr ihn vor der Ausführung seiner eigenen Verbrecherpläne, vor der Schwäche seines Willens, vor der Todsünde zu schützen und zu bewahren.

Der Unausrottbarkeit animalischer Instinkte und solcher egoistischer Triebe, die weder durch Belehrung noch Bitte, Nachsicht und Liebe im Zaume gehalten werden können, muß das Gesetz zum Teil durch strenge

Drohung begegnen. Dies wird aber nicht in der einseitigen Weise des bisherigen Gesetzes geschehen. Die Gesetzgebung der Zukunft wird auch der Zugänglichkeit der Menschen für Belehrung und Liebe Rechnung tragen und neben den imperativen auch informative, neben strengen auch milde Formen der Willenslenkung in reichem Maße einführen.

Sie wird eine Kunst sein, eine religiöse Schöpfung. Wie sie in ferner Vergangenheit, von Göttern selbst gedacht oder geschrieben, den großen Gesetzgebern in großen Visionen aufgegangen war, so wird sie auch in Zukunft begeisterte Gesichte und Himmelsstimmung bringen.

Ich sehe Dichter und Künstler an ihrem Aufbau teilnehmen, ihr eine Gestalt geben, die tief in die Seele der Menschen eingreifen muß, veredelnd, vertiefend und bereichernd. Wie man leben, wie man handeln soll, führt sie allen vor Augen, indem sie eine Welt von Vorbildern schafft, die in Wort und Musik, in Plastik und Baukunst zum Ausdruck gelangt.

Mit Ahnungen von einem höheren, heiligeren Leben wird von solcher Kunst der Gesetzgebung nach Möglichkeit ein Verlangen eingepflanzt, das Edle und Wertvolle im Menschen vor jeglichen Fährnissen und Angriffen zu beschützen. In solchem Zusammenhang wird die Erkenntnis der niedrigen Instinkte und Kräfte beigebracht und tiefer Abscheu vor ihnen geweckt. — Niemals könnte Ähnliches durch eine bloße Aufzählung der Vergehen und Verbrechen in Form von drohenden Verboten erzielt werden. Aber auch eine gesonderte künstlerische Darstellung des Zerstörenden und Bösen wäre nicht imstande, den Sinn für Vergeistigung und Bereicherung der Seele zu wecken. Sie müßte zudem durch den Mangel an veredelndem Gegengewicht, das von Einflüssen der Vorbilder ausgeht, vielfach zur Nachahmung aufreizen und verleiten.

Das Gesetz kann zwar inhaltlich nicht mehrerer Gestalt sein, aber dasselbe Gesetz kann für verschiedenste Anlagen, Alter, Fassungskräfte in ganz verschiedenen, dichterischen Formen gegeben werden, anders Kindern, Jünglingen, feinen und stumpfen Geistern, mit andern Bildern und Betrachtungen ihnen verschiedenste Schicksale und Geschehnisse veranschaulichend.

So wie die Erkenntnisse der Physik, der Botanik verschiedenen Alters- und Bildungsstufen angepaßt, verschieden vorgetragen und erläutert werden können, könnte und müßte das Gesetz verschiedentlich abgefaßt,

in jedem einzelnen Fall zur anziehenden und lehrreichen Erfahrungsquelle gestaltet werden. —

Mit der Verfeinerung der Lebensweise und Vergeistigung der Wissenschaft, Kunst und Religion hat sich auch die „Drohung" hie und da verfeinert und der friedlichen Belehrung und „Bitte", der Einflußnahme durch Mitgefühl und Teilnahme mehr und mehr Raum gewährt. Wem sind nicht die blutrünstigen, fluchartigen Drohungen bekannt, die von Helden und Göttern der Ilias oder in noch roherer Weise von den Gestalten der Edda ausgestoßen werden. In der zarteren Odyssee kommen zwar gelegentlich roheste Drohungen vor, aber sanfterer Vorwurf, barmherzige Warnung und freundliche Bitte sind häufiger.

Ähnlich ist das Verhältnis zwischen dem Alten und dem Neuen Testament. Aus diesen und vielen andern Andeutungen der Kulturdenkmäler und aus dem täglichen Leben der Gegenwart läßt sich ersehen, daß sich die Entwicklung der Lenkung eigenen und fremden Willens auf der Linie der Vergeistigung und Verringerung der affektvollen Drohung zugunsten der milden Anregung von Reue und Mitleid, der wohlwollenden Belehrung und Warnung, der Bitte und der liebevollen Erlaubnis bewegt.

Dies betrifft auch die Vervollkommnung des Gesetzes, der Religion und des Gewissens.

Aus den individuellen Einzelkämpfen und wohlwollenden Handlungen der Hilfe, des Schutzes und Friedens hatten sich die Gemeinschaftsinstitutionen herausentwickelt, welchen als Amt und Regierung, als mehr oder minder organisierte Hierarchie oblag, das religiöse, priesterliche, kriegerische und bürgerliche Gesetz zu hüten und zu vollstrecken. Sodann haben sich rückwirkend im Menschengeist durch wechselseitige Übertragung und Einfluß nicht nur Formen, Inhalte, Richtungen des ungeschriebenen oder durch Schrift festgehaltenen Gesetzes eingenistet. Es haben sich auch Züge der kämpfenden und schützenden, gesetzgebenden und gesetzvollstreckenden Gruppen den seelischen Beziehungen der Einzelseele aufgeprägt, somit auch deren Organisation von Willensmotiven und Wertungsweisen. Es ist ersichtlich, daß in der menschlichen Seele, insbesondere im Gewissen, gleichsam geistige Institutionen zur Entfaltung kommen, die dem Schutze der einzelnen, der Gruppen und Gemeinschaften dienen, das Antlitz der

außen wirkenden Sozialeinrichtungen tragen und ähnliche Waffen und Ausdrucksmittel verwenden. Oft sind die äußeren Institutionen, Kasten, Rangunterschiede bereits verschwunden, während die Spuren, welche sie im menschlichen Geiste hinterließen, noch deutlich und energisch funktionieren und sich nur mühsam den neuen Verhältnissen anpassen. So leuchten die Strahlen eines Sternes oft noch tausende Jahre nach dessen völligem Schwunde.

Es wurde beispielsweise die Freude an ritterlichen Übungen und Spielen bis in unsere Zeit nicht nur durch vorgestellte Bilder von Kampf und Turnier genährt und erhalten, sondern zugleich durch die geläufigsten Nachbilder und Vorstellungen von einer kriegerischen Hierarchie und von Satzungen ritterlicher „Ehre" und „Pflicht".

Parzival genügt es nicht, auf Abenteuer auszugehen, es verlangt ihn, den König Artus und dessen „Tafelrunde" kennenzulernen und durch die übliche Zeremonie in die Gemeinschaft der Ritter aufgenommen zu werden. Die vielen ernsten und freudigen oder die tragischen Kämpfe, die sich in unserer Seele abspielen, tragen nicht nur Züge der individuellen Kämpfe und Turniere der antiken und mittelalterlichen Krieger, sondern zugleich Merkmale ihrer sozialen Sitte, Satzung und Gemeinschaftsgestalt.

Ähnlich haben sich die „Drohungen" und „Warnungen", die „Bitten" und „Erlaubnisse" des „Gesetzes" mit Hilfe der Bilder von überirdischen Mächten, von einer Hierarchie der weltlichen Regierung und der Priesterschaft erhalten.

Der unermeßliche Urwald wird aus kleinen Samen und Wurzeln geboren, um vollausgewachsen auf Wachstum und Gestaltung und Formung der neuen Samen und Pflänzlein wesentlich einzuwirken. So erhalten die stets neuerstehenden Systeme von menschlichen Wertungserlebnissen ihren Geist und ihre Gestalt großenteils von demselben Urwald vergangener, teils verschwundener und zum Teil noch jetzt fortdauernder Sozialinstitutionen, zu deren Wachstum analoge Wertungen als Samen erforderlich waren.

Aus dem Gewirre der primitiv instinktiven Bewegungen, Kämpfe und Hilfeleistungen haben sich also die reicheren Ausdrucksbewegungen der angreifenden „Drohung", der vorbeugenden „Warnung", der hilfebietenden „Erlaubnis" und

„Verteidigung" entfaltet und zu einem System von Willensmotiven und Handlungsmitteln organisiert. Sie haben sich, teils unwillkürlich, teils bewußt mit den Wertungen aufs innigste verbunden. Durch Kundgebung der Werte für Erhaltung, Gefühl, geistige Bereicherung wird auch der Wunsch inhaltlich präzisiert, dessen Antrieb und Ursache nahegelegt.

Aber ursprünglich entstehen „Drohung", „Warnung", „Erlaubnis", „Verteidigung" aus einer unwillkürlich leidenschaftlichen, bewegten Äußerung der „Lust" und „Unlust", des positiven oder negativen „Begehrens", „Wunsches", „Bedürfnisses".

Diese Äußerung wirkt auf das Individuum, von welchem sie aufgenommen wird, entsprechend beängstigend oder krafterhöhend und wappnend. Der Anblick von fremder Furcht oder Aufmunterung und Sicherheit, der sich solcherweise dem Urheber, als dessen Werk, dem andern als empfangene Wandlung darstellt, wird früher oder später zur Erfahrung, die man bewußt und mit Absicht als Mittel der eigenen oder fremden Willenslenkung anwendet. Die bewußten und beabsichtigten bereichern sodann den Schatz der früheren Affektausbrüche, indem sie sich selbst zu unwillkürlichen entfalten. Die durch Lust und Bedürfnis, durch Zorn und Schrecken reflexartig hervorgebrachten Bewegungen des Angriffs und der Abwehr, deren Ausdruck und ihre Erregung von Furcht und Flucht werden mehr und mehr bewußt nachgeahmt, um bei andern, eventuell bei Feinden, ähnliche Erfolge zu erzielen. So entsteht die „Drohung" als bewußte „Verteidigung" oder „Nötigung". Analog entwickeln sich durch Nachahmung und Wiederholung aus den Reflexbewegungen des Mitgefühls und aus dessen Erfolgen bei den andern, auf die es gerichtet ist, „Erlaubnis", „Hilfe" und „Recht". Wie also leicht zu ersehen ist, entsteht auch die „Warnung" ursprünglich aus reflexmäßigen, unwillkürlichen Abwehrbewegungen, wodurch sie mit „Drohung" oder mit „Bitte", „Verteidigung" und Hilfsbewegung in engste Beziehung tritt. Da sie der Vorbeugung von Gefahren und Schädigungen dienen soll, so bedient sie sich außer des bloßen Hinweises auch der „Drohung" oder „Bitte", der Äußerung von „Befehlen" oder von wohlwollenden Wünschen. Art und Form dieser motorischen Willenantriebe sollen die Kraft der Ausführung vorbeugender Mittel oder Unterlassung schädlicher Handlungen erhöhen.

Je nach Temperament und Kultur, je nach Umständen des Augenblicks und ständigen Anlagen des Charakters, erhalten die Ausdrucksbewegungen und deren geistige Färbung Züge, Merkmale, Schattierungen, die sich untereinander in mannigfachster Weise unterscheiden. Mit dem Fortschritt der „Sitte" und „Geistigkeit" wächst die Beherrschung der heftigen, wirren Äußerungen der „Warnung" zugunsten der ruhigeren, sicheren, zielbewußten, die Ausschaltung der rohen und despotischen zugunsten der verfeinerten, gefühlvollen, geistigen.

Die leidenschaftlichsten Wünsche des Befehls und der befehlenden Warnung erhalten gewöhnlich die Gestalt einer imperativen Satzfügung. Etwas beherrschtere werden meist bedingungsweise ausgedrückt. Dagegen erscheinen die geistigeren, verfeinerten und intensiv gefühlsgefärbten Wünsche am häufigsten in Formen der „Bitte", vom zartesten Verlangen und Sehnen bis zum verzweifelten Flehen.

Die „Warnung" als Ankündigung einer Gefahr weckt Bangigkeit, Furcht oder Angst, sofern sie vertrauensvoll aufgenommen wird. Sie hat also stets in irgendeinem Grade eine hemmende und eine anregende, zur Handlung anspornende Wirkung. Je mehr die erstere überhand nimmt, desto weniger kann der Zweck der Warnung, die Vorbeugung verwirklicht werden. Daher ist die imperative Form der Warnung oft in den Wind geschlagen, da sie zur Furcht vor der vorzubeugenden Gefahr auch noch die Angst vor dem Gebot oder Verbot hinzufügt.

Dies zeigt sich am deutlichsten bei Kindern, die ohnedies zu Furcht und Angst geneigt sind, infolge ihrer großen Zartheit, ihrer geringen Fähigkeit sich selbst zu verteidigen und der ungleich größeren Unbekanntheit, in der sich ihnen Umgebung und Dinge darstellen.

Bei diesen bemitleidenswerten Geschöpfen sollten schon wohlwollend bittende oder belehrende Formen der Warnung mit großer Vorsicht angewandt werden, sofern auch diese Bangigkeit oder Furcht wecken können. So mancher Erzieher glaubt, schon durch Unterlassung der Drohung den Gipfelpunkt schonender Menschlichkeit erklommen zu haben, während er sich der zärtlichen „Warnung" ganz sorglos bedient. Diese kann aber nicht selten noch größere Angst und Erschütterung erregen, da sie durch ihr sichtliches Wohlwollen nur allzu leicht Vertrauen und Glauben weckt. Ich kannte einen hochbegabten Knaben, dem die wohlgemeinte und liebevoll geäußerte Verwarnung zuteil geworden ist, er möchte das

Produzieren von Gedichten einstellen, diese seien nur ein Symptom seiner geistigen Abnormität. So wurde ihm die zeitweilige Überzeugung eingeflößt, er sei wirklich psychopathisch veranlagt. Er konnte den Gründen des Wohlwollens nicht widerstehen.

Mit der Entwicklung und Verbreitung der psychologischen Erkenntnis wird nicht bloß die „Drohung" reduziert werden und eine Überhandnahme der wohlwollenden Warnung, Anregung und Belehrung um sich greifen, es wird auch der Wille wachsen, die Warnung psychologisch richtig anzuwenden, um durch sie geistig Schädigendes zu beseitigen und die seelische Vervollkommnung zu fördern.

Schon in grauer Vorzeit wußten die Menschen, daß man eine Gefahr am besten niederringt, wenn man ihr beizeiten vorbeugt. So wurde durch Aufstapelung von Nahrungsvorräten und Heizmaterial der Hungersnot und dem Erfrieren gesteuert; durch Ausrottung feindlicher Stämme oder durch ein Bündnis wurde vernichtenden Kriegen ausgewichen. Den vielen Krankheiten versuchte man durch Schlagen und Mißhandeln mächtiger Fetische, durch Opfer, Fasten, Reinigung, Tabu und Gebete aus dem Weg zu gehen. Es bedurfte aber großer Intelligenz und Erfahrung, um die drohenden Gefahren vorauszusehen, und einer noch größeren, Mittel zu finden und richtig anzuwenden, die wirklich Schutz und Wehr gewähren.

Ganze Gemeinschaften entwickelten sich aus dem Bedürfnis der Massen, sich die richtigen Intelligenzen und Mächte zu sichern, die fähig wären, die Gefahren nicht nur von Einzelnen, sondern von der gesamten Gruppe fernzuhalten. So seid Ihr aus dem Dickicht des Waldes und aus den Höhlen der Berge herausgetreten, Ihr Männer des Krieges, Ihr Zauberer und Priester, „Medizinmänner" und „weisen Frauen". Da unten im Tale warteten Euer geängstete und hilfsbedürftige Geschöpfe. Und Ihr brachtet ihnen eine der kräftereichsten Gaben, Ihr truget die „Warnung" mit Euch. Es war die Ankündigung einer kommenden Gefahr, eine Mitteilung, gebraucht zum Zwecke vorbeugenden Schutzes. Wieviel hat da der Mensch bei Tier und Pflanze gelernt. Ein jeder Jäger, klein und groß, weiß, wie mannigfach die Warnungszeichen im Tierreich ausgebildet sind. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß manche Warnungsweisen und die damit verbundenen Arten des

Erwerbes von Erfahrung und der Wahl der Befähigten zu Spähern und Leittieren auf die Warnung der Menschen und deren soziale Ordnungen Einfluß gewannen.

Was Zauberer, was die weisen Frauen durch Beobachten heilbringender Kräuter für die Gesundheit des Körpers, die Erhöhung der Hoffnung, mithin für die Steigerung des Vertrauens in medizinische und sonstige Warnung getan haben, davon zeugen alte Urkunden und Sagen und der noch heute verbreitete Aberglaube.

Die Erfahrung, daß die einen Naturerscheinungen von den andern angekündigt werden, wie beispielsweise Regen und Sturm von Blitz und Wolken, wurde ebenfalls auf Inhalt und Form der menschlichen Warnung übertragen. Dies zeigt sich nicht nur in täglich gebrauchten Symbolen von einer Unwetter verkündenden oder blitzschleudernden Warnung; schon die alten Gepflogenheiten der Wahrsagekunst offenbaren diese Beziehung im Vorausverkünden aus dem Vogelflug, aus den Bewegungen der Flüssigkeiten und Wolken und so vielen andern Naturvorgängen.

Die Warnung wurde natürlich ursprünglich in Form eines Zauberspruches bevorzugt, was durch Stil und Geist der Weisheitssprüche, der Sprichwörter und selbst vieler prophetischer und religiöser Lehrschriften der Völker durchblickt. In diesem Schatz der Menschheitserfahrung trägt die Warnungsgestalt die bunten und reichen Formen ihrer Ursprünge. Sie zeigt das Antlitz der „weisen Frauen", der Jäger und Hirten, der Krieger und Priester, Zauberer und Häuptlinge; sie zeigt das geheimnisvolle Dickicht der Waldung, die getreidereichen Felder, die Herden und Rudel weidender Tiere, sie läßt das Rauschen der Bäume und Ströme ertönen und das donnernde Geschrei in der Nacht des Tropenwaldes erschallen.

Sofern die Warnung, Gebot und Verbot, Erlaubnis und Bitte sich auf die Zukunft beziehen, sind sie mit der Voraussage, der Voraussicht verwandt und wurzeln zum Teil in der Zukunftsdeutung und Magie des Altertums, die als Aberglaube noch in unseren Tagen reichliche Blüten treiben.

Im alten Babylon und Assyrien, ebenso wie in Ägypten, hatten die Vorzeichen häufig die Form und den Inhalt von Erfahrungsregeln. Bestimmt, die Menschen vor Gefahr und verderblicher Handlungsweise zu bewahren, haben sie sich im gläubigen Menschen in „Warnungen"

verwandelt. „Ist die Sonne von einem Hof umgeben, so gibt es Regen und Änderung des Wetters. Von Raschi-ilu[1].“

So werden auch sonst „Erfahrungen“ und „Erkenntnisse“, indem sie zum Erschließen der Zukunft führen, zu Warnungserlebnissen, sobald es um praktische, emotionelle oder gefühlsintensive Handlungen und um gefahrdrohende Naturereignisse zu tun ist, oder um solche, deren Ausbleiben schädlich oder verderblich wäre. Selbstverständlich kann man unter Zukunftssprüchen der Alten auch solche finden, die bereits in der Form von leidenschaftlicher Warnung auftreten, wie beispielsweise im ägyptischen Schicksalskalender aus dem Jahre 1300 v. Chr.:

„4 Paophi. Bedrohlich, günstig, günstig. Gehe auf keinerlei Weise aus deinem Hause an diesem Tage. Wer an diesem Tage geboren wird, stirbt an diesem Tage durch schwere Krankheit[2].“

Infolge der Gewohnheit, bloße Regeln und Erkenntnisse mitzuteilen, behufs einer eventuellen Verwendung als Warnung, wird diese selbst häufig in belehrender Spruchform ausgedrückt. In solcher Gestalt ist die Warnung meist weniger leidenschaftlich, hat mehr objektives Antlitz und weckt leicht im Gewarnten den Schein, als warnte er sich selber. Fehlen doch der informativen Form die deutlicheren Züge der Warnung, die starken Merkmale der drohenden, mahnenden oder bittenden Abwehr einer Zukunftsgefahr. Der Gewarnte wird daher genötigt, diese Züge in Ausdruck und Gebärde zu ergänzen.

Hat sich eine Erfahrung, eine Entdeckung, ein Gedanke ursprünglich in leidenschaftlichem Ausdruck von „Warnung“, „Bitte“, „Gebot“ und „Verbot“ Geltung verschafft und Verbreitung gefunden, dann verliert sich früher oder später ihr affektiver Charakter zugunsten des bloß erkenntnismäßigen. Im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende erhält dann die ursprüngliche „Warnung“ die spätere didaktische Form von Sprüchen und Regeln. Nur seltener bleibt die frühere Form unverändert oder wird in neue Leidenschaftsgestalt gebracht.

Ist nun einmal auf diese Weise ein Schatz von Sprüchen entstanden, dann bewirken Übung, Gewohnheit und Eindruck, daß auch die leidenschaftliche Drohung und Warnung eine solche Lehrgestalt bekommen. So ist man seit alters gewohnt, Gefühle und intensive Erlebnisse in

[1] Dr. Arthur Ungnad: Die Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern (Leipzig 1909).
[2] Magie und Zauberei im alten Ägypten (Der alte Orient, 6. Jahrg., Heft 4) v. Alfred Wiedemann.

stehende, konventionelle Formen und Rhythmen zu pressen. Daher kommt es, daß die volle Warnungsform in der altorientalischen Spruchweisheit und auch in unseren Sprichwörtern seltener zu Worte gekommen ist, als die ihrer ursprünglichen Gestalt beraubte. Gepreßte Pflanzen verlieren aber viel von ihrer früheren Plastik, von Duft, Farbe und lebendiger Bewegung.

Die indische Religionsweisheit wird meist in Form sinniger Spruchlyrik vorgetragen, nicht selten durch kleine Zwiegespräche und kleine Erzählungen unterbrochen, wie beispielsweise in den Upanishads des Veda oder in der Sutta Nipâta. Selbst die Baghavadgîta, in welcher ein erschütternder innerer Kampf geschildert wird, ein Kampf, den ein Kriegsheld mitten in der blutigen Schlacht in sich ausficht, enthält meistens „philosophische" Lehren, praktische Lebensweisheit und die theologische Darstellung des Wesens von Krishna. Nur hie und da erhebt sich aus der ruhigen Kristallflut abstrakter Sprüche eine leidenschaftlichere Woge der ermahnenden Warnung.

Der Kriegsheld Ariuna leidet bis zur Verzweiflung, mit Anverwandten kämpfen zu müssen.

„Der Heilige sprach: . . . Verfalle nicht in Schwächlichkeit, o Sohn der Prithâ, denn sie ziemt dir nicht. Laß die erbärmliche Herzensschwachheit fahren und erhebe dich, o Bedränger deiner Feinde[1]." Ähnlich ist das Alte und Neue Testament voller Sprüche ohne Warnungsform. Aber deren Leidenschaft ist hier meistens größer. Und wo hier die Warnung in ihrer vollen Gestalt zum Durchbruch kommt, da ist es, als hörte man die Stimme einer Menschheit ertönen.

Es scheint, daß die Inder, Chinesen und Japaner, durch eine gewaltige Lehrmacht der Weltflucht gezähmt, in ihren heiligen Schriften oft weniger leidenschaftlichen Ausdruck gefunden haben, dafür aber eine Ruhe und Sublimität, die sie vor manchen Derbheiten und Roheiten der Bibel und des Koran bewahrte.

Das Mittelalter hat durch Traumbücher und Astrologie, durch Bibel und Schriften der Kirchenväter, durch Sagen und Mären zahllose Arten und Formen der „Warnung" teils rein, teils verwandelt erhalten, fortgesetzt und entfaltet. So manches Warnungsmotiv hat in der Plastik sein Versteinerungsbett gefunden.

[1] Deussen: Der Gesang des Heiligen II (Adyâya 26), S. 9.

Die Warnungen, welche wir von Kindesbeinen an in uns aufnehmen, sind also zum Teil ein Überbleibsel aus uralten Zeiten.

In deutschen Landen wimmelt es von Sprüchen, in welchen außer fremderen Urtümern auch Sitte und Mythos der alten Germanen bis auf den heutigen Tag in Warnungen fortleben und auf das Handeln fortwirken. Ähnlich verhält es sich mit Form und Inhalt der Warnung bei den Slawen, Romanen und anderen lebenden Rassen. Aber neben den Einflüssen aus der Vergangenheit wirken die individuellen Anlagen, die allgemeine Kulturänderung und die Wandlungen der umgebenden Natur. Haben auch die Gemeinsamkeiten menschheitlicher Entwicklung und der Tradition einen Schatz von sehr ähnlichen Inhalten und Formen der Warnung hervorgebracht, so weichen diese schon durch Andersheit der Sprache und der physiologischen Eigentümlichkeiten ab. Wie verschieden sind die Abwehrgebärden eines Deutschen, eines Engländers, eines Polen, Russen oder Italieners. Man vergegenwärtige sich nur diese Verschiedenheiten wenigstens an den meistverbreiteten Segen, Warnungssprüchen, Geboten und Mahnungen. Wie muß also schon die Sprache allein das individuelle Wesen der Wertung mitbestimmen, wenn sie den wichtigsten Gestaltern der motorischen Willensmotive, der Warnungen, Gebote, Segen, Mahnungen, Bitten, Erlaubnisse beigezählt werden muß. Es kommen aber Wirkungen der allgemeinen Sitten und der rein persönlichen Eigenschaften des Temperamentes, der physischen Kraft, der Körperorgane, des Charakters und des geistigen Könnens hinzu, welche auch der sprachlichen Wertäußerung ihre Prägung verleihen, ein Antlitz, das Einmaliges, Unwiederholbares enthält.

Befehl

Der „Befehl" ist der drohende Ausdruck eines Wunsches, den Willen eines anderen durch Zwang nach eigenen Zwecken zu lenken.

Im „Gebot" und „Verbot" wird durch Ausdruck des Antlitzes und der Gebärde, durch Form, Melodie und Rhythmus der Worte ein „Angriff" auf die persönliche Freiheit des Handelns, mithin ein wirklich oder scheinbar „feindliches" Verhalten kundgetan. Der „Befehl" wird so häufig als „Waffe" oder als Erziehungsmittel gebraucht, daß er sich oft mit kampflosen Formen des Wunsches, mit der „Bitte", der Information und anderen verbindet und aus bloßer Gewohnheit nicht selten dem reinsten Wohlwollen sein kriegerisch derbes Antlitz leiht. Doch müssen ihm auch in solchen Fällen nachklingende Empfindungsbröcklein des „Angriffs", der „Drohung" und „Feindschaft", wenn auch kaum bewußt, anhaften. Als eine Abart der „Drohung" und sofern er als solche erlebt wird, erzeugt er Furcht und Bangigkeit und mindestens kaum merkliche Bewegungen des Widerstandes, der Abwehr und der Selbstverteidigung.

Selbst wo er eine „Förderung" und ein „Lustgefühl" aufnötigt, werden diese durch den „Zwang", der von ihm ausgeht, in ihrer Ausbreitung und Intensität gehemmt, und der Befehl als „Druck" und „Fessel" wenigstens kaum bewußt empfunden. Er verletzt das Freiheitsgefühl und die positive Selbstschätzung. Sofern er „nötigt" und „zwingt", suggeriert er Gefühle des Willenmangels und des Mangels an „gutem Willen" auf, und bewirkt infolgedessen eine Herabminderung des Kraftgefühls und des Selbstvertrauens. Indem er die Wahl der eigenen Handlungsweise unterdrückt, behindert er die freie Entwicklung des selbständigen Unterscheidens und Nachdenkens, der eigenen Initiative und Individualität. So fördert er den blinden Glauben an die Autorität. Der ursprünglich erzwungene „Gehorsam" wird allmählich zur Ge-

wohnheit. Der „Zwang", die „Unfreiheit" wird zur erwünschten „Verneinung" des eigenen Willens. Sofern dann der blinde „Gehorsam" der Autorität gegenüber als hoher geistiger Gewinn betrachtet wird, muß auch der „Befehl", mithin auch dessen Angriff auf die persönliche Freiheit, seine Furchtgeißel und Unterdrückung fremden Willens gebilligt und idealisiert werden. —

Diese Idealisierung und die suggestive Kraft des Befehls, die zur Nachahmung reizt, fördern sich wechselseitig. Man wünscht auch selbst zu „befehlen", weil es die irdischen und überirdischen, die religiösen, erziehenden, staatlichen und sonstigen Autoritäten tun; anderseits legt man den meistgeschätzten Mächten diese Willensgestalt bei, weil sie durch erzwungene, aufsuggerierte Nachahmung allmählich erwünscht geworden ist.

Stärkere und eindringlichere Formen des Befehls führen sogar zur Unterstützung des Befehlenden durch Selbstbefehl.

Als sehr gekürzter Angriff vermag der „Befehl", wie alle „Drohung", der aufgespeicherten Rohenergie eine ungleich schnellere und müheloſere Lösung zu geben, als ein voller Kampf. Es ist also nicht zu verwundern, daß die gesamte Kultur der Vergangenheit und Gegenwart von ausführlichen und gekürzten Gestalten der „Gebote" und „Verbote" beherrscht wird.

Ein jedes Verhältnis zwischen „Macht" und „Abhängigkeit", mag es auf sozialen Rangunterschieden oder auf geistiger Bewertung beruhen, wird in den meisten Fällen durch „Gebot" und „Verbot", „Gehorsam" oder „Ungehorsam" gekennzeichnet. Daraus und aus dem bisherigen Gang der Untersuchung kann man ersehen, wie die Übertragung der imperativen Formen von den unmittelbaren Verhältnissen der Abhängigkeit und Macht, die in Familie, Amt, Regierung, Stand geherrscht hatten, auf die Machtverhältnisse der Götter und Geister untereinander und in deren Beziehung zu Menschen vor sich gehen mußte. Die höheren „Götter" erteilen Befehle an die geringeren, nicht nur durch unmittelbares Kundtun ihres Wunsches; sie verfügen über Sendboten, die sowohl zwischen den Göttern untereinander, wie zwischen diesen und den Menschen vermitteln. Solche Boten können selbst göttlicher Natur sein, wie Marduk, Hermes, Loki, oder es sind Propheten, Heilande, Erlöser und Heilige, welche die göttlichen „Gebote" offenbaren. Ja,

durch eine Umkehr des Machtverhältnisses kann sogar der Mensch den Göttern oder Geistern gebieten und „Gesetze" vorschreiben. Wir sehen diese Umkehr nicht nur in den primitivsten Handlungen des Zaubers und der Magie, wo ein Geist durch Drohung und Opfer, durch Wort und Gebärde gezwungen wird, dem Befehl eines Zauberers Folge zu leisten. Sie entwickelt sich fort auch in vergeistigten Religionen. So begibt sich der flüchtige Apollo zu König Admet, um als Sklave dessen Kühe zu weiden. Dem gewaltigen Sänger Orpheus gelingt es durch die Macht der Musik, seine tote Frau den Göttern der Unterwelt wenigstens zeitweilig zu entreißen. Solcher Züge gibt es nicht wenig in der griechischen Mythologie. In den babylonischen Epen zeigen sich ähnliche Verhältnisse.

Etana macht Samas Vorwürfe, sein Verlangen nach einem Wunderkraut, trotz aller Opfer, die der Gott empfangen hatte, nicht berücksichtigt zu haben. Ja, er fordert von ihm das Kraut und einen Sohn. In der Zû-Legende wird sogar einem Tiere, dem göttlichen Sturmvogel Zû, die Macht zugeschrieben, die Schicksalstafeln der Götter zu rauben, „die Befehle der Götter an sich zu reißen", „über die Gebote zu herrschen"[1].

Vielleicht nirgends wurde diese Umkehr des Machtverhältnisses zwischen Gott, Mensch oder Tier so entwickelt und ausgeprägt, wie im religiösen Leben der Inder. Der Brahmane kann durch Aszese, der Yogi durch Atemzurückhalten und andere Prozeduren selbst über die größten Götter Macht gewinnen und Wunder verrichten. Dem Buddha ward sogar die Gewalt, außer den Menschen auch den Göttern Erlösung zu bringen. In seinen Gesetzen, den „Dharmas", sind Vorschriften enthalten, die allen, auch göttlichen Wesen des Weltalls, den Weg des Heils offenbaren sollen. Zwar werden die Dharmas gewöhnlich in einer informativen Form geboten, aber sie sind als eine Art verpflichtenden Gesetzes gekennzeichnet. — Auch das Christentum hat Umkehrung dieser Art aufzuweisen. So muß Jesus erst Mensch werden, um Gott die Erlösung der Menschheit zu ermöglichen.

Es ist also ersichtlich, daß nicht nur die Befehle übermenschlicher Wesen, sondern Gebote und Verbote, die von Menschen an Götter und Geister gerichtet werden, auf die Gestaltung der imperativen Bewertung, des

[1] Otto Weber, Die Literatur der Babylonier und Assyrer (Leipzig 1907).

„Gesetzes" und des „Gewissens" einen großen Einfluß gehabt haben müssen. Gleichwohl war die Einflußnahme überirdischer und übermenschlicher Wesen auf das soziale und individuelle Leben des Menschen ungleich gewaltiger in Gutem und in Bösem. Es hat dem „Gesetz" und dem „Gewissen" Perspektiven und Weiten ermöglicht, die über die engen Schranken persönlichen und kleingemeinschaftlichen Daseins in die größeren Bereiche der geistigen Kultur, vom winzigen Winkel der Erde in die Fernen des Himmels und der Ewigkeit führen. Aber ist die übermäßige Verwendung der menschlichen „Drohungen" und „Befehle" schon für sich allein zur Gefahr für Gesetz und Erziehung, Kunst und Religion geworden, so wurden sie durch die Grausamkeit und Despotie der göttlichen „Gebote" und „Gesetze" zu einer wahren Sindflut von Furcht und blindem Gehorsam. Die Gottesfurcht wird nicht nur im Alten, sie wird auch im Neuen Testament als Tugend gepredigt. Aus der erniedrigenden Folge der Despotie wird solcherweise ein neues Gebot geschmiedet. Ein harter Hammer gehörte dazu, aber nur stumpfe Sinne konnten die Schläge vertragen, ohne im Innersten verletzt und verwundet zu werden.

Allmählich erwuchs aus der „göttlichen" Unterdrückung und Hemmung persönlichster Instinkte und Schaffensrichtungen durch göttliche Gebote feindseligen und grausamen Verhaltens und Verbote der erweiterten Liebe und Freiheit religiöser Entfaltung eine scheinbar freiwillige, in Wirklichkeit aufgenötigte Verneinung des eigenen Willens und schließlich des Willens überhaupt. Diese Verneinung wurde auch nach Wegfall der ursprünglichen Gottheitsquelle als „Ideal" fortgesetzt und gepredigt, unterstützt durch Despotien irdischer Individuen und Gemeinschaften, durch die „Gebote" des „Schicksals" und all das Elend und die Qualen des Lebens.

Die Ideale der Gottesfurcht und der wahllosen Verneinung des Willens haben auch dem christlichen Klosterleben teils äußerlich, teils in der Seele ihr Gepräge verliehen. Das Gebot des „heiligen Gehorsams" ist nur ein Zweiglein dieser uralten Stämme. Allmählich artete es aus zu weltlichen Machtgelüsten der Kirche und zur despotisch militärischen Organisation des Jesuitenordens. —

Es ist kein Zufall, daß der Heiland des Neuen Testamentes die imperative Form der Gebote Jehovas beibehält und selbst die Menschen-

liebe in Gestalt eines Gebotes vorschreibt. Jesus hat das despotische Verhalten Jehovas noch zum großen Teil anerkannt. Er billigte sogar die grauenerregende Grausamkeit höllischer Strafen und teuflischer Vergeltung ohne Ende, eine Rache, die nicht einmal durch die Absicht, den Bestraften zu bessern, einige Rechtfertigung erlangen könnte.

Die Liebe läßt sich nicht erzwingen, wohl aber kann sie durch Nötigung, Drohung, Befehl, Gebote gehemmt oder völlig gelähmt werden.

Trotzdem hat man selbst nach Verlust des Glaubens an Gott und Jesus an den uralten Versuchen festgehalten, die Liebe durch Gebote und autoritativ dogmatische Forderungen einzupflanzen und zu verbreiten. —

Dieses zähe Festhalten am Übermaß imperativer Formen des Gesetzes und der Erziehung, auch dort, wo in den Mitgliedern der Gemeinschaft und in den Zöglingen guter Wille und Empfänglichkeit für beseeltere Motive vorausgesetzt werden kann, rührt zum großen Teil von geistiger Trägheit her. Die Befehle können sofort und mühelos vorgebracht werden. Dagegen erfordern Belehrung, Wecken des Verständnisses, Verfeinern der Gefühle, der Phantasie, der Arbeit einerseits eine große und vielseitige Entwicklung des Erziehers oder Gesetzgebers, andererseits eine entsprechende Anlage und Empfänglichkeit des Zöglings.

Aus dem bisherigen Gang der Untersuchung ist zu ersehen, daß die seelische Vergeistigung, Harmonie, Bereicherung zum Teil an einen Ersatz überflüssiger und hemmender Befehlsformen des Gesetzes, der Erziehung, des Gewissens durch freiheitgewährende Formen der Einflußnahme gebunden ist. Zu solchen können „Bitte" und nichtimperative Warnung, wohlwollende Belehrung und vertrauensvolle Erwartung beigezählt werden.

Eine Vervollkommnung der Seele im Sinne harmonischer und vergeistigter Bereicherung beruht also auch auf einem Ersatz des „blinden Gehorsams" durch freie Erfüllung wohlwollender Wünsche der Erzieher, beziehungsweise der Gesetze oder des Gewissens — ein Entgegenkommen aus Vertrauen, Liebe oder Einsicht.

Die sinnliche Intensität des Befehls, die Heftigkeit seiner physischen Leidenschaft erzeugt eher lähmende und beengende Zustände der Furcht und des Widerstandes, denn eine erlösende Erweiterung. Daher führt sie nur selten zu geistigen Gefühlsintensitäten. Der Zögling, der Bürger, der „Gottesfürchtige" können durch einen leidenschaftlichen, rachedrohenden

Befehl zu augenblicklichem Gehorsam genötigt werden. Aber ohne den Beistand, den dem Befehle Vertrauen, Liebe, Hingebung leisten, kann ein durch Furcht erzwungenes Verhalten niemals tiefere, dauernde Wurzeln fassen. Dagegen vollzieht sich der durch wohlwollende Wünsche und Einflußnahme hervorgebrachte Übergang sinnlicher Empfindung, beispielsweise der Aufnahme physiognomischen Wunschausdrucks in geistige Intensitäten, in freudige, liebevolle oder begeisterte Folgeleistung meistens schnell und mühelos. Infolgedessen bewirkt der wohlwollende Ausdruck von „Wunsch" und „Warnung", „Belehrung" und „Bitte" zumeist eine tiefe Einwurzelung schöpferischer Motive und Strebungen im Tiefbewußtsein.

Die vertrauensvolle, wohlwollende Erwartung des nichtbefehlenden Erziehers, Gesetzgebers, Gottes weckt durch Suggestion im Zögling beziehungsweise im Gewissen das Gefühl, als wären in ihm von vornherein ähnliche oder gleiche Wünsche vorhanden gewesen wie beim Gestalter seines Willens. Durch nichtbefehlenden Wunsch und liebevolle Belehrung wird also die Initiative, das Selbstvertrauen und die Willenskraft in hohem Maße gestärkt. Es wird durch sie auch der Geist der Gemeinschaftlichkeit, des Friedens und wechselseitiger Hilfsbereitschaft erhöht.

Infolge der vermeintlichen Selbstlenkung wird die Versenkung in die vom Erzieher gewünschte Arbeit und deren volle Ausführung wesentlich erleichtert, die Originalität und Unbefangenheit geschützt und erhalten — sofern nicht etwas verlangt wird, das zu sehr von der Anlage des Zöglings abweicht. — —

Trägheit und Vorsicht, Verfeinerung und Rücksicht bewirken, daß die vollen Ausdrucksgebärden des Befehls und der Warnung meistenteils gekürzt werden. Gewöhnlich werden hierbei die leidenschaftlichen Bewegungen des Zeigefingers, der Hand, des Armes durch das bloße Wort oder Ausdruck des Antlitzes und Haltung des Körpers ersetzt. Aber nicht selten tritt auch an Stelle der gebietenden und warnenden Sprachäußerung die bloße Geste, ein befehlender Blick, ein Runzeln der Stirne, eine Bewegung der Lippen. Dies kann uns zum Teil das äußerst seltene Vorkommen voller Gebärden des Befehls und der Warnung in Skulptur und Malerei erklären. Man kann sich aber denken, wie schwer es auch ist, physiognomische Schattierungen der mannigfachen Weisen gekürzter Warnungen und Befehle in Malerei oder Bildhauerkunst plastisch

wiederzugeben. Gleichwohl ist es äußerst erstaunlich, daß in der Gesamtheit der plastischen Kunst sowohl die volle wie auch die gekürzte Gestalt des Befehls, allerseltenste Fälle ausgenommen, fast niemals zum Ausdruck gelangt ist. Möchte man doch erwarten, daß eine Leidenschaftsbewegung, von der zu allen Zeiten Mythos, Religion, Sitte, Erziehung und Gewissen in hohem Maße beherrscht waren, auch in dem gewaltigen, fast unabsehbaren Kunstbereiche, in welchem die Nachgestaltung des Menschenkörpers eine der höchsten Stufen des Schaffens bildet, mit voller Deutlichkeit fortleben müßte.

Was sind die wesentlichsten Mitbedingungen, von welchen diese merkwürdige Erscheinung wenigstens teilweise aufgehellt werden könnte?

Sicher ist es, daß einseitige Geschmacksrichtungen allein, wie etwa die Vorliebe für Ruhelagen oder das Wohlgefallen an Bewegung, keine zureichende Grundlage zur Erklärung der alle bisherigen Zeiten und Kunstströmungen umfassenden Erscheinung abgeben könnten. Der Mangel an plastischer Gestaltung des Befehls zeigt sich sowohl in Epochen und Kulturen der Bevorzugung eines Stils der Leidenschaft und emotioneller Linien, wie zu Zeiten der Vorherrschaft vornehmer Ruhe und beherrschter Sammlung.

Überdies vermöchte niemals die objektive oder vermeintliche Zweckwidrigkeit eines Kunstprinzips alle Künstler von dessen Betätigung abzuhalten.

Daß in der primitiven Plastik, der weder zureichende Kenntnis des Körpers, noch Perspektive oder gar physiognomische Bildung zu Gebote standen, keine gekürzten, bloß im Ausdruck des Antlitzes und der Haltung sichtbaren Befehle künstlerische Gestaltung erlangen konnten, ist selbstverständlich. Vermochte sie doch selbst einfachste Bewegung nur steif und einseitig zum Ausdruck zu bringen. Aber auch rohe Gebärdenzeichen von Gebot und Verbot scheinen hier nur äußerst selten vorgekommen zu sein. Erst auf einer höheren Stufe technischer und seelischer Kunstentfaltung hätte man die Gestaltung gekürzter Züge und Merkmale des Befehls und der Warnung erwarten mögen. Gleichwohl hat auch das vollkommenste Porträtieren, selbst die harmonischste Organisierung der Skulpturmuskeln nicht vermocht, dieser Schwierigkeit Herr zu werden.

Mit der Abnahme der Umrißgänze einer Ausdrucksbewegung oder Geste kann deren Verständlichkeit nur durch entsprechende Zunahme an physiognomischen Schattierungen erhalten wer-

den. Diese minutiösen Zeichen regen durch Eindruck und Gewohnheit zur gedanklichen Ergänzung des Teilumrisses durch Bilder der vermißten Gesten und der vollen Ausdrucksbewegung an.

Die plastische Wiedergabe einer vollen Ausdrucksbewegung erfordert daher unter sonst gleichen Umständen eine entsprechend geringere technische Fertigkeit, ein unvollkommeneres physiognomisch-künstlerisches Können, als die Gestaltung einer gekürzten Äußerung und Handlung. Sie muß sich eben nicht einer solchen Steigerung physiognomischer Schattierung bedienen, wie die plastische Gestaltung einer Abkürzung.

So fällt es dem Plastiker leichter, einen vollen Kampf, selbst mit primitiven Mitteln verständlich darzustellen, als die ruhige, entschlossene oder schwankende Spannung vor dem Angriff.

Aus demselben Grunde erfordert auch die Wiedergabe des „Befehls", sofern er eine Kürzung des „Angriffs" bildet, kompliziertere Darstellungsmittel als die des „Kampfes" und dessen vollere Bestandteile. Je weniger eine Handlung durch simple, wenn auch volle Bewegung der Extremitäten verständlich werden kann, desto mehr muß der Künstler bei Darstellung einer solchen Handlung die Ausgestaltung der feineren Züge des Antlitzes und der Haltung zu Hilfe nehmen. —

Die Steigerung der Unverständlichkeit durch Kürzung der Gesten und Ausdrucksbewegungen rührt zunächst davon her, daß diese in ihrer Gänze durch größere und reichere, somit auffallendere Körpermassen wirken. Sie können gleichsam als vollgedruckte Sätze leichter gelesen und begriffen werden als bloß andeutende Anfangsbuchstaben.

Aber mindestens ebenso wesentlich fällt hierbei folgende Tatsache ins Gewicht:

Es gibt viele Bewegungen und Stellungen des Körpers, die, den verschiedenartigsten, selbst widersprechendsten Wünschen, Gefühlen, Leidenschaften als gemeinsames Substrat dienend, erst durch ihre näher bestimmenden, spezifizierenden Schattierungen und Begleitbewegungen oder durch Wandlungen des Gesichtsausdrucks die jeweilige seelische Bedeutung kundgeben. Je voller also eine Ausdrucksbewegung beziehentlich Geste mit all ihren spezifischen Begleitmerkmalen in die Erscheinung tritt, desto eindeutiger, unverkennbarer ist gewöhnlich ihre seelische Bedeutung. Daraus ergibt sich, daß gekürzte Bewegungen, Stellungen, Gesten, sofern sie ein gemeinsames Substrat für diversteste Erlebnisse und

Wünsche abgeben, häufiger und in höherem Maße mißverständlichen Auffassungen unterworfen sind als die vollen. —

Ob man zu Hilfe oder zum Angriff läuft, müssen die Beine in Bewegung gesetzt werden. Aber zur näheren Charakterisierung der Hast und Eile, als liebevolle oder feindliche Hilfeleistung, als kriegerischer oder spielartiger Angriff reicht eine leere, unphysiognomische Bewegungsgestalt der Beine nicht hin. Eine solche würde zwar die Fortbewegung, aber nicht deren Ziel und Geist offenbaren. So vermag auch eine energische Streckung des Armes, der Hand und des Fingers allein zwar die Richtungsempfindung anzudeuten, aber sie kann nicht gesondert Klarheit geben, ob es sich um einen bloßen Hinweis oder um einen Befehl handelt. Um je feinere Befehlsnuancen es zu tun ist, desto mehr können sie nur unter Zuhilfenahme der feineren und geistigen Ausdrucksmerkmale kenntlich gemacht werden. (Wer solch Feines kann, zieht es oft vor, andere Vorgänge zum Ausdruck zu bringen als primitive.)

Zwar haben sich ganze Kunstepochen einer plastischen Gestaltung von gekürzten Vorgängen und Bewegungen befleißigt, einer Arbeit, deren Ausführung an den Künstler technisch sehr schwierige Anforderungen stellt. Die allgemein menschliche Trägheit mußte hier aber durch zahlreiche, eindruckskräftige und stark anspornende Impulse überwunden werden, sollte aus diesem Strauße der Sieg einer technisch schwierigen Gestaltungsweise allgemein hervorgehen. Die plastische Behandlung der „Gebote" und „Verbote" hat aber merkwürdigerweise nur äußerst selten und nur vereinzelt solche Förderung und Herabminderung der Trägheit erfahren. Dagegen wurde sie durch den sozialen Sieg anderer, insbesondere der religiösen Ausdrucksbewegungen in ihrer Trägheit bestärkt, in ihren Versuchen gehemmt.

Wir empfinden die Roheit und Despotie des Befehls viel stärker beim Anblick des körperlichen Ausdrucks als durch rein logisches Erschließen in Gedanken. Daher schrecken die Künstler vor dessen plastischer Gestaltung aus eigener Sensibilität und Feinfühligkeit zurück oder unterlassen sie aus Rücksicht auf die fremde. Doch war dieses Motiv der Unterlassung gewiß weniger mächtig als die Beherrschung der Schaffenstriebe seitens der gemeinsamen Religion und Kirche.

Sofern diese wenigstens zur Zeit ihrer wirklichen Lebensfähigkeit mit der allgemeinen Vergeistigung auch ihre Sitten und Riten verfeinert und innerlicher gestaltet, sucht sie von Kunst und Dichtung die von ihr als religionshemmend betrachteten Vorgänge fernzuhalten. Nicht immer hat dieses Verfahren die Entwicklung der Kunst und des religiösen Lebens gefördert. Aber man soll nicht die Augen davor verschließen, daß so manche Vergeistigung des Lebens und Schaffens auch durch einseitige und vielfach schädliche Dogmen entstanden ist. —

Zur Zeit, wo das Furchteinflößen seitens der Gottheit in Blüte steht, wo also ihre Gebärden der Drohung und des Befehls den stärksten Eindruck erzeugen, ist gewöhnlich die Technik physiognomischer Körpergestaltung noch sehr gering. Wenn auch grausame Gottheiten noch in verfeinerter Kultur ihr kümmerliches Dasein fortfristen, so haben sie bereits ihre Macht über tiefere und begabtere Menschen eingebüßt. Bei diesen entsteht die Neigung, der Gottheit geistigere und nicht übermäßig anthropomorphe Züge beizulegen. Es ist eine Zeit, wo das psychologische und mit ihm auch das physiognomische Interesse wächst, wo auch für Gebot und Verbot der plastische Ausdruck gefunden werden könnte. Aber die einseitige Vorliebe für den leidenschaftlichen Befehl wurde inzwischen geringer, der Segen, die Barmherzigkeit der Gottheit gewinnen an Macht. Das Verlangen, ihre „guten Eigenschaften" zu offenbaren, muß das Kundtun der „bösen" im Sinne der herrschenden Begriffe von Sitte, Moral und Gesetz wenigstens teilweise unterdrücken. Und darum kann auch die mittlerweile erstarkte physiognomische Technik den despotischen Ausbrüchen des Befehls und der Warnung nur geringes Augenmerk zuwenden.

Dagegen gelangen die Gebärden des Gebetes, des Segens und der Andacht in Leben und Kunst zu großer Verbreitung und werden durch Kultus und Kirche unterstützt.

Je mehr die Trägheit im Gestalten physiognomischer Merkmale durch die verinnerlichte Religiosität und den verfeinerten Kult überwunden wurde, desto mehr konnte sie zum Unterlassen der Nachbildung leidenschaftlichen und despotischen Befehlsgehabens führen.

Diesem Hang sind schon in frühem Altertum zwei gewaltige Strömungen entgegengekommen: die Inkarnation in Tieren, Pflanzen oder Steinen und die Verkörperung der Gottheit in Sonne, Mond und anderen Sternen.

Denn ist es auch manchen Tieren gegeben, dem Feinde unter drohenden Lauten die Stirne zu bieten, so verfügen sie nicht über Arme, Hände und Finger und sind des Bewußtseins zu wenig gewaltig, um eine Drohung nach Menschenweise zu einem Befehl oder einer Warnung gestalten zu können. Selbst die Affen, deren manche noch jetzt in Indien heilig gehalten werden, bedienen sich nicht ihrer Beine als eines imperativen Lenkmittels.

Viel eher vermochte noch das Gebrüll eines Löwen oder eines Gorilla fälschlich als Gebot oder Verbot aufgefaßt zu werden.

Auch die Pflanzen werden trotz des Mangels an wirklichen Gelenken nicht selten als mit Armen, Händen und Fingern versehen angeschaut und wenigstens kaum bewußt als befehlend und warnend empfunden.

So sehr aber diese anthropomorphen Erlebnisse die physiognomischen Züge der menschlichen Bewegung und Ausdrucksform bereichern, vermögen sie doch nicht für gewöhnlich durch ihre Scheinbewegung der Leidenschaft so kraftvoll und unmittelbar wie die wirklichen Drohungen der Tiere und Menschen zur Nachahmung anzuregen.

Trotz aller Suggestivkraft, Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Bewegung erreichen auch die Wolken nur selten die tierische oder gar menschliche Stufe besagter Wirkungsmacht. Wohl wird der Donner häufig als Drohung und Warnung, sogar als Gebot oder Verbot erlebt, man sieht aber in der umhüllenden Wolke ebenso häufig die Gestalt tierähnlicher Drachen, buchtenreicher Inseln, gewaltiger Bergriesen wie das Antlitz von Menschen oder Göttern.

Es ist ersichtlich, daß die Inkarnationen in Tier, Pflanze, Wolke, Gestein dem menschlichen Befehlsausdruck zahlreiche Schattierungen verliehen haben, gleichwohl aber die Aufmerksamkeit von den imperativen Bewegungen der Arme und Hände zum Teil ablenken und unterdrücken müssen. Wären die Götter im Himmel und auf Erden immer nur in Gestalt von Menschen gewandelt, so wäre die befehlende und warnende Bewegung der Arme, Hände und Finger einer viel häufigeren Nachahmung, Übung und Beeindruckung unterworfen gewesen.

Wie gering muß erst der Ansporn zur Befehlsnachahmung gewesen sein, der von Verkörperungen der Gottheit in den Sternen ausging. Der gesetzmäßige Umlauf der Himmelskörper mahnt viel häufiger an die majestätische Ruhe der mächtigsten Selbstbeherrschung und Schöpfer-

kraft, als an die leidenschaftliche Bewegung eines Menschen. Die babylonische und spätere Astrologie verleiht ihnen eine unbedingte Gewalt, das Leben der Menschen zu lenken, aber nicht durch „Gebot" und „Verbot", sondern durch unmittelbare Wirkung der Eigenschaften, die ihr Wesen ausmachen. Erscheinen sie oft als Antlitz der Gottheit oder mythischer Geister, so ist es meist, als hätten sie sonst keinen menschenähnlichen Körper, da wir sie nur vom Himmelsraum und ihren Strahlen umgeben sehen. Und können auch die Strahlen an Arme und das strahlige Wachstum der Finger erinnern, so gibt ihnen die Leichtigkeit, Ungreifbarkeit und Zartheit ihrer Erscheinung eher den Ausdruck von Milde und Wohlwollen als den einer drohenden Gebärde. Der sublime Religionsstifter der Ägypter, König Amenophis IV. sieht, wie die Sonne alle Bereiche der Erde mit ihren Strahlen umarmt. Die Alten hörten die Memnonssäule, durch Sonnenstrahlen berührt, in stillen Harmonien ertönen.

Aber auch dort, wo sich die Strahlen feindlich zeigen, wie beispielsweise als todbringende Pfeile Apollos oder Dianas, kommen sie gewöhnlich ruhig und still und dringen sanft in den Körper der Menschen. Allerdings konnte der Mensch in der furchtbaren Pest, in der Vernichtung von Saat und Menschenleben durch die verderbliche Macht der Sonne, Spuren von Leidenschaft der sengenden Strahlen erblicken. Aber die Furcht oder Bangigkeit, welche dem Menschen nicht selten durch den Anblick der Nachtgestirne eingeflößt wird, rührt zumeist von deren Ruhe, Stille, Schweigen her, mithin vom Mangel an gewohntem Ausdruck von Leidenschaft und bewegtem Leben.

Es wäre jedoch sehr verfehlt, aus dem bisherigen Gang der Untersuchung zu schließen, Natur und Plastik hätten auf die Entwicklung und Verfeinerung des Befehls nur einen geringen oder gar keinen Einfluß gehabt.

Als Ausdrucksbewegung wird der „Befehl" von allen andern eindrucksvollen Bewegungen beeinflußt. Die Art und Weise, wie man aus ihm Zustände der Leidenschaft und des Wunsches erschließt, wird durch die seelischen Inhalte mitbedingt, die in Natur und Kunst durch menschliche Interpretation gesehen werden. Sturm und Blitz, die Wellen der Ströme und Wogen des Meeres haben den Wallungen und Brandungen der menschlichen Leidenschaft, den menschlichen „Geboten" und „Verboten" nicht selten die Gewalt ihres blinden Tobens, die Rhythmen ihres Stoßens

und Zielens verliehen. Die geschüttelten Baumkronen im Gewitter, die windgepeitschten Halme und Gräser, die einen wie mächtige Riesen gegen den Anprall kämpfend, die andern demütig weichend oder ängstlich Widerstand leistend, mußten im Laufe der Zeiten einen unübersehbaren Reichtum befehlsgestaltender Formen in die Seele einführen.

Und die Plastik, welche der im Menschengeist wiedergeborenen und gewandelten Natur Ausdruck verleiht, muß schon aus diesem Grunde auch auf die Befehlsgestalt des Menschen schöpferisch zurückwirken. Selbst in der ägyptischen Skulptur, wo die leidenschaftliche oder geschäftige Bewegung bloß in den Bereich des Reliefs verwiesen wurde, dagegen in der Rundplastik ruhiges Sitzen oder Stehen vorherrscht, muß eine gewaltige Wechselwirkung zwischen dem Befehl im Leben und den Formen in der Kunst angenommen werden. Ist der Befehl eine Abkürzung des Kampfes, so ist es selbstverständlich, daß die vollen Gestalten des „Angriffs" und der „Verteidigung" innerhalb der Plastik aller Zeiten fast gleicherweise wie im menschlichen und tierischen Verhalten zu gekürzten Kampfformen, somit zur Mitgestaltung von „Gebot" und „Verbot" im Leben selbst führen.

Aber sofern Malerei, Skulptur, Architektur und Ornament die Bewegung nur durch Einzelphasen suggestiv andeuten kann, besteht zwischen der bildnerischen Gestalt einer vollen und gekürzten Bewegung nur ein Stufenunterschied.

Somit kann auch die „ruhige" Haltung, kann das Sitzen, Stehen, Liegen in der Plastik durch Hinweis auf vorhergegangene und kommende Veränderung des Ortes und der Lage lebhafte Bilder und Empfindungen vorbereitender und nachfolgender Bewegung der Arme und der Hände, der Beine und Füße wie des gesamten Körpers hervorrufen. Ja, eine in Gedanken vorgenommene unbedingte Lostrennung plastischer Ruhebilder von ihrer vermeintlichen oder wirklichen Entstehung und Wandlung ist psychologisch völlig undenkbar. Man kann nicht an Ruhelagen des Menschen ohne Beziehen auf Bewegungen denken. Somit ist die Plastik und die „unbewegte" Natur eine unabsehbare Übung im Hindeuten auf Bewegungen durch deren Reduktion auf ein in Wirklichkeit unbewegtes Bild. Hierin liegt auch zum Teil die enorme Bedeutung der unbewegten Natur und Plastik für die Entwicklung gekürzter Gesten, Gebärden und Ausdrucksbewegungen des wirklichen Menschenlebens, mithin die Bedeutung für „Gebot" und „Verbot".

Die Art, wie Gebot und Verbot gekürzt im Augenblick zutage treten, ist wohl schwer in der Plastik physiognomisch wiederzugeben. Aber die durch Eindruck und Übung erzeugten, bleibenden Züge des Gebietens, Herrschens, Warnens eignen sich durchaus zu einer plastischen Gestaltung, die nicht mit größeren technischen Schwierigkeiten verbunden ist als die anderen Ausdrucksmerkmale. Daher wurden die im Antlitz und in der Haltung sich offenbarenden Züge eines kriegerischen, eines herrschsüchtigen, eines gebieterischen oder kühnen Geistes in der physiognomisch verfeinerten Plastik sehr häufig zum Ausdruck gebracht.

Sofern sich diese mehr physiologisch temperamentartigen Schattierungen in mehr geistige Charaktere der seelischen Kühnheit, Majestät und Vornehmheit gewandelt haben, mußten sie auch zur Vergeistigung des Befehls und der Warnung wesentlich beitragen.

Sie mußten gelegentlich zum Vorbild geistiger Unerschrockenheit, wohltätiger Macht, der Meidung aller rohen Äußerung und Handlungsweise werden.

Die ständigen physiognomischen Merkmale des Antlitzes und der Haltung werden vom Beschauer wieder in ihre wirklich oder vermeintlich ursprünglichen Einzelbewegungen mehr oder minder bewußt reproduktiv aufgelöst. So weckt das Antlitz eines Feldherrn Bilder von seinen Kämpfen, Unternehmungen und Kriegsbefehlen. Erst in dieser Beleuchtung sehen und verstehen wir die Elemente, die sich als Runen der Vergangenheit in seinem Körper eingegraben haben. Es ist ersichtlich, wie das Antlitz und die Gesamthaltung selbst in ihrer größten Ruhe sowohl beim Anblick von lebenden wie plastisch dargestellten Wesen sehr häufig zur Reproduktion von Befehlen und Warnungen hinleiten und anregen müssen.

Der Befehl ist nur eine unter den zahllosen Abarten des gekürzten Ausdrucks leidenschaftlichen Wunsches. Dieser macht sich Luft zumeist im Ruf und Schrei, in kurzer, heftiger Bewegung. Hieraus ergibt sich, daß die individuelle und geschichtliche Entwicklung des „Befehls" an die des „Ausrufs" überhaupt, somit an die aller andern Ausbrüche der Leidenschaft gebunden ist.

Wo in einem Menschen oder einer Kultur Gehässigkeit und wilde Rachsucht walten, da werden, wie leicht zu erachten, Befehle vorherrschen, die, auf Vernichtung und Hemmung gerichtet, ihre Gestalt den rohen

Ausrufsarten von „Fluch" und „Schimpf", Schelten und Drohen entnehmen.

Wird eine Seele oder Gemeinschaft von Liebe und Hilfsbereitschaft, Verständnis und Barmherzigkeit beherrscht, so wird auch der Befehl, gemeiniglich der Förderung von Leben und Vervollkommnung zugewandt, die Kurz-Formen des „Segens" und der Bitte, des Bedauerns und der Reue, der Aufmunterung und Warnung zum großen Teil erborgen und verarbeiten.

Wie Inhalt und Form der Leidenschaften in wechselwirkendem Verhältnis zur Gestaltung der Gesellschaftsgebilde stehen, so befinden sich die affektiven Ausrufsarten unter ständigem Einfluß der engeren und weiteren Gruppengestalten. Die roheren, absoluteren und umfassenderen Herrschbereiche einer Theokratie, Monarchie, Oligarchie oder Demokratie schaffen um so größere Gebiete brutaler Leidenschaft, affektiver Schreie und Rufe, je mehr ihre despotische Herrschform durch Zwang und Nachahmung auch in den Ämtern, Erziehungsanstalten und Familien Wurzel faßt.

Das seltenere Vorkommen der Befehle, Drohungen und Flüche in der Odyssee als in der älteren Ilias beruht nicht nur auf der größeren Verfeinerung der seelischen Kultur in der Entstehungszeit des jüngeren Epos; sie wird auch dadurch mitbedingt, daß sich die Geschehnisse der Ilias innerhalb zahlreicher Machtbereiche abspielen, wo Götter den Groß-Königen, diese den kleineren Herrschern ihr Tun und Lassen vorschreiben dürfen.

Einer übereilten Betrachtung könnte der Umstand, daß die Ilias einen Krieg, die Odyssee eine idyllische Episode schildert, als alleinige Erklärung jener üppigen Überwucherung der älteren Rhapsodien durch grausame Drohungen, Flüche und Befehle dienen.

Aber man beachte nur, welch eine Sprache dieselben Götter und Odysseus selbst in dem einen und welche sie in dem andern Epos sprechen und wie verschieden geartet sie erscheinen.

Zeigen Geschichte und tägliches Leben, wie sehr sich Formen und Inhalte der Leidenschaft mit der Wandlung der großen und engeren Gesellschaftsgebilde verändern, so sollte man meinen, daß deren kürzester Ausdruck wenigstens in Werken der Dichtung und Geschichtsforschung zur schattierenden und vollen Darstellung gelangen werde. Wie wenig

dies in der Plastik der Fall ist, wenigstens was Kürzungen des Befehls und der Warnung betrifft, wurde bereits anzudeuten versucht. Aber auch in Dichtung, Chronik und Geschichte steht es damit nicht viel besser. Zwar ist die gesamte Sprachkunst von allerlei Kurzäußerungen, auch von solchen des Gebotes und Verbotes, des Mitleids und der Reue überflutet, es ist uns aber damit nur wenig gedient, sofern es uns um eine wirklich individualisierende Gestaltung zu tun ist. Der Kurzausdruck der Leidenschaft, somit auch des Mitgefühls, der Reue, des Befehls, neigt wenigstens in seiner äußersten Sparsamkeit an Wort und Gebärde zur stereotypen Konvention. Die Leichtigkeit und Verständlichkeit der Handhabung in allen Schichten der Gesellschaft gibt dieser Blitzäußerung die Kraft der weitesten Verbreitung und der Erhaltung über unabsehbare Zeiträume. Man vergleiche den Kurzausdruck von Verbot und Gebot in den Dichtungen der Völker von altersgrauer bis in die neueste Zeit und man wird im Wesen kaum nennenswerte Unterschiede finden. Wären wir aber in der Lage, diese konventionellen Rufe zu hören, ihre Begleitgebärden zu sehen, so würde sich vor uns ein Bild von unabsehbarer, überwältigender Mannigfaltigkeit der Rhythmen, Melodien und physiognomischen Bewegungen wie ein endloses Wogenmeer entrollen. In den stummen Zeichen der Tempelwände, der Papyri und des Buches kann sich diese bewegte Welt der Leidenschaft niemals unmittelbar offenbaren. Nur aus der Art und Gestalt der anderen Seelenbilder können wir uns je nach Begabung und Entwicklung auch die individuellen Schattierungen solcher Kurzausdrücke vergegenwärtigen.

Einfluß der Gruppen auf die Gewissensgestaltung

Wie der eigene Körper und die gesamte Natur, so prägt auch die menschliche und menschheitliche „Gesellschaft" der Seele des Einzelnen ihre geistige und physiognomische Struktur auf. Diese interindividuelle Organisation der sinnlichen und geistigen Kraftverhältnisse muß am intensivsten und mächtigsten in solche Funktionen der Einzelseele eingreifen, welche, unter dem naturgesetzlichen Zwang des Eindrucks, der Übung, der Nachahmung und der Gewohnheit stehend, den Menschen instinktiv in eine innerseelische Beziehung zu anderen Menschen oder zu sich selbst hindrängen, als wäre er in mehrere Persönlichkeiten gespalten und enthielte obendrein viele Gruppen in seinem Geiste. Mit jedem Einblick in die ökonomischen, geselligen, familienartigen, juridischen, politischen, kirchlichen Beziehungen, Verhältnisse, Wechselwirkungen, mit jedem Eindruck, der vermittelt oder unmittelbar von Institutionen der Regierung, des Berufs, der Kirche in die Seele des Einzelnen einströmt, entfalten sich die Formen und Weisen der Beziehungen eines Menschen zu anderen und sich selbst mehr und mehr nach dem Ebenbild jener Verhältnisse der großen Gruppen und Gemeinschaften, die ihn in Nähe und Ferne umgeben.

Zunächst ist es die Familie, Vater und Mutter, Geschwister und Verwandte, auch Erzieher und Pfleger, Freunde und Feinde, Tiere und Pflanzen, welche gewöhnlich die sozialen Beziehungserlebnisse und den physiognomischen Ausdruck in Antlitz und Gebärde von Kind auf mitgestalten.

Meist instinktiv und kaum bewußt versuchen Knaben und Mädchen die in der näheren Umgebung wahrgenommene Stimme und Aussprache, Bewegung und Ruhe nachzuahmen: die Art und Weise, wie die Nächsten, die Gefürchteten oder Geliebten im Verhältnis zum Kinde selbst und im Verkehr untereinander in heftiger Leidenschaft oder stillem Mitgefühl, in Streit oder Eintracht ihre Arme beugen oder strecken,

die Beine langsam oder schnell, steif oder gelenkig in Bewegung setzen, das Haupt neigen oder gerade halten, die Stirne in leise Falten legen oder ihr tiefe Furchen graben, die Augen in Scham oder Demut senken oder in Wut und Rache rollen lassen. Mit dem fremden Ausdruck strömen auch die entsprechenden Gefühle und Leidenschaften, Neigungen und Willensregungen wenigstens teilweise in die Seele des Kindes und selbst des reiferen Menschen suggerierend und nicht selten irreführend ein.

Wie viele, wie viele Menschen tragen die Spuren der fremden und hemmenden Gebärden und Ausdrucksweisen und mit diesen so unerwünschte quälende Schmarotzer ihres Denkens und Fühlens bis in ihr reifstes Alter oder bis zum Tode mit sich herum! Ja, sie ahnen nicht das Vorhandensein dieser physiognomisch geistigen Bakterien in ihrer Seele und wissen nichts von deren Herkunft. Eltern oder Freunde idealisierend, baut ihnen das Kind in den Räumen seines so stark empfänglichen unbewußten Geistes feste Burgen und Schlösser, von denen aus sie ruhig verwüsten und ihre Pfeile in alle verborgenen Winkel aussenden können. Aus diesen Stätten, aus diesen Raubnestern unbefugter Erzieher und Lehrer vermag sie fast niemand zu vertreiben. Nur wer die Gabe hat, sich und andere zu durchschauen und ein Meister ist, zu erneuern, kann sie erlösen. Schon das Bewußtwerden, schon die bloße Erkenntnis, daß man nicht mit eigenen Augen sieht, nicht mit eigenen Ohren hört, mit einem fremden Verstande und Geschmack urteilt und wertet, kann Wesentliches zur Befreiung beitragen. Noch gewaltiger, noch kraftvoller den Zauber lösend, wirkt die Entdeckung der verborgenen Gestalten, die einst als wirklich lebendige Menschen idealisiert und geliebt, jetzt in den dunkelsten Verliesen der Seele als gespenstische Schemen ihr unheimliches Wesen treiben. —

Die Familie und Freundschaft, wie alle anderen Kleingruppen, eine in Art und Struktur durch Wechselwirkung entstandene Schöpfung der umfassenderen und der weitesten Gemeinschaften, bilden nur einen winzigen aber nächsten Brunnen, der aus den unermeßlichen Seelen- und Ausdrucksreservoiren der Großgruppen beziehungsweise Menschheitsgeschlechter gespeist wird. Verleiht der „Staat", die „Regierung", das „Gesetz" dem Vater, der Mutter oder beiden eine unbedingte Macht über Leben und Tod ihrer Kinder, so müssen sich daraus selbst-

verständlich andere Verhältnisse, andere Beziehungsgefühle und Ausdrucksformen entwickeln, als wenn sie nur über ihre, durch „Überlegenheit" oder durch „Sitte" „geheiligte" Autorität verfügen.

Aber nicht nur durch Erhöhung oder Verringerung der Macht wirkt die umgebende Gemeinschaft. Eltern und Erzieher werden in ihrem gesamten Gebaren und seelischen Verhalten stets in verschiedenster Weise von ihr beeinflußt. Meistens ahmen sie instinktiv die gröberen Formen der Gewalt nach, die teils in Händen der republikanischen, oligarchischen oder monarchischen Machthaber ruht und zum Teil vom Stande der Krieger oder Berufspriester ausgeübt wird.

Nur wenige entgehen diesem Einflusse oder suchen sich ihm zu entziehen. Daher überwiegen in den meisten Fällen die roheren Formen der Kraft und Macht im Verhalten der nächsten Umgebung eines Kindes, während die geistigen und liebedurchtränkten ein dürftiges Dasein führen und nur allzu häufig einer Vermummung des niedrigen Eigennutzes und der gemeinen Herrschsucht dienen.

Hat der Vater im Kriege das Schwert geschwungen oder den Spieß gebraucht, so kann er kaum umhin, etwas vom Männerwerk der Waffen auf die Spiele und Empfindungen des Kindes zu übertragen. Auch die Mutter findet gewöhnlich Gefallen daran, wenigstens an dem „erhebenden" Anblick. Das affektive Verhalten der Kinder bekommt dann etwas vom Geklirr und Gerassel der Waffen, wird kriegerisch und wild. Die Wertung verläuft in heftigen Kampfbewegungen, unter lauter Bekundung der Leidenschaft, unter Jauchzen, Schreien oder Wutgeheul.

Ist der Vater Fabrikherr, Großgrundbesitzer oder Großbauer, und ist er von dem schlimmen Schlage, dann überträgt er gewöhnlich die der Kriegsmacht, dem Gesetz und der Beamtenherrschaft abgelernten Weisen des Meisterns auf die eigenen Befugnisse, zunächst den „Untergebenen", dann den Kindern, nicht selten auch der Frau gegenüber.

So lernen die jungen Seelen beizeiten, „energisch" zu befehlen und andere selbstherrlich zu unterjochen.

Ist der Vater getreuer Würdenträger der Kirche oder der Regierung, so kann man nicht selten in den Zügen und Gebärden seiner Kinder etwas vom Hochmut und der Kälte toter Gesetzbücher und lebloser Ritualvorschriften gewahren.

Glücklicherweise gibt es weder Einzelne noch Gemeinschaften und Institutionen, die nicht neben schlechten und hemmenden auch entwicklungsfördernde Eigenschaften hätten. Mit der Verbreitung der roheren, sinnlicheren Urteile und Werte kommen auch die beseelteren und die geistigsten unter weite Gruppen und einzelne Ausnahmen. Auch kann und muß die primitive Wertungsweise in vielen Menschen, die guten Willens sind und eine geistige Anlage haben, zum Kampfe gegen die zudringliche Macht des von den meisten Bevorzugten, von ihnen aber als etwas „Böses" und „Schlechtes" empfundenen, anstacheln.

Ich habe mich darum länger bei den schädlichen Einflüssen aufgehalten, weil sie gewöhnlich über heftigere Bewegungen und primitivere Denk- und Gefühlsweisen verfügen, somit über Eindruckserreger, die sich mit ungleich größerer Leichtigkeit dem Gedächtnis und dem Tiefbewußtsein der meisten aufprägen als die verfeinerten und geistigen.

Es ist aus dem Verfolg der Untersuchung klar ersichtlich, daß die Gesellschaftsklassen, Regierungen, Gesetze und Kirchen noch mehr durch Vermittlung der Eltern, Pfleger, Erzieher und Lehrer, durch deren fast unausrottbaren Einfluß auf die Seele des Kindes, als durch die unmittelbare Wirkung auf „gereifte" Menschen die Arten und Weisen der meistverbreiteten Wertung, somit auch der Billigung und Mißbilligung wesentlich mitgestaltet haben.

Aus dem Verhalten des Vaters, der Mutter, Geschwister und Freunde untereinander lernt das Kind gewöhnlich die wesentlichsten und meistverbreiteten Mittel der weiteren Gemeinschaft kennen, deren sie sich zum „Schutze" und „Wohle" ihrer Glieder bedient: die Lenkung des Staates wird ihm in der Herrschaft des Vaters, der Mutter oder der älteren Geschwister im Keime nahegebracht. Es sieht, wie die herrschenden Mächte behufs Erlangung ihrer Ziele sich der „Bitte", der „Überredung", „Warnung" oder des „Befehls", der „Strafe" und „Rache" bedienen. Auch richterliche Funktionen werden ihm durch Anklagen seitens der unzufriedenen Geschwister oder Erzieher und Ausübung der Richtergewalt durch Vater, Mutter oder andere vor Augen gebracht. Selbst Tausch und Handel, Krieg und Frieden sieht es in Miniaturgestalt durch die Kämpfe innerhalb der Familie vertreten. Wie in dieser Gruppengestalt der Familie, so spiegelt sich auch in der Seele der Eltern und Erzieher die vielverzweigte Struktur der Volksgemeinschaft, des Staates, eines

Menschheitsgeschlechtes. Sie lebt in diesen Geistern nicht nur in konkreten Anschauungen von einzelnen und Gruppen, Magistraten und Gerichten, Genossenschaften und Volksversammlungen, Kirchenämtern, Kriegergruppen. Diese mehr oder minder organisierten innern Bilder vertreten unabsehbar Reicheres und Größeres als sie selbst sind, weil doch der Mensch nicht den ganzen Umfang eines Volkes oder gar eines Menschheitsgeschlechtes zu erfassen vermag. Diese recht ausführlichen Bilder des interindividuellen Verkehrs sind durch notgedrungene Kürzung entstanden, durch instinktive Auswahl aus den zahllosen Eindrucksmöglichkeiten, die sich im gewaltigen Ozean umfassendster Gemeinschaften darbieten. Ähnlich strömen noch ungleich gekürztere Züge und Merkmale der Gemeinschaftsbilder und ihrer innerseelischen Organisation in die einzelnen Willensvorgänge, Strebungen, Ziele ein, und vor allem in die Erlebnisse der Beziehung zu anderen und zu sich selbst. Auf diesem Wege wird eine jede affektive Wertung als ein ausgesprochen soziales Beziehungserlebnis zu einem winzigen Spiegelbildchen sämtlicher Formen und Gestalten des menschlichen und menschheitlichen Verkehrs.

Ein jedes einzelne Kunstwerk kann das ganze verwandtere Kunstgebiet zwar anschaulich aber nur einseitig vergegenwärtigen. Erst sehr viele und verschiedenartigste Einzelschöpfungen vermögen die unabsehbaren Möglichkeiten eines ganzen Kunstgebietes möglichst vielseitig zu versinnbildlichen. Und erst sämtliche Kunstgebiete als harmonischer Zusammenhang bilden für uns eine Welt, welche die Natur und Ewigkeit in menschheitsmöglicher Fülle ahnen läßt.

Ähnlich verhält es sich mit den Erlebnissen der Wertung. Eine jede einzelne für sich vermag zwar die Gesamtheit der großen und umfassendsten Gruppen und Gemeinschaften durch überaus feine Züge und Lichter zu spiegeln. Das einzelne Spiegelbild ist aber im Verhältnis verschwindend einseitig und wird erst im Zusammenhang mit allen andern Typen und Abarten der Wertung zum überwältigend harmonischen und vielseitigen Gemälde aller Formen und Gestalten der menschheitlichen Gemeinschaft. Erst mit Hilfe dieser Quintessenz des sozialen Verkehrs und Lebens werden in die Seele des Kindes Tropfen der Werte geträufelt, welche die Art und Weise seiner wichtigsten Wertungen, mithin seine gesamte geistige Entwicklung und deren physiognomischen Ausdruck wesentlich beeinflussen. Bevor es noch die großen sozialen Ereignisse,

Institutionen und Gemeinschaften da draußen sehen und ihnen irgendeine Bedeutung abringen kann, muß es in die feinsten Äderchen und Zellchen seines Geistes das intensivste und dichteste Gebräu aufnehmen, welches jene Mächte erzeugen, ohne das wehrlose Geschöpf zu fragen, ob es auch mit der Art dieses Zaubertrankes einverstanden sei. —

Außer den konkret lebenden Gruppen und Gemeinschaften üben auf die Formen, Gestalten und Inhalte der Wertungsarten die Schöpfungen der künstlerischen, mythischen und religiösen Phantasie einen überaus großen Einfluß aus. Zwar schöpfen Kunst und Religion ihre Nahrung aus dem Boden der Erde und dem Leben der Menschheit, doch ist ihre gestaltende Rückwirkung auf die einzelnen und die Gruppen in so mancher Hinsicht noch mächtiger.

Die plastische, dichterische, musikalische oder rein innerliche Welt der Kunst und Religion wächst mit einem jeden neuen Geschlecht ins Unermeßliche.

Das Leben der Erde wird von der Kunst durch zahllose Bilder eines gewandelten irdischen Daseins ergänzt. In engster Verbindung mit einem religiösen Empfinden läßt sie kaum geahnte Paradiese und Himmel, von zahllosen Scharen „übersinnlicher" und außerirdischer Vollkommenheiten bevölkert, vor unsern Augen und unserm sehnenden Geiste erstehen.

Je mehr sich der Mensch diesen geschauten Gruppen und Gestalten eines als „höher" oder „unendlich vollkommener" erlebten Daseins zuwenden konnte oder mußte, desto mehr gewannen sie Macht über die Direktiven seines täglichen Lebens, wurden Meister der menschlichen Wertung. Nicht nur Richtung und Inhalt wurde durch sie wesentlich mitgestaltet, auch Art und Weise des Ausdrucks und der Gebärden, welche die Wertungen angenommen haben. Die „Gesetze", die sie erließen, hatten mehr Gewalt als die der irdischen Machthaber. Hammurabi muß sich auf Shamash und Moses auf Jahve berufen, um dem Gesetz die höchste Autorität zu verschaffen.

Die babylonische Keilinschrift zeigt uns aufs deutlichste, wie die Gesetze als Offenbarung der Götter erst durch Gebet gerechte Erfüllung erwarten lassen. „Er (der Untertan) soll vor Marduk, meinem Herrn, und Zarpanit, meiner Herrin, mit vollem Herzen beten, dann werden die Schutzgottheiten . . . die Gedanken (Wünsche) täglich vor Marduk, meinem Herrn, und Zarpanit, meiner Herrin, gütig befürworten . . ." Es wird hier auch

klar und ersichtlich, wie die Wechselwirkung zwischen den Merkmalen und Zügen der Gottheit, der Königsmacht und der Familie in der Seele des Gesetzgebers vereint dem Ausdruck seiner Tafeln die höchste Autorität, die mächtigste Suggestivkraft verschaffen sollen. „Auf Befehl des Shamash, des großen Richters von Himmel und Erde, soll die Gerechtigkeit im Lande aufgehen ... In Esagil, das ich liebe, soll mein Name in Gnaden auf ewig genannt werden, der Bedrückte soll vor mein Bildnis als König der Gerechtigkeit kommen, meine Inschrift lesen ... Hammurabi ist ein Herr, der wie ein Vater für die Untertanen ist ...“ (Hammurabi)[1].

Noch deutlicher und bestimmter treten die Schöpferzüge der Gottheit im mosaischen Gesetz zutage: „Und Moses stieg hinauf zu Gott. Und der Herr rief ihn vom Berge und sprach: So sollst du sagen zu dem Hause Jakob und verkündigen den Kindern Israel: ... Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollt mir ein priesterlich Königreich und ein heilig Volk sein ...“

Zwischen dem Einzelmenschen und den Anschauungen göttlicher Vollkommenheit besteht bezüglich der Wertung eine ähnliche Wechselwirkung wie zwischen irdischen Gemeinschaften und den Gesichten von außerirdischen Gruppen. Der Einzelne bewertet den „übersinnlichen“ oder „überirdischen“ Geist, „billigt“ seinen Willen, „bewundert“ sein Wissen, sein Schaffen, seine Macht. Dieser bewertet dagegen die Seele des Einzelnen ethisch, ästhetisch und logisch. Ein solcher Innenverkehr kommt durch eine Substitution des Menschen unter die Anschauung zustande, die er vom Übermenschlichen hat, ein Bild, das er nur teilweise von der umgebenden Kultur empfangen hat. Dieses Bild trägt nicht nur die Züge der Gemeinschaftskultur, sondern zugleich die des jeweiligen Verkehrsgliedes. Infolgedessen werden im innerseelischen Verkehr eines Menschen mit „Geistern“ und „Gottheiten“ seine Wertungen nach Inhalt und Ausdruck vergeistert und vergöttlicht, dagegen die der „Außerirdischen“ und „Übersinnlichen“ vermenschlicht.

Am deutlichsten tritt dies in den Verkörperungen der Gottheit im Menschen zutage, in den Verwandlungen mit Hilfe des Zaubers, der Magie, des Gebetes, somit überall, wo an eine substantielle oder geistige

[1] Winkler: Die Gesetze Hammurabis, Königs von Babylon um 2250 v. Chr.

Identifizierung im unbedingten Sinne geglaubt wird. Wie naiv menschlich äußert „Gott" seine Liebe und Befehle, seine Billigung oder Verurteilung sowohl bei den Propheten Israels wie im Neuen Testament und in den Visionen der Heiligen! Er wertet fast genau mit denselben Worten und genau in demselben Geiste, wie die Propheten und Heiligen ihn beurteilen und bewerten. Man lese nur die Schriften einer heiligen Therese, einer heiligen Gertrud, einer Katharina von Genua, Katharina von Siena. Hätten sie „Gott" nur in seinem Schweigen verehrt — so wäre das Bild vom höchsten Wesen gewiß großzügiger und majestätischer geworden. Nur eine Kunstgewalt ohnegleichen vermöchte im Wechselgespräch mit „Gott" den unermeßlichen Abstand ahnen zu lassen. Wenigstens müßte eine Verschiedenheit in Wort und Ausdruck festgehalten werden, welche eine allzu große Verähnlichung nicht zuließe. Haben sich selbst die gewaltigen Visionen der Propheten nicht so hoch emporgeschwungen, so ist dies in den verzückten Gesichten der Heiligen noch weniger geschehen.

Stünden aber diese tiefreligiösen Naturen nicht in so inniger Verbindung mit dem Übermenschlichen, wären sie nach außen bloß beim Verkehr mit Familie und Verwandten geblieben, in der Seele nur beim Verkehr mit Dichtern, wahrlich, die Art und der Ausdruck ihrer Bewertung wäre gewiß sehr anders geworden. Das Bild der höchsten Vollendung, welches sie zum Teil von außen erworben haben, spannt alle ihre Kräfte zum geistigen Nacheifer an und gibt ihrem Geiste die Flügel. Da sprechen sie eine neue Sprache, die tiefste und intensivste, deren sie fähig sind. Daher vernehmen sie das Wesen ihrer heiligsten Liebe gerade in dieser Sprache und in dieser Gestalt der Verzückung.

Aber nicht nur die Phantasiegestalten der Gottheit haben auf Geist und Wertungsweisen der Menschen tiefen Einfluß genommen. Heilige und Helden, Priester und Könige, sobald sie selbst als Verkörperung eines Gottes betrachtet wurden, konnten oft viel unbedingtere Macht über eine kindliche und abergläubische Menge gewinnen.

Selbst der Schamane, der Magier, Zukunftsdeuter und Zauberer mußten seit unvordenklichen Zeiten auf Phantasie und Gemüt der Menschen bestimmend einwirken. Sie mußten der geängsteten und hilfsbedürftigen Seele das eigene Gebaren und Wesen als geist- beziehungs-

weise gottbesessen teilweise aufnötigen, zu Bewunderung und Gehorsam hinreißend.

Noch in unserer Zeit kann man bekanntlich die suggestive Wirkung eines Schamanenzaubers oder der Praktiken eines Medizinmannes bei vielen Primitivvölkern wahrnehmen.

Auf hoher Kulturstufe werden die höchsten Vertreter der Kirchen, der Papst, der Dalailama gleichsam als Inkarnationen Gottes zum vornehmsten Symbole der Vollendung. Aber infolge ihrer aristokratischen Reserve und Zurückgezogenheit verlieren sie soviel von ihrer unmittelbaren Wirkung auf Gebärde und Wertausdruck der großen Gruppen, als die den tieferen Stufen der Hierarchie angehörenden Priester an suggestiver Macht gewinnen. —

Das Verlangen nach Rausch und die Sehnsucht nach sinnlicher Wahrnehmung des Wunders haben im Altertum und im Mittelalter die Mysterien hervorgebracht. In ihnen erstanden die Götter in Menschengestalt, man konnte ihre Form und Bewegung mit eigenen Augen sehen, ihre Wünsche und Gebote aus ihrem Munde vernehmen. So sieht „Größe" aus, so ist die „göttliche Vollkommenheit", empfand der naive Zuschauer beim Anblick eines Dionysos, in Betrachtung der Passion Christi. Und unwillkürlich wurden diese tiefen Eindrücke zu Lenkern und Antrieben des Willens, der Leidenschaft und der Wertung. „Nicht nur will ich befolgen und lieben, was Dionysos bzw. Christus gebietet, will ich meiden, was er mißbilligt, ich will auch so wie er ‚befehlen' und ‚verbieten', so wie er ‚bewerten' und ‚billigen', ‚Gefallen', ‚Mißfallen' finden, ich will es mit denselben Gefühlen und Leidenschaften, mit denselben Gebärden und ähnlichem Ausdruck des Antlitzes vollbringen." So empfanden wohl viele der Zuschauer, ohne es zu wissen. Hingerissen von Leid und Freud, von sinnfälliger Tragik und starker Bewegung affektdurchglühter Körper, verloren sie Seele und Sinne an dieses Schauspiel.

So tief und gewaltig war der Eindruck, war die Wandlung des Menschen, daß er sie fortpflanzte in andere Seelen, sie übertrug auf Geschlechter der Zukunft. Noch in den Dramen der Neuzeit haben sich manche Rhythmen und Stimmungen jener Erschütterung erhalten, ein leiser Nachklang und nachzitterndes Bild katastrophalen Kampfes

zwischen Werten verschiedener Zeiten und Werten der Erde und des Himmels. Ja, selbst Malerei und Plastik haben zum Teil unmittelbar an der Quelle geschöpft, zum Teil aus Visionen der Mönche und Heiligen, wie wir es von dem im Mittelalter verbreiteten Passionsbuche wissen, das dem heiligen Bonaventura zugeschrieben wurde[1].

Noch in unserer Zeit ist der Einfluß der Bühne auf Leidenschaft und Gebärde und die Vorstellungen von geistiger Größe, somit auf alle Grundzüge der Wertung, von großer Wirkung und Verbreitung. Wie viele junge, unerfahrene Menschen suchen da Zuflucht vor Alltag und Langeweile und glauben eine vollkommenere Welt gefunden zu haben, da hier „etwas geschieht", viel gesprochen und gekämpft wird. Unwillkürlich schleichen sich in die empfänglichen Seelen die mimischen Ausdrucksmittel der Schauspieler ein. Der geistige Raum, in dem sich der innere Verkehr mit Menschen und sich selbst abspielt, wird infolge des mächtigen Nachahmungsdranges in eine Bühne verwandelt. Dann urteilt und wertet der Jüngling wie Hamlet oder Macbeth, wie Faust und Peer Gynt — das Mädchen äußert ihre Wünsche wie Ophelia oder Desdemona, wie die große Zenobia oder das Käthchen von Heilbronn. —

Aber auch die Macht, welche die epische Dichtung über die Wertungsweisen des Einzelnen und der Gemeinschaft gewinnt, ist nicht zu unterschätzen.

Die einzelnen Sagen und Mythen, Legenden und Märchen wanderten von Mund zu Mund, von Volk zu Volk, von Erdteil zu Erdteil. Ritter und Knappen auf ihren Kriegszügen, Männer des Handels, die ihrem Erwerb nachgehend, in ferne Länder zogen, Pilger, die eine Wallfahrt wagten ins Heilige Land, auch „Spielleute", Entdecker und Abenteurer, sie alle trugen Sagen und Mythen und Werte in fremde Reiche hinaus und brachten von dort zum Wundern neue, nicht selten reichere zurück. So schlossen sich nicht nur die Einzelgestalten der Gesänge und deren erträumte Gesichte in mächtige Ringe zusammen. Es wuchs vielmehr mit ihrer Verbreitung und gegenseitiger Durchdringung die Förderung vielseitiger Vereinheitlichung der geistigen und praktischen Sitte, mithin der Wertungskultur. Die wechselwirkende Befruchtung der ethischen, ästhetischen und religiösen Ideale fand hier reichliche Nahrung. Was Homer, die Bibel, das babylonische Epos, die keltischen Romane und

[1] E. Mâle: L'art religieux du XIIIe siècle en France (Paris 1902).

Sagen, was das Mahabharata und Ramayana, die indischen und türkischen, die irischen und anderen Märchen an Reichtum der Motive für Phantasie, Beobachtung und religiöse Vertiefung der Menschheit gebracht haben, braucht im allgemeinen kaum hervorgehoben zu werden. Ich will hier nur darauf hinweisen, daß die epische Dichtung durch die mündliche Art der Überlieferung und Verbreitung etwas von der sinnlichen Gewalt der Bühnenwirkung gehabt hat und daß diese Unmittelbarkeit die Mitgestaltung des Wertens erheblich steigern mußte. Die Ilias und Odyssee und selbst die viel jüngeren russischen Byliny und Pilgerlieder wurden gesungen. Dabei war es sicherlich für die Art und Weise ihres Einflusses und insbesondere für ihre mitgestaltende Arbeit an der Bildung der affektiven Werte von höchstem Belang, welchem Stande die Träger und Verbreiter der epischen Überlieferung angehörten und welcher Lebensweise und Sitte sie im Durchschnitt ergeben waren. Waren sie Krieger und Sänger in einem, wie beispielsweise die ukrainischen Hetmane, dann wurde wahrscheinlich das Heldentum der Waffe besonders deutlich, wenn nicht drastisch vor Augen gebracht und den kriegerischen Weisen der Rede und Wertung Vorschub geleistet. Haben sich Priester und Mönche der Sage bemächtigt, so wurde sie nicht selten einer Predigt oder einem Gebet einverleibt und hat jedenfalls viele Züge religiöser und ethischer Wertung erhalten. Man denke an den armen Heinrich, an Robert den Teufel und so viele andere herrliche Legenden, deren Erhaltung und letzte Form wir dem Verständnis und Fleiße einsamer Mönche zu verdanken haben.

Wie Stil und Betonung der Prediger noch jetzt der Sprache, dem Ausdruck und der Gebärde Vieler eine kirchliche Färbung verleihen, ihre Wertung in der Richtung andächtiger Mahnung oder polternden Zornes der Gottheit spielen lassen, so wird es wohl häufig auch in den früheren Zeiten gewesen sein. Man kann aber in manchem verlorenen Winkel einen Bauer oder ein uralt Mütterchen finden, die, von der Größe der biblischen Gestalten ergriffen, heiligen Träumen nachgehen und mehr von diesen als von dem Priester ihr vornehmes Wesen bekommen. Wohl erheben sie dann und wann ihren Arm zum Segnen, wie es die alten Patriarchen getan haben mochten, und gelegentlich loben und tadeln sie in der Sprache des Heilands. Aber der künstliche Ton einer mittelmäßigen Predigt ist vor dem natürlichen Ausdruck innerlicher

Andacht gewichen. Solche Menschen sind selten geworden, aber es gibt noch große Gemeinschaftsverbände, welche durch Schrift und Wort uralтes Gebaren mit größter Zähigkeit erhalten, wodurch zusammen mit so manchem wertlosen Hausrat unersetzliche Schätze der Veredlung seelischen Wertens erhalten wurden. Man denke nur an die heiligen Schriften der Parsis, deren religiöse Verehrung des unverstandenen Wortes und des Ritus die schließliche Entzifferung des Zend-Aveſta durch europäische Forscher ermöglicht hat. Man denke an den Buddhismus, das Shinto und die vielen Religionen und Sekten, deren Stern im Erlöschen ist und trotzdem Strahlen entsendet, welche den Weg in die Zukunft erleuchten.

Zum Einfluß der Waffen und des Handwerks auf das Gewissen

Aus dem Gewirre angeborener und erworbener Triebe, Wünsche und Willenserscheinungen entwickelt sich allmählich ein stets in Wachsen und Wandlung begriffenes System von sinnlichen und geistigen Leidenschaften. Die Kraft und Farbe der einzelnen Affekte ist vom Grade und Wesen der Vorherrschaft des einen oder mehrerer unter ihnen abhängig. Schwingt sich die Leidenschaft des Mitgefühls und der Liebe zur beherrschenden Macht auf, so verleiht sie selbst den sexuellen Trieben und dem Nahrungsbedürfnis ihre veredelnde Stimmung nach Form und Inhalt.

Aber auch die schwächeren Affekte verhalten sich niemals bloß empfangend, sie üben ihre Rückwirkung auf die stärkeren und selbst auf die mächtigsten aus.

Grad und Weise der Leidenschaft des „Gewissens" äußern sich nicht nur in Wendungen wie: „Warum hast du das getan?" „Tu das nicht!" „Das sollst du nicht tun!" „Ich warne dich vor solchem Tun!" „Schäme dich!" „Möge dich Gott strafen!" „Daß dich der Böse hole!" „Daß dich dies und das!" „Oh, daß du dies getan hast!" „Du bist mir der Rechte!" „Ein sauberer Gesell das!" usw. — sie äußern sich auch in Stimme und Rhythmus, in Gesten und physiognomischen Merkmalen des Antlitzes und des gesamten Körpers. Zorn und Wut über die eigene Handlungsweise, Haß und Rachsucht gegen sich können oft als Gewissensausdruck in stark sichtbare, heftige Bewegungen der Arme und Hände übergehen, durch reichen Zustrom des Blutes das Antlitz röten, die Augen erglühen machen oder durch Abgang des Blutes ein Erblassen hervorrufen.

Sofern sich das „Gewissen" auf andere Menschen bezieht, denen etwas „Böses" zugefügt oder „Gutes" erwiesen wurde, verbindet es sich aufs engste mit Dispositionen des Gefühls und der Leidenschaft, die der menschlichen oder anthropomorphen Umgebung Teilnahme, Haß oder Gleichgültigkeit zuwenden.

Diese beiden Dispositionssysteme des Gewissens, das auf sich und das auf andere gerichtete, stehen im innigsten Wechselverhältnis zueinander, beeinflussen sich gegenseitig nach Grad, Farbe und Plastik der Abhebung, haben gleichsam ihre eigene Ebbe und Flut, das Augenmerk einmal auf das eine, ein anderes Mal auf das andere stärker heftend.

Solcherweise kann die Wut über eine Freunden oder Feinden selbst zugefügte Schädigung durch das Mitleid in Unterbrechungen besänftigt oder vergessen werden, um mit gedoppelter Kraft immer wieder zurückzukehren. Dann muß auch der Ausdruck der gemischten Leidenschaften zwischen physiognomischen Merkmalen des Hasses und der Teilnahme abwechselnd schwanken. „Warum hast du Bösewicht (Wut, Haß) dem guten, armen Manne (Mitgefühl, Liebe) sein letztes Gut gestohlen?" (Streit zwischen der Teilnahme für den Beraubten und dem Haß auf sich selbst, den Dieb oder Räuber.) —

Als Leidenschaft, Verkehr, Mitteilung, Wertung enthält das Gewissen eine Disposition organisierter Nachbilder und Nachfunktionen von sozialen Gruppen und Institutionen des Kampfes, der Familie, der Regierung, des Gesetzes, der Lebenserhaltung, der Erziehung, der ökonomischen Verhältnisse, des Handels, der Religion.

Aus der bisherigen Untersuchung kann man ersehen, wie diese sozialen Gruppen und Institutionen zum Teil aus Systemen der Leidenschaft hervorgehen, auf diese und deren Ausdruck und Wertung formgebend und mitgestaltend rückwirken.

Die so gewordenen Weisen der „Billigungen" und „Mißbilligungen", insbesondere der „moralischen", entfalten sich durch eindrucksvolle Übung im gruppensozialen Gestalten[1] ihrer Leidenschaftsformen des „Befehls", des „Lobes" und „Tadels", der „Warnung" und so fort, zu befestigten Wertungsarten des „Gewissens".

Ist das „Gewissen" entstanden, dann wird es auch unmittelbar von den sozialen Gruppen und deren Institutionen fortgesetzt beeinflußt, um manche Schattierung bereichert, um manche ärmer gemacht.

Könnten wir in die Gewissen der Menschheitsgeschlechter schauen, es müßten da außer zahllosen Bildern der Leidenschaft, gegen die sich Mißbilligung wendet, auch die unabsehbaren Leidenschaftsgestalten des Gewissens selbst vor unserem Geiste erstehen. Aber man meine nicht,

[1] Jenes Gestalten, welches sich in sozialen Gruppen und durch dieselben vollzieht.

daß diese nur in Worten, Lauten und Rhythmen zum Vorschein kämen! Eine ganze Welt würde sich auftun, endlose Reihen von bewegten Waffen und Wehren, von Lanzen und Speeren, von Bogen und Schwertern und gewaltigen Schilden . . . Schatten und Widerschein von Helden und Recken, die sich in Kriegen und Fehden auf Raubzügen und in Völkerwanderungen blutig gerungen hatten.

Alles was Waffen führt, ob Ritter oder Werkmann, Hirte oder Jäger, leiht dem „Gewissen" die Bilder von Wehr und Gegenwehr, deren Farben und Formen. Je nach Kulturstufe, individueller Anlage und Beschäftigung bedroht, befehdet sich der Mensch im Gewissen entweder mit bloßen Händen und Fäusten, mit Füßen, mit dem Kopfe oder mit Keulen, mit Schleuder, Bogen, Lanzen, Speeren, Schußwaffen. Werkzeug wie Hammer, Axt, Sense, überhaupt alles, was neben dem gewöhnlichen Gebrauch als Angriffswaffe zu Raub und Totschlag dienen kann und so häufig an Tier und Baum erprobt wird, muß nicht selten herhalten, wo es zum Ausbruch der Gewissensleidenschaft kommt. Solche Bedrohungsbilder des Gewissens sind stets von Spannungen, Empfindungen, Bewegungsrudimenten begleitet, welche denjenigen wirklich ausgeführter Kämpfe wenigstens bis zu einem gewissen Grade ähnlich sind. Sie arten aber nicht selten bei großer Leidenschaft in wirkliche sichtbare Tätlichkeit aus. In solchem Zustande schlägt, ohrfeigt, tritt sich der Mensch oder begeht sogar einen Selbstmord.

Wie uns allerlei Gerät und Waffen aus den verschiedenen Epochen der Urzeit die Lebensweise der damaligen Menschen kundgibt, so kann es auch primitive Ausdrucksformen des entstehenden Gewissens, gleichsam Gewissensabdrücke in Stein, Erz und Eisen darbieten.

Erfaßte der Urmensch einen Stein oder einen Ast, um anzugreifen oder sich zu wehren, so war der Anblick dieser Waffe gewöhnlich mit künstlerisch ärmeren Erinnerungen und Assoziationen verbunden als beim Krieger aus kultureller Zeit oder beim Gebildeten der Neuzeit. Der Primitivste konnte dabei an Höhlen und Steingerät, der griechische Held aus der Zeit der Bronze an Paläste und reich verzierte Vasen, an vielseitige Arbeit und reife Mythen denken.

Hat sich beim Urmenschen mit dem „Gewissensbefehl" ein Drohbild in Gestalt von Steingeschleuder gegen sich selbst verbunden, so mußte dies also andere Erinnerungen und Stimmungen wecken als eine ana-

loge Verbindung beim homerischen Helden oder gar in Menschen der Neuzeit. Wieviel mehr mußte erst die gedankliche Verknüpfung der Waffe aus anderen Stoffen, aus Bronze, Eisen oder Stahl mit den Leidenschaftsausbrüchen des Gewissens, mit „Gebot" oder „Verbot", „Angriff" und „Wehr", „Drohung" und „Strafe" den Unterschied zwischen den primitiveren und kulturelleren Gestalten des „Gewissens" erweitern und vertiefen! Aber außer den künstlerischen und assoziativen Abweichungen, welche die Kultur einer Zeit bewirkt, die sich neuer und zahlreicherer Stoffe zur Fertigung von Waffen und Geräten und zum Bau von Häusern, Tempeln, Schiffen bedient — beeinflußt ein jeder Stoff die Seele schon durch seine physischen Eigenschaften, durch Form, Farbe, Klang, Geruch.

So mußte beispielsweise Schwert oder Lanze, die aus Stahl verfertigt waren, durch größere Schärfe und Biegsamkeit stärkere Sicherheit und Siegeshoffnung wecken als eine Waffe aus Bronze oder ungehärtetem Eisen. Überdies gab das Stahlgewaffen einen Glanz und einen reichen Widerschein, wodurch Gedanken an Sonne, Sterne, Glut und Himmel, mithin an Götter und hilfreiche oder bedrohliche Kräfte, leichter geweckt werden konnten. Wie hat sich das alles im Gewissen gespiegelt! Seine Drohung, welche Worte des Befehls mit Nachbildern des Angriffs mittels bronzener Lanze oder Holzkeule verband, hat unter gleichen Umständen weniger Furcht und Gehorsam erzeugen können, als eine Drohung mit nachhaftender Anschauung stählerner Speere oder Schwerter. —

Die Einbildungskraft des Gewissens konnte zudem durch diese zweite Kombination oft viel wirksamere und stärkere Unterstützung und Anregung erhalten. —

Dementsprechend wird auch die Gegenwehr des Gewissens von Nachbildern stofflicher Schutzwaffen und Verteidigungsmittel begleitet, von Hand und Fuß, Brust und Kopf, von Schild und Rüstung, Mauer, Burg und Graben. Die dem Kampf und Krieg entlehnten Anschauungen arbeiten im Gewissen meist in stark gekürzten, flüchtigen Formen, die aber nicht selten, aus dem Tiefbewußtsein hervorbrechend, zu voller Gestalt und Wirksamkeit gelangen. Sie steuern zum allgemeinen Antlitz des Gewissens und dessen Stimmung erheblich bei, indem sie ihre Farben und Lichter, ihre Bewegungen und Rhythmen mit denen der Worte und der andern Gebiete verbinden. Ja, sie können die Worte und Eigen-

schaften (im Gewissen), wie z. B. den Befehl, die Drohung, die Richtergewalt, symbolisch ersetzen. Sah der apokalyptische Dichter in einer Vision, wie der überirdischen Gestalt ein scharfes, zweischneidiges Schwert aus dem Munde ging, so konnte er sie in seinem Gewissen ebenso schauen, konnte sie das Schwert als Warnung oder Ankündigung des Gerichtes statt aller Worte gebrauchen lassen.

Wenn wir bedenken, wie verschieden die Waffen und Rüstungen in den unterschiedlichen Epochen der Menschheitsentwicklung waren, und wie sie in den vielen Ländern der Erde voneinander abweichen, so müssen wir annehmen, daß das Gewissen unabsehbaren Wandlungen der Kampfform unterworfen war. Wie anders muß diese beispielsweise zur Steinzeit gewesen sein, als zur Zeit der Bronze oder des Eisens, wo die Waffe viel mehr differenziert und reicher, künstlerischer behandelt werden konnte? Wie gewaltig muß die Erfindung des Pulvers und des Gewehrs in die Gestalt des Gewissens eingegriffen haben?

Diese Erfindung hat den Einfluß ritterlicher Gebärden und Äußerungsweisen auf die des Gewissens bedeutend vermindert, den Typus des alten oder mittelalterlichen Ritters als Repräsentanten höherer Ideale aus dem Gewissen mehr und mehr entfernt und fast bis zum Verschwinden gebracht.

An Stelle des Ritters trat der mit dem Gewehr bewaffnete Krieger. Aber die neue Waffe, welche selbst einem Feigling ermöglicht, den kühnsten Helden ums Leben zu bringen, vermochte nicht, ihrem Kämpen die vom Kriegswerk gewichene Aureole in ihrer alten Pracht und Gewalt wieder zu verleihen. Es gab nur wenige Ausnahmen hiervon. Es ist nicht wenig bedeutsam, daß die Feuerwaffe in der Allgemeinheit niemals eine so ausgesprochene Heiligung und Vermenschlichung erfahren hat wie das Schwert. Allerdings wurde diese Wirkung durch die soziale Umwälzung, die das Pulver mit herbeigeführt hatte, wesentlich unterstützt. Sei dem, wie es will, das Gewehr kann als Leidenschaftsbild des „Kampfes", des „Gebotes" und „Verbotes", der „Strafe" und „Rache" mit den edleren Gestalten des Gewissens viel seltener verschmelzen, als es das alte Gewaffen vermochte. Es gibt zwar immer noch große Kreise, welche Kampf und Mord, selbst mittels Kanonen und Mörsern vollbracht, als Hochleistung des Menschen schätzen und preisen; aber im Bewußtsein der meisten ist die Kriegsbegeisterung großenteils eine Nach-

wirkung aus alten Zeiten, wo das Pulver noch keine Verwendung fand. Infolge des Rückgangs der kriegerischen Waffenbilder des Gewissens gewinnen in ihm die menschlichen Arme, Hände und Füße wie allerlei Werkzeug an Wehrbedeutung. Selbstverständlich wird durch eine derartige Verminderung der Rohbilder die geistigere Kampfweise des Gewissens gefördert und erhöht. —

Zur Verrohung der Leidenschaftsbilder des Gewissens haben nicht wenig die Strafen beigetragen, welche von Kindern in Schule und im Elternhause erduldet werden. Diese Strafen, mittels Rute, Lineal oder Faust ausgeführt, werden oft dem Gewissen so stark und dauernd aufgedrückt, daß sie in ihm gleichsam eine fernwirkende Fortsetzung der alten Zucht darstellen. In einem Anfall von „Gewissensbissen" bedrohen sich Viele in Gedanken oder in Wirklichkeit mit solchen Marterwerkzeugen, ihre Kindheitsleiden heraufbeschwörend und oft dabei Strafworte, Flüche und Geschimpf ihrer alten „Erzieher" anwendend.

Man kann sich denken, wie ein Gewissen, welches sich selbst brutaler Kampfweisen und rohesten Hadergeschreis bedient, auf die sonstige Vergeistigung der Seele wirken muß. Ruft sich einer in seinem Gewissen an: „Du Lump! du rohes Vieh! Ich werde dich prügeln, wenn du nicht aufhörst, andere zu beschimpfen" — so fördert er ja durch solche Gewissensdrohung das Übel, welches er beseitigen möchte.

Leider ist das Gewissen der meisten in seinen inneren und äußeren Ausdrucksweisen so sehr von Rohbildern aus uralter und neuer Zeit, aus Kindheit und späteren Jahren durchwoben — daß es nicht selten durch seine ungeschlachten Formen zu Handlungsweisen antreibt, gegen die es ankämpft. Bedroht es beispielsweise mit dem Tode, besonders in seinen altreligiösen Strafformen, wie soll da nicht ein schwacher, stumpfer Mensch, dem Beispiele seines Gewissens folgend, gelegentlich selbst eine ähnliche Drohung ausstoßen. Ihm verbietet zwar „das Gewissen", einen Menschen totzuschlagen, da es aber selbst mit dem Tode droht, so schwächt es sein Gebot ab, während das Beispiel seiner eigenen Handlungsweise um so nachdrücklicher Einfluß nimmt. Dies gemahnt an die Wirkung der Gebote „Gottes", der zu schlagen, zu töten, zu martern untersagt, selbst aber die „Sünder" in den Rachen der Hölle schleudert. —

Die fortschreitende Organisierung des Heeres nach Rang und Fähigkeit überging zum Teil auf die kriegerischen Gestalten des Gewissens,

wodurch diese an Einflußkraft und Antriebsgewalt mehr und mehr gewannen. Die Stufenleiter militärischer Autorität trug bei zur Entstehung und Festigung der Rangabstufung der Gewissensdispositionen gemäß der Herrschgewalt ihrer eigenen Leidenschaftsgestalten und der anderen Willensimpulse.

So können bei manchen, besonders bei Kriegern oder durch diese beeinflußten Kindern, die kriegerisch gefärbten Befehle des Gewissens Übermacht über die rein juridisch oder religiös gestalteten gewinnen. Sie tragen dann gekürzte Züge und Merkmale der obersten Feldherrnmacht, während die andern, je nach ihrer Motivkraft, im Gegensatz geringere beziehentlich geringste Führerposten einnehmen.

Gelangen dann andere, beispielsweise religiöse Gewissensgebote zur militärischen Vorherrschaft, so kann der Kriegscharakter auf diese übergehen. Sofern die religiösen Mächte schon von vornherein kriegerischen Charakter gehabt hatten, konnte eine solche Übertragung der Feldherrnmacht im Gewissen auf keinen wesentlichen Widerstand stoßen.

Hat die Kriegsleitung ihren Kämpen und der von ihnen beschützten Gemeinschaft Kraft, Sicherheit und Vertrauen eingeflößt, so vermag auch das in der Seele nachhaftende Bild einer solchen Führung, die Aussagen des Gewissens umrankend, das Vertrauen in dieses Gewissen zu erhöhen. —

Anderseits bewirkt die Furcht vor dem Angriff seitens einer andern oder gar fremden Kriegsmacht eine Steigerung der kriegerisch gestalteten Angriffe, die man im Gewissen gegen sich ausführt.

Solchergestalt wird der Gehorsam, den man der „Pflicht", dem „Gesetze" des Gewissens aus Furcht vor Strafe leistet, durch kriegerische Schattierungen des Befehls und Angriffs wirksam unterstützt.

Selbst die Arten und Weisen der Schlachtführung haben dem Gewissenskampfe viele Schattierungen zugeführt, teils durch unmittelbaren Einfluß, teils durch Vermittlung des Epos und Heldengesangs, des Mythos und Märchens, der Geschichte und Wissenschaft, der Überlieferung und Erziehung. Sei es, daß sich der Mensch im Gewissen plötzlich, wie aus dem Hinterhalt, überfällt oder einen solchen Angriff tapfer und kühn „zurückschlägt", so wird man in diesem Verhalten unverkennbare Spuren kriegerischen Geistes entdecken können, die sich aus uralten Zeiten erhalten haben und solche, die noch durch Einfluß der

Gegenwart entstehen. Ja, auch das Vorhandensein einer gewissen Strategie kann im Gewissen beobachtet werden, die individuell sehr variiert: allerlei „Schachzüge" und „Gepränkel" oder regelrechte Schlachten werden da oft geliefert, um sich der furchtbaren Strafe und Rache des Gewissens zu entziehen. Diese Kriegshandlungen verleihen dem juridischen und theokratischen Gewissen einen kriegerischen Charakter und erhöhen seine Macht. — Selbst Nachahmung politischen Kampfes schleicht sich gern ins Gewissen ein. Es werden nicht selten Verbindungen der ethischen Dispositionen mit ästhetischen, logischen oder andern als Allianze empfunden und behufs Niederringung anderer Willensimpulse geschlossen. Ebenso häufig erscheint die wechselseitige Hilfe, die niedrige Instinkte und Motive einander leisten, um die Wucht des Gewissens abzuwehren, als schlauer Pakt politischer Kräfte.

Sofern die Diplomatie mit Lügen und gemeinen Winkelzügen auf Kosten großer Gemeinschaften und Völker arbeitet, kann ihr Einfluß auf Formen und Richtungen des Gewissens nur verhängnisvoll sein. Feinfühlige Menschen haben diesen Einfluß noch mehr gemieden als den der Kriegsvorgänge.

Erst wenn eine Diplomatie der Liebe und des psychologischen Verständnisses entstehen wird, eine Diplomatie der schöpferischen Arbeit für die gesamte Menschheit, für die allmähliche Wandlung der Völkergruppen, in freie anationale religiöse Gemeinschaften — nur dann wird sie in Einklang kommen mit geistigsten und höchsten Formen des Gewissens und der Religion. —

Ein jedes Handwerk, ein jedes Arbeitsgebiet wirkt mitgestaltend auf das Gewissen. Sie üben ihren Einfluß aus, nicht nur durch das suggestive, zur Nachahmung drängende Beispiel ihres Schaffens, sondern zugleich durch die erzeugte Schöpfung.

Das Gewissen lernt nach Art des eigenen und fremden Schaffens, an sich selbst und am ganzen Menschen ändernd oder umgestaltend zu arbeiten. Aber nicht nur den großen Schwung der Kunst kann es annehmen; das bescheidenste Erzeugnis eines Töpfers oder Beilmachers, eines Maurers oder Schreiners kann ihm Wegweiser werden und seine Entstehungsart als Arbeitsschattierung leihen. Solchergestalt wird das „Gewissen" zum Wecker oder Künstler, der Unerwünschtes werkmäßig

oder künstlerisch beseitigt und ebenso das Erwünschte hervorbringt und durch eindrucksvolle Übung befestigt. Das Fertigen von Holzgeräten kann beispielsweise die Vorsicht des „Gewissens" in der Beurteilung des eigenen und fremden Verhaltens nach Art der erfahrenen Unterscheidung der Hölzer beeinflussen. Die feine Beobachtung der Maserung, der Härte, der Trockenheit und der sonstigen Tauglichkeit für die Arbeit, kann die Beobachtung des Gewissens schärfen, dessen Empfindlichkeit für Abweichungen des Menschen von erwünschten Wegen erhöhen. In die ethischen Bewertungen gelangen dann meist kaum bewußte Nachbilder der praktischen und ästhetischen Wertungen des Schreiners.

„Ich bin aus weichem Holz geschnitzt"; „es muß vor Fäulnis geschützt werden", „dann kann noch daraus ein brauchbares, ein schönes Werk entstehen".

Es ist ersichtlich, daß die primitivste Handwerksarbeit, welche nur der Erhaltung des nackten Lebens angepaßt war, ungleich einseitigere und gröbere Analogiebilder dem Gewissen zur Nachahmung und Aneignung geboten hat, als das ästhetischen Bedürfnissen angepaßte Handwerk.

Wie sehr Handwerk und Kunst schon in sehr frühen Zeitaltern dem Getriebe seelischer Kräfte werkhafte und künstlerische Arbeitsempfindungen verlieh und Gleichnisbilder lieferte, Symbole, die einen Teil der Gestalt einzelner Seelenfunktionen ausmachten, kann man aus der Arbeit der Götter und Geister ersehen. Die Gemeinschaft der Götter hat ihre Schmiede wie Hephaistos, Ilmarinen, Wieland. Der Schmied wird auch im Mythos allmählich zum Bildner, zum Künstler. Dem Saturnus wurde die Sense als Merkzeichen verliehen. Ceres trägt eine Sichel. Merkur erfindet die Laute, Väinemöinen die Harfe. Mit dem Hammer Miölnir wird von Thor die Erde urbar gemacht und geweiht.

Viele Schöpfungsmythen der Völker entlehnen ihre wesentlichen Züge teils den Merkmalen unbewußter Gebärfunktionen der Organismen, teils der tierischen und menschlichen Arbeit. — Der babylonische Gott Ea schafft nicht nur Gebirge und Meere, Wald und Rohr und Menschen der Erde, er bringt sogar Götter hervor, die sich nach Art des menschlichen Handwerks betätigen: den Gott des Ziegels, den Gott der Zimmerleute, Götter der Bauarbeit, den Gott der Goldschmiede, den Gott der Schmiede, den Gott der Steinarbeiter . . .

Die Erschaffungen des Menschen aus Lehm, Ton, Erde, Steinen wird nicht nur in der Bibel und Hesiod geschildert, sie wiederholt sich in zahllosen Legenden primitiver Völker.

Wie groß muß bereits die Bewertung eines Handwerks und dessen Werkzeuges, einer Kunst und deren Schaffensmittel gewesen sein, damit sie zum Charaktermerkmal und Lebenssymbol der Gottheit erhoben werden konnten! Wäre die Lanze, wäre der Pfeil zum Zeichen einer Kriegsgöttin, einer Göttin der Jagd geworden, ohne daß diese Waffen schon viel früher durch die Liebe zu Krieg und Jagd Verehrung und Gefallen in Rausch, Begeisterung und Gewissen gefunden hätten? Haben doch die Götter mit der Wandlung der Arbeitsmöglichkeiten, des Geschmackes und des Gewissens ihrer Verehrer die analogen mannigfachsten Wandlungen durchmachen müssen. Man kann also füglich aus den Arbeitsmerkmalen der Götter und Geister erschließen, daß die Weisen der selbsterzieherischen Arbeit des Gewissens und die Formen von dessen leidenschaftlichen Ausbrüchen oder geruhigeren Selbstgesprächen teils an der Gestaltentstehung der übermenschlichen Wesen teilgenommen hatten, teils von deren Gestalt nachträglich selbst beeinflußt werden mußten. So entstanden die Schattierungen religiöser, geheiligter Arbeitsmerkmale des Gewissens, die nicht selten auch in Worten zum Ausdruck gelangen, z. B. „du sollst aus dir einen neuen Menschen erschaffen, schmieden, modeln", „du sollst für andere geistige Nahrung bereiten, sollst ihnen Schild und Stütze werden".

Solche Gewissensfunktionen tauchen mit religiös gesteigerten Arbeitsempfindungen und Strebungen verbunden auf, die dem Gebiete religiöser Übung und Andacht nacherlebt werden.

Der Erschaffung der sichtbaren Welt durch Gottes Gebot gingen sicherlich Erschaffungen aus Stoffen voraus. Nur die große Wertschätzung, welche in einer entwickelteren Kultur dem Worte und insbesondere dem Befehl zuteil geworden war, vermochte zur Fiktion eines zaubermächtigen Gebotes zu führen. Wo aber das „Gebot" in dieser Weise bevorzugt wurde, mußte es zu den meistbefestigten Leidenschaftsformen des Gewissens werden. Es mußte bereits im Gewissen Charaktere schöpferischer Macht des Handwerks und der Kunst tragen, Merkmale, die zum Teil auch von da aus, zum Teil unmittelbar auf die Gottheit, deren Gebote und deren Schaffen übertragen wurden.

Die Äußerung eines leidenschaftlichen Wunsches, sei es in Form eines „Befehls", einer „Warnung" oder „Bitte", ist stets mit kaum bewußten Spannungen und Strebungsempfindungen verbunden, die auf Förderung oder Hemmung, mithin Lenkung der Willenserscheinungen eines andern gerichtet sind. Diese Spannungen und Strebungsempfindungen einer „Wertung", insbesondere des „Gewissens", sind denjenigen ähnlich, die der handwerksmäßigen oder künstlerischen Wandlung eines anorganischen oder organischen Stoffes gelten bzw. einer musikalischen, mündlichen, schriftlichen oder mimischen Abänderung eindrucksvoller Gedächtnisbilder. Der ethische Wunsch, der Gewissensentschluß des Menschen, seine Handlungsweise zu ändern, haben schon als Willenserlebnisse wesentlich ähnliche Merkmale wie der Wunsch und Entschluß, Ton, Holz oder Bronze durch künstlerische Abänderungsarbeit in ein Menschenbildnis zu verwandeln.

Darum können beide Willenserscheinungen ähnlichen Ausdruck gewinnen und beeinflussen sich wechselseitig sowohl in Ausdruck wie in Kraft, Energie, Ausdauer, Leidenschaft und Intensität. Das Gewissen: „Du sollst das ‚Böse' als etwas Überflüssiges aus deinem Wesen entfernen, um gut zu werden." Der Künstler spricht zu sich: „Du sollst die überflüssigen Massen aus einem Marmorblock entfernen, um etwas Gutes hervorzubringen."

Das Gewissen: „Du sollst durch ‚edle Taten' ein Kunstwerk aus dir meißeln, Menschen und ‚Gott' ein ‚Wohlgefallen'!"

Der Künstler: „Du sollst durch Adel und Sorgfalt ein schönes Bild gestalten!" Die selbsterzieherische Arbeit des Gewissens kann auch darum künstlerische Empfindungen, insbesondere der Plastik oder Dichtung entlehnte wecken, weil der Dichter und Bildhauer, hierin dem Gewissen ähnlich, die Gedächtnisbilder von Menschen in eine neue Seelengestalt umschaffen. Indem der Plastiker obendrein einen Stoff von gleichgültiger oder unangenehmer Form in eine Menschengestalt verwandelt, gemahnt sein Schaffen an die physiognomische Vervollkommnung des Menschenkörpers und dessen geistige Selbstbeherrschung mit Hilfe des Gewissens.

Sofern Gewissen und Kunst als willensartige Arbeitsgebiete im Verhältnis innigster, wechselseitiger Durchdringung stehen, müssen auch die Spannungen und Strebungen des Gewissens mit denen des Schaffens

eng verknüpft sein und je nach Anlage und Entwicklung mehr von den einen oder den anderen Arbeitszügen tragen, mehr musikalisch oder dichterisch, malerisch, bildnerisch oder architektonisch, lyrisch, episch oder dramatisch charakterisiert sein. Solcherweise müssen die interindividuellen und inneren Befehle, insbesondere die Wandlungsgebote des Gewissens, mit Schaffensspannungen verbunden, zu Schöpfungsgeboten Gottes geführt haben, um dann durch deren Rückwirkung religiösen, makrokosmischen, nicht selten magisch zauberartigen Charakter zu erlangen.

Gott sprach: „Es werde Licht!" Der Widerhall des Gewissens lautet: „Es werde Licht in dir!"

Gott: „Es werde eine Feste (ein Himmel) zwischen den Wassern . . ."

Gewissen: „Es werde ein Himmel in dir!" . . . —

Ein solches „werde" des Gewissens weckt außer Bildern und Assoziationen der instinktiven und willensmäßigen Hervorbringungen menschlicher Werke auch die der Entstehungsprozesse der physischen Natur und der Zauberschöpfung. Die Seelenänderung, erzeugt durch den Eingriff eines solchen Gewissens, wird wenigstens kaum bewußt als magische Wandlung empfunden.

Angesichts der großen Wirkung von Handwerk und Kunst auf Gestaltung und Ausdrucksformen des Gewissens muß man annehmen, daß auch die Gruppengestalten der Arbeitsgemeinschaft, wie Frohn, Zunft, Gilde, Fabrik, Gewerkschaft, einen eindrucksvollen und vielseitigen Einfluß auf das Gewissen üben.

Allerdings haben bislang diese Gemeinschaften nur selten eine so durchgreifende Macht über die Menschen erlangt wie die gewaltigen Organisationen der Krieger, der Regierung, der Kirche. Wohl haben die Gruppenformen des Handwerks und selbst des Kunstwerks auf ihre Mitglieder intensiv und ständig gewirkt — aber Krieg, Beamtenschaft, Adel und Priesterstand blieben diesem Einfluß ziemlich fern. Im Gegensatz hierzu standen die Arbeitsgruppen unter starkem Einfluß der nationalen bzw. staatlichen Gemeinschaften des Kriegerstandes, der Kirche und der Regierung.

Pflichten und Gepflogenheiten einer Zunft, einer Gilde, einer Fabrik, einer Gewerkschaft bekamen volle Rechtskraft meist nur, wenn sie mit den Gesetzen des Staates in Einklang gebracht oder zum Gesetz erhoben

worden waren. Die Zünfte brauchten dazu auch der kirchlichen Weihen und des Patronates eines Heiligen.

Es ist ersichtlich, daß die Gestalt der Arbeitsgemeinschaften viel größeren Schwankungen und Wandlungen unterworfen war als die der Krieger, der Regierung, der Kirche.

Folglich konnten sich die spezifischen Gruppencharaktere der Arbeit nicht so ausgebildet, so fest verwurzelt und deutlich in der Gestalt des Gewissens erhalten, wie die stärkeren in Form theokratischen, kriegsmäßigen, regierungsartig differenzierten, juridischen Gewissens. —

Zum Drama der Entstehung individueller Gewissensinhalte

Der Säugling wertet lange nicht, auch dann nicht, wenn er schon begonnen hat, zwischen Empfindungen des Schmerzes und der Lust, zwischen Mensch und Mensch zu unterscheiden. Ein Erwachsener muß schon viel von seiner eigenen Seele in die eines solchen kaum bewußten Kindleins einlegen, um dessen Mimik der Lust oder Unlust, die etwa beim Trinken der Muttermilch oder beim Anblick eines furchteinflößenden Unbekannten instinktiv und reflexmäßig ausgelöst wird, als Ausdruck der Wertung auffassen zu können.

Erst die wachsende Selbsterkenntnis, die größere Bekanntheit der Dinge und Menschen, insbesondere das reifende Verständnis für mimische und gebärdliche Äußerung, beginnen den eigenen instinktiven Reflexbewegungen mehr und mehr Bewußtsein zu geben. Diese bewußteren Bewegungen werden dann in Nachahmung der Mimik, der Gebärde und Sprache der Erwachsenen mit mehr Absicht und mit reiferen und reicheren Schattierungen vollführt.

Mit der wachsenden Ergänzung der Mimik und des Gebärdenausdrucks durch wortsymbolische Sprache erhöht sich die Neigung des Kindes zur Mitteilung der Bedeutung der Dinge für eigenes Leben. Es muß aber schon sein Vertrautsein mit Freud und Leid der Umgebung verhältnismäßig groß sein, um auch Interesse für das Einwirken der Dinge auf andere Menschen gewinnen und in egoistischer oder altruistischer Wertung zum Ausdruck bringen zu können. Aber auch dann, wo es schon beginnt, aus Änderungen der Gesichtszüge und Gebärden der anderen Menschen den eigenen ähnliche Erlebnisse zu erschließen, ist seine logische und psychologische Fähigkeit noch so gering, daß es die eigenen Erkenntnisse und Erfahrungen und die daraus sich ergebenden Wertungen mit den Orientierungen der anderen fast gänzlich identifiziert. Infolgedessen werden von ihm die eigenen Erkenntnisse, Erlebnisse und Erfahrungen, sowohl den Wertungen, die auf eigenes Leben, wie solchen, die

auf nicht eigenes Bezug haben, identifizierend zugrunde gelegt. Erst allmählich setzt die Übung in psychologischerer Deutung fremden Gebarens und Fühlens ein, wodurch ein objektiveres Auseinanderhalten der Wertbedeutung der Dinge und Vorgänge für eigenes Leben und der Wertung für nicht eigenes ermöglicht wird. —

Dieses Verwechseln von eigenen und fremden Wünschen, diese seraphische Unbefangenheit und Vertrauensseligkeit des Kindes öffnen Tür und Tor seiner Seele, um Wertungen der Erzieher und Eltern, der Geschwister und Verwandten, der Hausfreunde und Bekannten ganz ungehinderten Einlaß zu gewähren.

Es geschieht dies wie bei Jungblüten des Frühlings, die so vertrauensvoll ihre Kelche der Sonne auftun, ganz unbekümmert, ob ein verspäteter Frost oder vorzeitige Glut ihr zartes Laub verwelken lassen könnte. Aber solange das Kind die wahren Gefühle und Ziele fremder Wertungen kaum zu ahnen vermag, stehlen sich diese in die fast ungeschützte Seele mehr durch Eindringen ihrer Mimik und Gebärden, ihres Ausdrucks und Wortes in das Tiefbewußtsein hinein, als durch bewußtes Erfassen ihres vollen Sinnes und ihrer wirklichen Antriebe.

Mit der wachsenden Reife des psychologischen Verständnisses und der objektiveren Deutung fremden Verhaltens erhalten auch die vorher im Tiefbewußtsein webenden, aber unverstandenen Wertungsformen ihre richtigere Erklärung und Ergänzung. Auf solche Art wird die Fremdwertung im Tiefgemüt des Kindes verwurzelt und mit all seinen eigensten Gefühlen verwoben, bevor noch mit dem Aufblühen der Verkehrsfunktion, auf welcher das Deuten fremder Äußerung beruht, auch die verstandene Wertung der Anderen in der Kindesseele sich reicher und intensiver zu entfalten beginnt.

Wagen sich Wertungskeimlinge aus ihrem Erdgrund hervor, so werden sie von den Urteilen und Wertungen der Erwachsenen verwandelt oder verdrängt, sofern sie von ihren Beherrschern nach Form oder Lenkrichtung abweichen. Nur selten werden die zarten Pflänzchen des individuellen Wertens verschont; auch dann nicht, wenn sie ihrer Feinfühligkeit und schöpferischen Eigenart wegen innigste Pflege verdienen. Eine solche Schonung würde bei Eltern und Erziehern tiefes Verständnis für die geheimsten Regungen der Kindesseele erfordern, ein Verständnis und eine fein unterscheidende Liebesart, die den meisten infolge der herrschenden

Nivellierungsmoral und des Tiefstandes bisheriger Seelenforschung fast gänzlich abgehen. Hat das reifende Kindlein ein Hölzchen erwischt, so ein verachtetes Stück Gerümpel oder Kienspan, reißt ihm die stumpfe Mutter das „schmutzige Ding" aus der Hand und wirft es nicht selten unter Geschrei auf den „Unverstand" in den Ofen. Das Hölzchen, auf welches sich die Strahlen der Sonne gelegt hatten, erschien dem Kinde als heiliger Engel mit einer Strahlenkrone, als Himmelsbote der Kleinen. Jetzt brennt es auf seinem Scheiterhaufen, wird in eitel Asche zerfallen. „Oh, es war nur gewöhnliches Holz, ein schmutziges Stück zum Einheizen."

Ein Knäblein sammelt auf Wegen und Stegen allerlei Steinchen. Mehr und mehr wächst dieses Sammelbedürfnis, bis den befremdeten Eltern die Geduld reißt und ihnen der glückliche Einfall kommt, „das dumme Steinesammeln" streng zu verbieten: „Es sind ja nur wertlose Steine, keine Kleinodien, mit denen man einen Fingerring oder ein Halsband verzieren könnte!" Welch eine Welt hat der Knabe verloren! Ein jeder Stein war für ihn ein Stern; er war ein Mond voller Geheimnisse und Märchenschicksale oder eine zauberbegabte Sonne, ein Komet, ein Meteor. Die Gestalt, die Farbe, die Brechung, die Schwere und der Umfang, selbst der Fundort und der Tag der Findung, alles war von tiefer Bedeutung und wollte erforscht und erprobt werden. Aber hin ist der Zauber! Als schmutzige, langweilige Klumpen liegen sie da, keines Blickes wert. —

Das Werten im Hinblick auf Schmerz und Empfindung, Lust und Unlust, Erhaltung und Bedrohung, selbst das ästhetische Wohlgefallen oder Mißfallen hat sich bereits in der Seele des Kindes befestigt, ohne daß ein deutliches Auseinanderhalten der Selbstsucht und des Mitgefühls, des Eigennutzes und der Liebe zustandegekommen wäre.

Infolgedessen bleibt die Wertung der Willenserscheinungen in bezug auf diese Gefühle auf lange Zeit hinausgerückt, so lange, bis das Kind gelernt hat, den Egoismus vom Altruismus verhältnismäßig deutlich zu unterscheiden.

Aber auch dann beginnt es zunächst die ihm einzig geläufige Beurteilung und Schätzung hinsichtlich der Folgen und Erfolge auf Eigennutz und Teilnahme oder Liebe anzuwenden. Instinktiv sucht es zu erfassen, ob ihm die selbstsüchtigen Handlungen mehr Besitz bzw. Lust und weniger

Schmerz oder Unlust bringen als die liebevollen. Anfangs neigt sich die Wagschale zugunsten des Egoismus, genau so wie in primitiven Horden. Diese Bevorzugung des Eigennutzes wird überdies durch die dem Tiefbewußtsein eingeprägten, früherhin nicht verstandenen Formen der utilitären und ethischen Fremdwertung unterstützt, sofern sie Züge des Egoismus und des Hasses tragen. Es billigt dann die egoistische Handlung um so entschiedener und verwirft die altruistische, beides vom rein utilitären Standpunkte aus, wobei es sich nicht selten der von außen eingepflanzten Rohgebärden und Worte der Eigensucht und des Hasses bedient, ohne genau deren Sinn zu verstehen. Nur Kinder, die mit Anlagen zur Feinfühligkeit und zur Versenkung in fremdes Leben begabt sind, vermögen diese Primitivität früher oder später zu überwinden; insbesondere, wenn sie hierin durch das zunächst unverstandene Beispiel einer liebevollen, gemütstiefen oder gar innerlich religiösen Umgebung unterstützt werden. —

Beginnen die Kinder durch den Ausdruck von Zufriedenheit beziehentlich der Unzufriedenheit, des Tadels und des Lobes, durch Strafe und Belohnung wahrzunehmen, daß den Erwachsenen irgend etwas an ihrer eigennützigen Handlungsweise mißfällt, an der liebevollen gefällt oder umgekehrt, dann zählen sie diese Reaktionen seitens der Umgebung den andern Vorteilen und Nachteilen des Egoismus oder Altruismus bei, es bleibt mithin bei der Wertung in bezug auf die Folgen. Daß die Erwachsenen eine Handlung hinsichtlich der egoistischen oder altruistischen Art und Weise bewerten und dabei von den lustvollen oder unlustvollen, nutzbringenden oder nutzraubenden Folgen gänzlich absehen können, bleibt dem noch nicht psychologisch gereifteren Kinde völlig verborgen. Auch in den ethischen Wertungen der Umgebung sehen sie zunächst ein Beurteilen und Schätzen der Handlungen im Hinblick auf eigenen oder fremden Erfolg bzw. Nutzen.

Erst eine größere Entfaltung der Fähigkeit, abgezogene Begriffe zu bilden, ermöglicht es dem Kinde, die egoistischen und altruistischen Eigenschaften getrennt von den Willenserscheinungen ins Auge zu fassen und diese selbst in Absichten, Ausführung und Folgen analytisch zu zergliedern.

Nur dann vermag das Kind die Absicht getrennt von den Folgen und Mitteln zu beurteilen und in bezug auf Eigennutz oder Mitgefühl ethisch, daneben im Hinblick auf Folgen und Erfolg logisch, praktisch oder ästhetisch zu bewerten. Allmählich lernt es auch die Mittel als Teilhandlung

zu fassen und auch bei dieser das Endziel von den Absichten der Ausführung zu unterscheiden. Es lernt die Ausführung getrennt von der Endabsicht, teils — bezüglich ihrer vorläufigen, die Verwirklichung des Endzieles vorbereitenden Absichten — einer ethischen Wertung, teils — hinsichtlich der Folgen — einer logischen, praktischen oder ästhetischen zu unterziehen.

Hat es solcherweise moralisch zu werten gelernt, so verwechselt es nur selten die ethische mit der Folgenwertung. Um so leichter hält dann die ethische Fremdwertung ihren Einzug in die Seele des Kindes.

Je nach der Entwicklungsstufe der Umgebung stimmen deren ethische Wertungen mit den praktischen, logischen und ästhetischen Billigungen des Altruismus, Mißbilligung des Egoismus oder mit der dazu im Gegensatz stehenden Einschätzung überein.

Entweder werden die eigennützigen oder gehässigen Handlungsweisen als glückbringend und machterhöhend klug und herrlich gepriesen, oder Mitgefühl und Liebe als meistbeglückend, weise und schön der Eigensucht vorgezogen.

Die Kultur einer Familie, eines Stammes und Volkes ist stets so unterschiedlich abgestuft, daß diese beiden utilitären Folgenurteile bezüglich des Egoismus und Altruismus bei den verschiedenen Mitgliedern in abweichendsten Schattierungen vertreten sind. Aber die eine oder andere Utilitärschätzung gewinnt gewöhnlich die Oberhand, wodurch sie für die Richtung des Gewissens maßgebend wird. Denn hat man beispielsweise gelernt, liebevolle Handlungen zu schätzen, weil sie nützlich oder klug erschienen waren, dann wird diese Schätzung auf die Liebe und alles, was von ihr gefärbt oder durchtränkt wird, übertragen. Bald hat man gelernt, von dieser Erfolgseinschätzung abzusehen, sie teilweise zu vergessen, und die Liebe oder die liebevollen Absichten und Mittel werden dann nicht selten fast ohne vollbewußten Bezug auf ihre Folgen geschätzt und gebilligt. Die so entstandene ethische Wertung der Liebe oder des Egoismus übt ihre bestärkende Rückwirkung aus auf die utilitäre, logische und ästhetische Schätzung der unterschiedlichen Gefühle.

Zum fünften Akt des Dramas

Es hängt zum großen Teil mit der Dogmatisierung des Gewissens innerhalb konservativer Kircheninstitutionen zusammen, daß diese Wertungsweise während Jahrtausenden fast nur in Ausdruck und Leidenschaft, in bevorzugter Nachbildung der einen oder andern Gruppengestalt bzw. Institution, einer mehr oder minder wesentlichen Wandlung unterlag. Aber auch dieser war nur ein langsamer Fortlauf vergönnt, sofern sie außer durch Dogma und Kirche auch durch Gesetz und jeweilige Herrschgewalt in ihrer Vervollkommnung gewaltig aufgehalten wurde.

Die babylonischen Hymnen, die hebräischen Psalmen zeigen nicht nur eine erstaunliche, sich durch Jahrhunderte ziehende Eintönigkeit des religiösen Ausdrucks und Inhalts; inwiefern das Gewissen auf ähnlichen inneren Gesprächen mit sich selbst oder mit religiös empfundenen Mächten beruht, und darum dem Einfluß der autoritär sanktionierten Gebete unterworfen ist, kann man aus deren konservativer Beständigkeit zum Teil die des Gewissens erschließen und verstehen lernen.

Ein Gegenstück hierzu bildet das Festhalten an einem alten Kanon in Arbeitsstätten der kirchlichen Kunst. In Byzanz war es hierin nicht so unbedingt anders als in der Renaissance, in der Gotik oder in der Kunst Ägyptens. Wie sehr auch die Entwicklung der Wissenschaft durch kirchliche Fesseln zu leiden hatte, zeigen die Verfolgungen unabhängiger Forscher, ein Verhalten, welches sich selbst bis in die Gegenwart erstreckt.

Auch ist es aus der Anpassung der Scholastik ersichtlich, wie sogar Geister von großer Forscheranlage ihren ganzen Scharfsinn in den Dienst von Aberglauben und raffinierten Sophismen stellen, wo es gilt, ein unantastbares Kirchendogma zu retten. —

So war auch die absolute Wertung von Eigenliebe und Mitgefühl der scholastischen Anpassung des Verstandes und der Beobachtung an vorgefaßte Meinungen preisgegeben. Die Moral der nivellierten Liebe, die keine Unterschiede kennen oder berücksichtigen will, wurde zum unan-

tastbaren Dogma erhoben. Kritik durfte an diesem uralten Heiltum kaum geübt werden. Haben auch die Taten eines Kopernikus, eines Galilei, Kepler, Newton die im Zauberbann des Dogmas schlummernde Wissenschaft zu freiem Leben einer unbeirrten Erfahrung geweckt, so blieben die wesentlichsten Fragen der Moral und des Gewissens in ihren alten Fesseln stecken. Wohl haben sich Viele auch diesem Gebiete zugewandt, aber die scholastische Betrachtungsweise vermochten sie nicht abzuschütteln. Sogar Männer, die sich selbst „freie Geister" nannten, vermochten nur entweder die christliche Moral unter Ausschaltung ihrer auffallend religiösen Merkmale anzupreisen oder hatten die wahnwitzige Kühnheit, geistlos, durch bloße Umkehr, die ebenso durch mechanische Verschiebung des Drucksatzes vorgenommen werden könnte, die absolute Billigung von Egoismus, Haß oder Grausamkeit zu predigen.

War die Wandlung der Formen von Ausdruck und Leidenschaft im Gewissensverhalten solcherart gehemmt und sehr langsamer Änderung anheimgefallen, so kann man sich denken, wie sehr die eigentlichsten Willensdirektiven des Gewissens, die Antriebe, die sich auf Eigennutz, Liebe oder Haß beziehen, nicht nur durch Dogmen, Kirchen und Herrschgewalten, sondern durch die niederen Instinkte in Fesseln geschlagen wurden.

Solange das Gewissen Eigenliebe, Haß und Rache im Hinblick auf Fremdlinge oder Feinde empfiehlt und gebietet, wird es von den animalisch grausamen Trieben und Finsternissen der Seelenunkenntnis weidlich unterstützt. So gewaltig ist daher die Erhaltungsmacht dieser Gewissensart, daß sie sich im Kampfe mit höheren Arten unter unzähligen Menschen und vielen Gemeinschaften bis zur Stunde erhalten hat: ein ständiges Wahrzeichen menschlicher Schwäche, Trägheit, Unwissenheit und Bestialität. Menschengeschlecht nach Menschengeschlecht litt unter der Herrschaft dieser Moral unsägliche Qualen, verlor durch ihre herostratische Art unendliche Güter des Geistes und der Gesundheit, der Kunst, Wissenschaft und Religion. Trotzdem feiert sie noch heute ihre blutrünstigen Triumphe und lebt nicht selten neben einem „christlichen" oder sogenannten „humanen" Gewissen in einer Brust. Bedenkt man, wie gewaltig die meisten durch soziale Suggestionen, die von Sitte, Gewohnheit, Aberglauben ausgehen, beherrscht und kritikunfähig werden, so kann man sich nicht verwundern, daß während der vielen Jahrtausende nur seltenste

Ausnahmen gegen dieses Gewissen Einspruch zu erheben wagten. Die bloße Güte allein genügte nicht, um sich gegen eine ganze, mächtige Gemeinschaft geistig zu empören.

Es bedurfte dazu einer machtvollen Überlegenheit des psychologischen Verstandes, einer selbstaufopfernden Kühnheit.

Was ein Jesus und Buddha, was ihre bekannten und unbekannten Vorläufer für den Sieg des Mitgefühls und der Liebe geleistet haben, ist in der Folge zu einer Welt von Gewissenstrieben geworden, die auf Beseitigung aller Liebesunterschiede im Verhältnis der Menschen untereinander gerichtet sind, mithin zur gleichen Liebe für Alle hindrängen.

Dies war nur das scheinbar konsequente Ergebnis der Abneigung gegen alles Gegengefühl, des Absehens von der Verschiedenheit der Arten von Gegengefühl und Selbstheit hinsichtlich der Beschaffenheit ihrer Dispositionen, Richtungen und Wirkungen auf das Menschenleben. —

Haben die überragenden Philosophen, Propheten und Religionsstifter mit großer Kühnheit und dem größten Aufwand von Scharfsinn oder Heiligkeit für den Sieg des Mitgefühls und der Liebe gekämpft, so gebrach es ihnen gleichwohl an einer Eigenschaft, die ihnen hätte ermöglichen können, die Formen und die Vervollkommnungsweisen der Selbstheit[1] und des Altruismus, der Moral und des Gewissens in ihren mannigfaltigsten Lebensverzweigungen zu entwirren und zu ergründen. Es gebrach ihnen an der nötigen wissenschaftlich-psychologischen Entwicklung, welche selbst durch die größte Gabe zur Einzelbeobachtung seelischer Vorgänge und Menschencharaktere nicht ersetzt zu werden vermag.

Infolgedessen war ihre Neigung zur psychologischen Generalisierung überaus groß, drängte mithin zur generalisierenden Beurteilung und Bewertung der Gefühle, insbesondere der Selbstheit, des Gegengefühls und der Liebe. Zur differenzierenden Betrachtung dieser Seelenvorgänge, zur objektiven Hervorhebung der unterschiedlichsten Wirkungsweisen des Gegengefühls, der Selbstheit und sogar der Liebe konnten sie sich nicht erheben. Ihre Kritik dieser Strebungsweisen mußte ebenso einseitig und unobjektiv bleiben wie die überschwengliche Identifizierung der Liebe mit dem „höchsten Gut", mit der höchsten Gottheit.

Ebensowenig vermochten sie das Wesen der Moral, des Gewissens und den Weg zu ihrer Vervollkommnung zu offenbaren. So blieb alles

[1] Siehe S. 157 u. f.

im Dunkel und führte zu gefährlichen Widersprüchen, wenn auch die Verherrlichung der Liebe ein Licht in der Finsternis bildete. —

Wenn nicht aus dem wirklichen Leben Christi, so wird uns bereits in der Legende von seinem tragischen Schicksal der Geist des moralischen Widerspruchs kund.

Er fordert Liebe für alle Menschenbrüder, sogar für Feinde. Trotzdem entzieht er sich nicht der Kreuzigung, obwohl er dadurch viele Menschen vor Mord und Grausamkeit hätte bewahren können, seine eigenen Mörder.

Dies war unvermeidlich, denn ein jeder gewaltige Schöpfergeist muß darauf gefaßt sein, wenigstens von Menschen, die ihn gehässig mißverstehen oder beneiden, verfolgt, verleumdet, verspottet und gequält zu werden. Er muß wissen, daß seine Schöpfung für die Einen Erlösung und Leben, für die Andern ein Antrieb zu Empörung und kleinlichem Nörgeln ist, eine Gelegenheit, das Große zu besudeln und in den Grund zu treten. Er muß wissen, daß er die Empfänglichen erlöst zunächst auf Kosten der Stumpfen und Rohen. — Ist er sich dessen bewußt und wird er vom Gewissen der absolut gleichen Liebespflicht beherrscht, wie kann er da einem Konflikt zwischen seinem schöpferischen Drange und seinem Gewissen aus dem Wege gehen?

Die moralische Inkonsequenz ist in solchen Fällen viel schöpferischer, edler im Hinblick auf Wohl und Vervollkommnung der Menschheit, unendlich liebevoller als der Gehorsam in bezug auf Gewissensgebote, welche die Seele der Einzelnen, der Gruppen und Menschheitsgeschlechter schädigen. Eine derartige Kluft zwischen dem Gewissen und dem schöpferischen Tatendrang hat bislang die größten Menschen mehr oder minder bewußt gefoltert und das volle Aufblühen ihrer Anlagen wesentlich verhindert.

Von Sokrates und Jesus bis auf Giordano Bruno, Huß und Savonarola wiederholt sich dieselbe Tragödie, derselbe Großkampf für die Zukunft auf Kosten der Stumpfen und Engherzigen, aber bewußt oder kaum bewußt ohne völlige Übereinstimmung mit dem herrschenden Gewissen der nivellierten Liebe.

Aber noch drastischer fällt die moralische Inkonsequenz auf, wo der Kampf mit Andersgesinnten zutage tritt. „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht ge-

kommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schwiegertochter wider ihre Schwiegermutter." (Matth. Kap. 10.) Diese Worte Christi offenbaren nicht nur seinen eigenen Zwiespalt zwischen Kampf und Gewissen, sondern in hervorragendem Maße die Gewissensschwankung der christlichen Kirche und nicht weniger die der andern Kirchen, die der Absolutheit der Liebeswertung huldigten.

Um sich gegen die Hochflut des siegreichen Christentums zu wehren, haben die bedrängten Epigonen des griechisch-römischen Polytheismus, selbst zur Zeit, wo deren Gewissen durch stoische Lehren auffallend christliche Züge erlangte, einen hartnäckigen Kampf gegen die neue Religion unternommen. Der Verlauf dieses furchtbaren Kampfes erheischte auf beiden Seiten neben Vernichtung des geistigen Glückes vieler Seelen auch zahllose blutige Opfer. Märtyrer waren in beiden Lagern. Aber auch während ihres Siegeslaufs entschloß sich die christliche Kirche, gegen die Ketzerbewegungen einen Kampf auf Leben und Tod zu führen. Da galt es, unzählige Menschen und Gemeinschaften für die Erhaltung katholischer Dogmen und des Papsttums aufzuopfern. So manche Sekte wurde der orthodoxen Kirche gefährlich, wie beispielsweise die Arianer wegen ihrer scharfsinnigen und in vielem objektiven Kritik. Die Kirche fühlte instinktiv, daß ein Nachgeben selbst in logisch berechtigten Dingen ein Abstreifen der wesentlich unterscheidenden, individuellen Merkmale des Christentums ergeben, mithin dessen baldigen Tod herbeiführen müßte. Nicht minder gefährlich wurden ihr religiöse Neubildungen, wie der Manichäismus und der Mithraskultus, die durch Anähnlichung an das Christentum die Eigenart des Christentums zu entwerten drohten. —

Solcherweise entwickelte sich das Christentum zur ecclesia militans, die schon durch ihre ausgebildete Hierarchie Angst und Schrecken einzuflößen verstand und sich nicht scheute, auch politisch und ökonomisch nur allzu häufig mit Feuer und Schwert die Geschicke der Völker zu lenken.

Selbst große Heilige wurden nicht verschont, sofern sie durch ihre originelle Eigenart und suggestive Macht in Verdacht kamen, eine neue Religion gestalten zu können oder zu wollen.

So wurde dem heiligen Franziskus von Assisi die Spitze seiner kirchengefährlichen Lanze dadurch abgebrochen, daß man seine Gemeinschaft zum

päpstlich sanktionierten Orden erhob. Die kirchlichen Machthaber erkühnten sich, das heiligste Verlangen des gewaltigen Reformators, die Sehnsucht, die auf völlige Erneuerung des Lebens und der Kirche ging, zur Nebensache herabzudrücken. —

Als der Bestand der päpstlichen Hierarchie und des Katholizismus durch die aufblühende Reformation in hohem Maße bedroht war, da erstand in Loyola, einem ritterlich gesinnten Kämpen, ein so gewaltiger Beschützer der orthodoxen Kirche, wie ihn die Menschen niemals zuvor gesehen hatten.

Den militärischen Geist der ecclesia militans hat er in extremer Weise zum Organisationsprinzip seines Ordens erhoben. Trotzdem war er in doppeltem Sinne ein Ketzer und Reformator. Er suchte die Macht seines Ordens der Herrschgewalt des Papstes wenigstens gleichzumachen, was nicht ohne vielfache Kämpfe verwirklicht werden konnte. Überdies war er bestrebt, durch seine geistlichen „Exerzitien" dem alternden Katholizismus einen neuen mystischen Geist und einen größeren religiösen Ernst einzuflößen. Die Waffen, die er seinem Orden schenken wollte, waren ausschließlich geistiger Art. Gleichwohl waren manche Jesuitenmissionare in Amerika und wahrscheinlich auch in China genötigt, zu den Waffen zu greifen, teils um das Leben anderer, ihrer Proselyten zu schützen, teils um selbst nicht umgebracht zu werden.

Das furchtbare Martyrium, welches diese Jesuiten, besonders im fernsten Osten, zu Tausenden erlitten haben, offenbart uns ihren wunderbar heroischen und heiligen Geist. Er war ihres Ordensgründers würdig und übertraf ihn sogar in manchen Fällen, wie bei Franz Xavier, an unendlicher Innerlichkeit, Naivität und Unmittelbarkeit. Wie oft müssen diese Männer, wie Jesus selbst, wie die ersten Märtyrer, die vielen Heiligen und wie alle großen Schöpfer in Konflikt geraten sein mit dem christlichen Gewissensgebote, alle Menschen gleich zu lieben. Ja sie, die so grausam genötigt wurden, zwischen dem Leben der „Guten" und dem der „Bösen" zu wählen, sie mußten es fühlen, was es heißt, einem Gewissen zu gehorchen, welches die unvermeidlichen Kampfnotwendigkeiten des Lebens nicht berücksichtigt. Sie mußten ahnen, daß der Ungehorsam einem solchen Gewissen gegenüber zuweilen edler sei und dem Himmel gefälliger als der Gehorsam, der so oft zur Vernichtung der „Guten" und „Friedfertigen" zugunsten der Mörder und

Menschenfresser unvermeidlich führen muß. Sie handelten also manchmal instinktiv edler und heiliger, als ihr Gewissen sprach. Darum wurden sie, wie auch die anderen Großschöpfer, durch ihre Taten zu Vorläufern und Vorkämpfern eines neuen, von ihnen kaum oder gar nicht geahnten Gewissens. Aber sie empfanden ihren unverschuldeten Gewissenskampf als schweres Leid, als Hemmung und nicht selten als Verirrung. Einen solchen Kampf können auf die Dauer nur heroische Naturen vertragen. Mittelmäßige, schwächlich und kleinlich oder egoistisch Veranlagte greifen lieber zur Selbstlüge und niedrigen Heuchelei.

Es ist also nicht zu verwundern, daß im Laufe des Jesuitenkampfes mit Einzelnen und Gemeinschaften, mit Völkern und Rassen ihre Wehr und Waffen vielfach zur Kasuistik wurden, welche Kompromisse mit Gewissen und Religion billigte und preist. So sehr liefen diese Kompromisse dem Wesen und Geiste des Christentums zuwider, daß sie mit der Zeit mehr zum Niedergang als zur Erhaltung der Kirche beigetragen haben. Die mehr oder minder bewußte Überzeugung zahlreicher Mitglieder des Ordens ging nicht selten dahin, daß alle Mittel, die sogar dem christlichen Gewissen widersprechen, durch das Ziel der Verbreitung des Christentums geheiligt werden. Auf solche Weise sind aus den ursprünglichen Inkonsequenzen der absoluten Bewertung der Liebe, aus dem Gegensatz, welcher zwischen dem christlich utopischen Gewissen und der völligen Unmöglichkeit, in harmonischer Übereinstimmung mit ihm zu leben, zu kämpfen und zu schaffen, allmählich die Sumpfblüten einer niedern Heuchlermoral erwachsen.

Nur einem Gewissen, welches nicht unbedingt unerfüllbare Forderungen stellen würde, könnte es möglich werden, ohne zwecklose, durch Inkonsequenz oder Kompromisse bewirkte Vergeudung zahlloser geistiger Kräfte, die Einzelnen und die Menschheit der größtmöglichen Vervollkommnung in schnellerem, stetigerem Fortschritt entgegenzuführen. —

Die einseitige Auffassung des Gewissens, der Mangel an psychologischer Betrachtungsweise, welche das Moralproblem in empirisch berechtigten Zusammenhang mit andern Fragen des menschlichen Lebens, des Schaffens, des Kampfes, des Ideals und der Religion gebracht hätte, bewirkte eine so große Verlangsamung der Gewissensentwicklung, einer Vervollkommnung im Sinne einer widerspruchslosen, harmo-

nischen Bereicherung und Vergeistigung, daß sogar neuzeitliche, von der Kirche recht unabhängige Denker selbst die Möglichkeit eines Gewissensfortschritts leugneten.

Bewußtere Abänderungen des Gewissens gab es daher nur äußerst selten, und sie hatten fast immer den Charakter einer bloßen Reform. Selbst die moralische Erhebung der Propheten, die platonische Vergötterung der Liebe, die Gewissenslehren Christi hatten im tiefen Altertum ihre Vorläufer, in Babylon, Ägypten, Indien.

Am meisten wurde die Moral Christi und die Moral Buddhas als revolutionär-umwälzend und bahnbrechend empfunden. Dies kam nicht nur durch die volle Bewußtheit, mit der diese Religionsstifter ihre geistige Neigung in Gewissensform predigten; es kam vielmehr durch die starke Trennung ihrer Gebote von den Eigenschaften Gottes beziehungsweise der Götter. Von Jesus wurde eine gleiche Liebe wie zu sich selbst zu Allen geboten, von Buddha eine absolute Verneinung des Willens und unkonsequenterweise eine fast unterschiedslose Liebe. Sie haben diese Gebote und Forderungen mit solcher Unbedingtheit und Leidenschaft in den Mittelpunkt allen Lebens, Fühlens und Handelns gestellt, daß der Abstand dieses gepredigten Verhaltens von der bisher geglaubten Lebensweise Gottes bzw. der Götter ganz besonders auffallen mußte. Infolgedessen erschien ihnen die schon vorzeiten gekannte Form der absoluten Liebeswertung in einem völlig neuen Lichte. Allmählich begannen die Adepten der „neuen" Lehren die Eigenschaften der Religionsstifter auf Gott bzw. die Götter zu übertragen, insbesondere die selbst angenommene Moral in den Himmel zu projizieren. Noch zur Zeit Christi hat Gott seine alten Eigenschaften kaum abgelegt, er hatte immer noch etwas vom gestrengen Jehova, der Buße und Strafen auferlegt. Aber allmählich wuchs neben dem Dogma der Hölle die Auffassung Gottes als eines Allerbarmers, der häufiger verzeiht als straft.

Buddha selbst hält sich für einen Erlöser der Götter, kann also nicht erwarten, daß sie so bald ihren Willen gänzlich verneinen werden. Auch seinen Jüngern und der großen Masse seiner Adepten konnte es nicht leicht werden, den Göttern gerade diese Eigenschaften zu wünschen, welche doch den Tod aller Menschen und alles Lebens wirken müßten. Daher übertrugen sie im Laufe der Zeiten unwillkürlich wenigstens auf manche der Götter eine größere Liebesfähigkeit und Innerlichkeit,

Eigenschaften, die stets im Gefolge einer edlen Selbstverleugnung einhergehen. —

Sofern die gemeinsamen Züge und Merkmale des Moralverhaltens und des Gewissens unbekannt waren, so ist es nicht zu verwundern, daß eine bewußte Wandlung ethischer Mitteilung und des Gewissensausdrucks niemals angestrebt wurde. Am ethischen Verhalten fallen vorzüglich die Impulse und Direktiven seitens der altruistischen und egoistischen Gefühle auf, da durch sie die unmittelbaren praktischen Folgen auffallender mitbedingt werden, als beispielsweise durch die Leidenschaft des Gebotes oder Verbotes, des Lobes oder Tadels. Aber innerhalb der „Moral" sind die Gefühle so stark mit deren Wertung ineinandergeflossen, daß eine Unterscheidung zwischen den Gefühlen und deren Wertung fast ausgeschaltet wurde. Man empfand das Gefühl selbst, die Eigenliebe oder Mitgefühl als Moral oder Unmoral, als moralisch oder unmoralisch, abgesehen von jeglicher Wertung oder Aussage.

Es ist also ersichtlich, daß es den Reformatoren des Gewissens bewußt nur um eine Wandlung der egoistischen und altruistischen Gefühlsdispositionen und dessen Motivkraft zu tun war. Man sollte sie daher Reformatoren des Gefühls und der Willensmotive nennen. Das tiefste Sehnen nach Veränderung der Gefühle der Liebe und der Eigensucht mußte naturgemäß dem Verlangen entsprungen sein, die Lebensweise der Menschen einer neuen Auffassung von Himmelsmächten anzupassen oder durch größere Vergeistigung des Menschen auch dessen religiöse Gefühle zu verfeinern. Oft wirkten beide Wandlungsimpulse in einem, sich wechselseitig stärkend und bereichernd. So war das Bild Gottes in Gestalt des „höchsten Gutes", der „Liebe als höchstes Gut", das Ergebnis der Projektion der Liebe und deren Maximalwertung, der Liebe als Ideal, mit dem sie identifiziert wird, in den Himmel. Diese Projektion entstand infolge des Verlangens nach Erhöhung des eigenen Höchstideals und nach Versinnbildlichung der Eigenschaften Gottes mittels des Bildes vom Höchstideal, von einer Eigenschaft des Menschen, die man am höchsten bewertet. Eine solche Vorstellung von Gott als Liebe und als „höchstes Gut" mußte nachträglich rückwirkend den Wert der Liebe zunächst beim Reformator erhöhen und sein Verlangen wecken, die eigene Liebe möglichst zu steigern, um sich der Gottheit ähnlicher zu fühlen oder sich mit ihr inniger zu verbinden. Es scheint, daß bei Jesus

das Verlangen nach Ausrottung alles Egoismus und Hasses, der unterschiedslosen Anwendung der Liebe mehr dem Bedürfnis entsprungen ist, die religiösen Gefühle solcherweise zu verfeinern, als eine andere, neue Vorstellung von Gott zu wecken. Selbstverständlich mußte durch die Verinnerlichung des Gefühls eine Vergeistigung des Gewissens und des Jehovabildes entstehen. Aber bewußt angestrebt wurde sie nicht, wenigstens nicht in hohem Maße. Dies geht aus dem Glauben des Evangeliums an Strafe und Verdammnis und aus dem Wunsche des christlichen Gottes nach einem über alles grausamen Opfer hervor. —

Die größten Wandlungen des Gewissens fanden statt im Zusammenhang mit Veränderungen der Gefühlsweisen und der religiösen Erlebnisse. Wo das Anstreben der neuen Gefühlsdisposition mehr der neuen Auffassung der Gottheit dienen soll, wie in den pythagoreischen und platonischen Lehren, fällt sie mehr als philosophische oder religiöse denn als moralische Reform auf. Wo aber, wie bei Jesus, die Verfeinerung der Menschenseele, aber ohne Zuhilfenahme eines neuen Gottesbildes, angestrebt wird, muß zunächst die Moralform am stärksten auffallen. Dies müssen die späteren, geistvollen Fortbildner des Christentums intensiv empfunden haben. Man ersieht es aus deren Bestreben, dem Christentum neue, auffallende Unterscheidungsmerkmale zu verleihen. In dieser Hinsicht fanden sie bezeichnenderweise in den Schriften der Neoplatoniker, im Kultus der Manichäer und des Mithras wie in den Mythen des Altertums von der Aufopferung und Auferstehung eines Gottes die stärkste Stütze.

Würde das Christentum nicht nach und nach polytheistische Formen angenommen haben, dann wäre es nur eine jüdische Sekte mit moralreformatorischen Bestrebungen geblieben.

Der Mangel an psychologischer Klarheit, Harmonie und Deutlichkeit mußte Moralreformatoren selbst und in viel höherem Grade ihren Schülern eine unkonsequente Selbsterziehung aufzwingen. Ihre eigene Handlungsweise und Gefühlsart widersprach vielfach den „neuen Wertungen der Moral" oder Religion, ohne daß sie selbst oder die Jünger des innern Widerspruchs inne geworden wären. Diesbezüglich wurde bei den Stiftern die Unwissenschaftlichkeit durch das oft unbewußte Festhalten am Herkommen, bei den Adepten durch Mißverständnis und größere Trägheit des Geistes ergänzt und gesteigert. Insonderheit, wo

die allgemeine Wandlung des Gefühls und der Moralwertung ohne Mitwandlung der Gottheit angestrebt wird, entbehrt das Gewissen des stärksten Impulses, des göttlichen Vorbildes. Ja der Himmel selbst gibt dann ein anderes Beispiel als das Gewissen. So ist es im Christentum und Buddhismus, so war es nicht selten in der Religion der jüdischen Propheten und mancher jüdischer Sekten. Dagegen wird die Wandlung der allgemeinen Gewissensdisposition durch eine analoge Veränderung des Gottesbildes wesentlich gefestigt und vereinheitlicht. —

Vermochten das Christentum und der Buddhismus eine Verinnerlichung des Gewissens bei Vielen zu erzeugen, ohne Verleugnung der rauheren Gefühlsweise Gottes beziehungsweise der Götter, so kam das durch die allmähliche Vorbereitung dieser Wandlung mit Hilfe vorhergegangener philosophischer und naiver Vorstellungen, die man vor Beginn der Reform vom Lebenswandel und den Forderungen der Gottheit gehabt hatte. —

Unsere Zeit, welche die festesten Grundlagen ins Schwanken brachte, welche keiner einzigen Gewissensart unerschütterliches Vertrauen entgegenzubringen vermag, könnte nicht ein ganz allmähliches, bloß instinktives Hervorwachsen einer neuen Moral und Religion aus den Trümmern der zerfallenen Welt ruhig und gemächlich abwarten. Es müßte denn ein noch größerer Niedergang kommen, als wir ihn schon jetzt in furchtbarster Deutlichkeit vor Augen haben.

Daher könnte nur ein bewußter, wissenschaftlicher Neubau eines Gewissens, der einen klaren Weg zur Gestaltung völlig neuer Antriebsarten ethischen Verhaltens zeigen würde, zur Vervollkommnung ihres Lebens und Schaffens führen.

Nicht durch Aneinanderkettung oder Durcheinandermengung der Trümmerstücke verschiedenster Stile, auch nicht durch bloßes Auf-den-Kopf-Stellen der alten Stützsäulen könnte eine solche Umwälzung zustande kommen.

Es müßten vorab das Wesen und die Weisen der Eigensucht und der Liebe, der Mitgefühle und der haßartigen Vorgänge erforscht und einer eingehenden, wissenschaftlich objektiven Kritik unterworfen werden. Diese müßte dann auf die bisherigen völkerbeherrschenden Gewissensarten angewandt werden. Durch Aufdeckung bisher verborgener Verhältnisse

zwischen jenen Gefühlen und der Erhaltung wie der organischen Bereicherung des Seelenlebens würde man zu einer ethischen Wertung der Willenserscheinungen gelangen, die nicht mehr eine kaum merkliche oder bloß reformartige ethische Änderung ergeben müßte, sondern eine fast völlige Wandlung, ein neues Gewissen, allen Wirkungen des Egoismus und Altruismus gerecht und gewachsen.

Aber die Segnungen einer langsam ansteigenden Entwicklung müßten durch eine andere, schnell verlaufende Wandlung ersetzt und übertroffen werden, durch eine entschiedene schöpferische Umwälzung auf den anderen Großgebieten des Geistes, insbesondere auf dem Gebiete der Kunst, der Seelenforschung und der Religion.

Die Selbstheit

Sonderheit

Schon im neugeborenen Kinde sind die ewigen Grenzen der geistigen Kraft gezogen, die den Einzelnen, den Gruppen, den Menschheitsgeschlechtern zu allen Zeiten innewohnen. Nie werden die Menschen ein Auge erlangen, sämtliche Vorgänge in ihrem eigenen Leben zu sehen, nie wird ihnen Ohr und Finger und Sinn zuteil werden, alle Stimmen ihrer Wünsche, alle stillsten Regungen ihrer Seele zu hören und zu fühlen.

Die Nächsten und die Fernsten sind nur eine Erweiterung dieser ewigen Rätsel, ein Höllenmeer unergründlicher Leiden, ein unabsehbares Fegefeuer des Ringens um Beseelung, Paradiese der Heiligung und Seligkeit.

Um Alle schließen sich wunderbare Pforten, die wohl von außen Geheimnis auf Geheimnis verraten, sich aber niemals öffnen, um alles Verborgene zu offenbaren, sämtliche Geschehnisse der Seele in gleiches Licht zu rücken.

Immerdar werden wir neugeboren bleiben, wo es gilt, alle Menschen der Gegenwart, der Vergangenheit und Zukunft zu durchschauen oder in Antlitz und Leben außerirdischer Wesen zu blicken.

Diese Grenzen bewirken ein ewiges Nicht-an-andere-Denkenkönnen, eine ewige „Sonderheit", über die sich kein Sterblicher erheben, kein Genius noch Heiliger hinwegsetzen kann. Selbst das umfassendste Wissen und Ahnen wäre nicht imstande, einem alliebenden Menschen Aufschluß zu geben über Art und Leben eines jeden einzelnen Wesens der Erde und Ewigkeit. Noch weniger hätte er es in seiner Gewalt, sich oder andere zu befähigen, allen Menschen und Geistern Teilnahme oder Haß, Hilfe oder Schädigung mit unerschöpflicher Kraft und ununterbrochenem Eifer entgegenzubringen. Magst du noch so sehr von Sehnsucht entflammt sein, von brennendem Verlangen gepeinigt, allen lebenden Wesen in Liebe zu nahen, ihnen hilfreiche Hand

zu bieten, ihre Not zu teilen, ihre Freude zu erhöhen — kaum einem geringen Häuflein wirst du ins Auge schauen, nicht einen einzigen Dulder wirst du voll erlösen. Ewige Sonderheit beherrscht das Leben des Weltalls.

Die vorübergehende Sonderheit und deren Wertung

Im Neugeborenen völlig unbewußt, gelangt sie erst allmählich zur geringen und dann zur reichen Abhebung. Stufe auf Stufe wächst sie heran in Bildern und Symbolen, zu Gefühlen der „Hemmung" und des „Gefängnisses", der „Enge" und „Bedrängnis". In Einzelnen und Gruppen weckt sie das Verlangen, die Fesseln des „Selbst" und des „Ich", des „Verstehens" und „Fühlens" zu sprengen, allmächtige, allumfassende, allerbarmende Gottheit zu werden.

Am Säugling fällt nicht so sehr die ewige wie die vorübergehende Sonderheit auf, ein Nicht-denken-an-andere, bedingt durch die Unfähigkeit, den Blick zu fixieren, Körper und Menschen in ihrer vollen Gestalt zu sehen und zu erfassen, die Ohnmacht zu gehen, zu greifen, zu sprechen, zu verstehen.

Diese zeitweilige Begrenzung des Kindes und die ihr entspringende Sonderheit erscheinen dem Erwachsenen größer als die Allen seit Geburt bis zum Grabe zuteil gewordene, seit Urzeit in allen Entwicklungsphasen waltende.

So gewohnt wird diese, daß man sie nur zu Zeiten besonderen Expansionsverlangens oder Hilfsbedürfnisses als Vermissen entsprechender Fähigkeiten erlebt. Dagegen erzeugt die vorübergehende Sonderheit des Kindes allerdings nur beim Zuschauer sehr häufig ein starkes Vermissen der reiferen Arbeit seines Körpers und Geistes, einer Arbeit, die einem gewohnter und meist bekannter ist, weniger Mühe verschafft, vielseitigere Hilfe und reicheren Geistesgenuß bieten kann.

Unbewußt und unverschuldet, wie sie ist, kann diese Sonderheit des Kindes durch kaum bewußte, meist leidenschaftsgeborene Verwechslung mit der Gleichgültigkeit oder gar Bosheit der Erwachsenen als Mangel an Rücksicht, an Mitgefühl erscheinen. Sie wird daher nicht selten ethisch mißbilligt. Dieser Torheit machen sich viele Eltern, Pflegerinnen

und Erzieher schuldig, vorzüglich, wenn die vorübergehende Sonderheit des Säuglings, sein Nicht-denken-an-andere, zu energischen Störungen in Schlaf, Unterhaltung oder Arbeit der Erwachsenen führt. Diese beschließen dann die vermeintlichen „Forderungen" des „zudringlichen" Zöglings, die oft nur reflexmäßige Anzeichen einer Schädigung oder Erkrankung sind — völlig außer acht zu lassen, um ihn „an Rücksicht und Schonung anderer zu gewöhnen". Es wird eben den Leuten so häufig eingetrichtert, ein jegliches „Nicht-denken-an-andere" setze einen „bösen Willen" oder eine „Pflichtvergessenheit" voraus, daß sie schließlich sogar in der unschuldigsten Sonderheit eines Kindes „selbstsüchtige, schlimme Absichten" oder wenigstens stumpfsinnige „Gleichgültigkeit" wittern. —

Die übergroße, unbewußte Sonderheit des Kindes ist jedoch ein bedeutender Vorteil für dessen Erhaltung und Entwicklung. Sie bewirkt, daß sich in Gehirn und Seele wenigstens zu Anfang die Wurzeln der zartesten, geistigsten und persönlichsten Anlagen des Menschen ohne Überbürdung durch allzufrühe Rücksichtnahme und fern von der gleichmachenden Wirkung fremder, herrschender Wertung selbständig entwickeln. Zum Glück bleibt sie in ihrer Unbewußtheit noch lange im Kinde bestehen, selbst wo es gelernt hat, richtig zu fixieren, Dinge und Menschen zu unterscheiden, zu gehen und zu sprechen. Je reicher aber das sonstige Bewußtsein des Kindes sich gestaltet, desto eher wird auch dessen Sonderheit einer Absicht und Willkür zugeschrieben, wird ihr moralische Wertung und Entrüstung zuteil. —

Die physische Unbeholfenheit des Neugeborenen fällt so viel eindrucksvoller auf, als dessen geistige Begrenzung, weil es kaum möglich ist, das geheimnisvolle Weben seines Geistes wie beim gereifteren Kinde aus Antlitz und Körper einigermaßen ersehen. Müde geworden, den seelischeren Spuren des kindlichen Ausdrucks vergeblich nachzugehen, richtet sich das Augenmerk des Pflegenden meistens auf die unkomplizierter beseelten Bewegungen und Ruhelagen des Kindes, durch die seine Kraftgrenzen und Ohnmacht in so ergreifender Weise zutage treten. Dies führt Viele zur anderen, der vorerwähnten entgegengesetzten Täuschung, das kaum bewußte Kind sei fast unbeseelt und gegen feinere Unterschiede in Pflege und Behandlung völlig unempfindlich. Die Fabel von solcher Unbeseeltheit bewahrt zwar vor einer vorzeitigen Annahme von Ab-

sichten und bewußter Rücksichtslosigkeit des Kindes, unterbindet aber alle Versuche der Pfleger, dem fleischgewordenen Geheimnis halbwegs verständnisvoll und möglichst feinfühlig entgegenzukommen.

Sonderheit und Mythos

Der täuschende Glaube an eine vermeintliche Frühreife des Kindes gibt häufig Anlaß zu grotesker Übertreibung im Beurteilen seiner Kräfte, zur phantastischen Aufhebung seiner Sonderheit, seiner Begrenzung in Macht und Einfluß, mithin zu Vorurteil, Aberglauben, Märchen und Mythe. Drollig und gruselig kommt er zum Ausdruck in Gerüchten von Wechselbälgen, wie beispielsweise in dem irischen Elfenmärchen vom Sackpfeifer. Bereits in der Wiege ärgert er Gesinde und Eltern durch allerlei Bosheit und Schalkheit. Im Alter von fünf Jahren in den Geruch der Zauberei geraten und schließlich von Nachbarn und Eigenen gefürchtet, vom Vater mit der Peitsche geschlagen, sucht er in den Wellen eines reißenden Wildbachs Befreiung, auf der Sackpfeife die herrlichsten Lieder spielend.

Wie die störenden, so werden auch erwünschte Eigenschaften in die Seele des Kindes infolge der Übertreibung und Überschätzung seiner Bewußtheit und Absicht und Aufhebung eines guten Teils seiner Sonderheit hineingeheimnißt. Auch diese illusorische Überzeugung von der Bewußtheit und Absichtlichkeit erwünschter oder ersehnter Bewegungen und Ruhelagen des Kindes, von dessen als wertvoll erachtetem „Denken an andere", wird in der Einbildungskraft der Eltern und Pfleger zu einer nicht unbeträchtlichen Mitbedingung und Quelle unter den vielen Ursachen der Erhöhung und Idealisierung mythischer Gestalten.

So wird in zahlreichen Legenden von Heilbringern, Heiligen und Göttern über die erstaunliche, zauberbegabte Körperkraft oder Weisheit ihres Lebensbeginns berichtet. Wie der irische Wechselbalg in der Wiege, greift Apollo bald nach der Geburt nach seinem Musikinstrument. Kaum hat er von Nektar und Ambrosia gekostet, als er — gleich dem mikronesischen Olufat — die Kraft gewinnt, zu gehen und zu sprechen; ein Großteil der Sonderheit löste sich, er ward zum Musiker, zum Schützen, zum Propheten, zur Gottheit. —

Eine solche Idealisierung der mythischen Kindheit hat ihre Hauptwurzel in der Überzeugung, daß der Lebensbeginn eines Gottes oder überragenden Geistes in wunderbarer Weise von dem gewöhnlicher Menschen abweichen müsse. Sie holt sich aber ihre Anregung, gleichsam ihren Erfahrungsstoff, aus dem täglichen Dasein in Heim und Kinderstube. Hier findet sie bereits im Herzen der Mütter und Väter, der Ammen und Pflegerinnen ein erhöhtes Bild von ihren Zöglingen, oft überlebensgroß in Gutem oder in Bösem. Und je nach Wunsch oder Sehnen der Erwachsenen zeigt sich da leichtlich ein Herakles oder Ilja Muromętz, ein Orpheus oder ein Drachentöter Georg. Was Wunder, wenn sich die Mythen der Völker und das Märchen der Wirklichkeit gegenseitig befruchten und steigern?

Unter Mitwirkung der Mythen und Märchen wird so das Kind der Erde, insbesondere dessen unbewußtes Dasein, um so leichter mit allerlei Absichten und Seelenkräften ausgestattet, mithin sein „Nicht-denken-an-andere", seine Sonderheit bedeutend verringert und häufig einer ethischen Beurteilung unterzogen. —

Sonderheit, Erbsünde und Seelenwanderung

Neben Helden und Göttern der Mythe, des Märchens und der Sage haben völkerbeherrschende Gedanken vom Ursprung der Sünde und der Seele die Auffassung vom Ausmaß des Bewußtseins, der Willkür und Sonderheit des neugeborenen und reiferen Kindes in hohem Grade beeinflußt.

Die neuplatonische, gnostische und manichäische Ansicht von der Sündhaftigkeit aller Materie, mithin des menschlichen Körpers, ein Standpunkt, der auch von der katholischen Kirche aufgenommen und mit der Legende vom Sündenfall der ersten Eltern verquickt wurde, konnte nur durch eine gewisse volkstümliche Verständlichmachung im Geiste naiver Massen Wurzel fassen und fortleben. Den Stoffen und Körpern wurde eine böswillige Absichtlichkeit zugeschrieben, mithin das animistische Denken des unreifen Kindes fortgesetzt und dabei das ethische Moment der religiösen Mißbilligung am stärksten auf die Stoffe bezogen und in sie eingelegt. Solcherweise mußte ein jeder körperlicher Stoff, folglich auch

der Leib eines Neugeborenen, als mit sündhaften Absichten behaftet angesehen werden. Dies äußerte sich dogmatisch in der Lehre von der Erbsünde, die selbst neugeborenen Kindern, sofern sie nicht durch die Taufe moralisch gereinigt sind, den Aufflug ins Paradies verwehrt.

Leib und Seele des Kindes wurden von der katholischen Kirche und Gemeinschaft, gleichsam als erblich belastet, von vornherein verurteilt. So wurde auch der Boden für eine fernere fiktive Verringerung des Nicht-denkens-an-andere, der Sonderheit des unschuldigen Wesens zugunsten der Annahme von dessen Willkür und Rücksichtslosigkeit bereitet. Im weiblichen Kinde wird daher häufig die Wiederholung der Eva, im männlichen ein kleiner Adam gesehen.

Ähnlich, wenn auch vielseitiger, wirkt der Glaube an eine Seelenwanderung, sei es die des Brahminismus oder die der Buddhisten. Dieses Dogma sieht das Kind mit Sünden aus seinem früheren Leben behaftet, läßt aber auch die Möglichkeit einer teilweise vor der Geburt erworbenen sittlichen Vervollkommnung zu. So wird das Nicht-denken-an-andere, die Sonderheit des Kindes nicht nur im „Guten", sondern auch im „Bösen" illusorisch verringert. Es wird also die Übertreibung in der Annahme von „guten" wie in der von „schlechten Absichten" des Kindes gefördert.

Diese schuldgebenden Übertreibungen in bezug auf das Kind kommen bei Menschen von geringer Gefühlskultur gewöhnlich häufiger vor als bei Innerlichen und sublimer Empfindenden. Der Glaube an die Seelenwanderung setzt oftmals der vorzeitigen Annahme einer bösen Absichtlichkeit die einer seelischen Vervollkommnung entgegen, wodurch der liebevollen, wenn auch nicht weniger verfrühten Überzeugung von den bewußt edlen Neigungen des Kindes Vorschub geleistet wird.

Vielleicht ist die große Milde und Feinfühligkeit, die man im Orient den Kindern entgegenbringt, zum Teil auch auf diesen Umstand zurückzuführen.

Beginn und Entstehung des sozialen Verständnisses

Ist das Kind über die Schwelle kaum bewußten Dämmers hinausgekommen, hebt es an, Dinge und Menschen deutlich zu sehen und sich selbst zu entdecken, dann erst beginnt das „An-andere-denken" in ihm zu erwachen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß zu gleicher Zeit sich ein nennenswertes Verständnis, geschweige denn ein Mitgefühl, sofort einstelle. Menschen, Tiere und Pflanzen sind für das traumentsteigende Wesen zunächst Gegenstand eines primitiven Hilfsbedürfnisses oder einer Abwehr. Der größte Teil desjenigen Seelenschatzes, der etwas reiferen Kindern bereits zugänglich ist, bleibt ihm noch eine Weile völlig verschlossen. Sein „Begehren" und „Streben", sein „Augenmerk" und „Interesse" sind noch fast ausschließlich auf rein sinnliche Erfüllung und Befriedigung gerichtet. Selbst Mutter und Amme werden nur darum herbeigewünscht, weil es den Hunger stillen oder sich der Sicherheit, Trautheit und des Spiels erfreuen möchte, die ihm deren Anblick und Bewegung gewähren. Dieses sinnliche „Bedürfnis" und „Begehren" samt dem Lustausdruck von dessen Erfüllung werden sehr häufig mit Liebe verwechselt, obwohl sie kaum über die Grenzen des unvermeidlichen „Nicht-denkens-an-andere", der völlig unbewußten Sonderheit hinausgehen. Aber durch die moralische Wertung dieser primitivsten Folgen der Begrenzung wird die nachfolgende Täuschung erleichtert. Hat man beim Kinde fast von Anfang an das Nicht-denken-an-andere einer ethisch zu mißbilligenden Gleichgültigkeit, einem individuellen Mangel an Mitgefühl und Rücksicht zugeschrieben, dann ist es kaum zu umgehen, die später einsetzenden Ausdrucksbewegungen der Freude über Erscheinen und Verbleiben trautgewordener Ernährer und Spielgewährer als eine Wandlung des Gefühls und der Gesinnung zu empfinden. Diese „Wandlung" wird dann gewöhnlich nicht bloß als Wirkung „der Zeit" oder „des Reifens", sondern zum Teil, wenn nicht ausschließlich, als Folge irgendwelcher erzieherischer Maßnahmen angesehen.

Wurde schon in der ersten, unbewußteren Phase das Kind nicht selten als Mysterium der bewußten Klugheit oder Güte angestaunt, so erhält jetzt der Bewunderer einen ungleich größeren Spielraum und Anlaß für die übertreibende Idealisierung. Mitgefühl, Güte, Anhänglichkeit werden bei dem ausgemachten Helden nur so nebenher angenommen, geglaubt und schließlich „mit völliger Gewißheit erkannt". Allein nach einer Weile taucht beim glückberauschten Pfleger zunächst eine gewisse Beunruhigung auf; das Kind benimmt sich doch nicht ganz so liebevoll, wie man gewähnt hat . . . es kratzt und stößt manchmal ganz gehörig . . . schreit und verlangt mit nicht unbeträchtlicher Kraft und was das,

Schlimmste, es sieht manchmal auch „Fremde" mit Freude an. Ja, es kann durch irgendeinen Flitter mühelos geködert und abspenstig gemacht werden.

Je größer die Idealisierung war, desto gewaltiger die Enttäuschung. Je mehr Bewußtheit, Absicht, Mitgefühl beim „Denken-an-andere" dem Kinde zugeschrieben wurde, desto mehr wird ihm das „Nicht-denken-an-andere", insbesondere an die Enttäuschten, als bewußte Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit ausgelegt und aufs Kerbholz geschrieben.

Somit wird auch in dieser Phase das vorübergehende, unvermeidliche, nur dieser Entwicklungsstufe eigene Nicht-denken-können-an-andere von den Erwachsenen meist wenig oder gar nicht ins Auge gefaßt, wo es ihnen um kleinliche Bequemlichkeiten oder die Befriedigung ihrer Eitelkeit zu tun ist.

War auf der früheren Altersstufe die ganze Sonderheit völlig unbewußt, so ist sie in der zweiten Phase nur zum geringsten Teil bewußt. Das Denken-an-andere wird noch durch die Unfähigkeit des sozialanalogen Erschließens fremder Empfindungen, Gefühle, Gedanken und Willensvorgänge wesentlich umgrenzt und ist zumeist auf äußere Reize angewiesen, die von den Menschen ähnlicherweise wie von andern Gegenständen ausgehen. Auf dieser Stufe kann also von einer psychologischen Berechtigung ethischen Wertens weder hinsichtlich des „Denkens-an-andere", noch in bezug auf das Nicht-denken-an-andere die Rede sein. Das „Denken-an-andere" ist hier noch ein bloß sinnliches Gefesseltsein des Augenmerks an äußerlich, unphysiognomisch aufgenommene Eindrücke und kann durch andere, äquivalente oder stärkere sinnliche Reize überwunden, mit größter Leichtigkeit auf nichtmenschliche Dinge hingelenkt werden. So kann die neuerworbene Gewohnheit, die Nahrung aus einer Milchflasche zu nehmen, bewirken, daß sich das Interesse des Kindes von der Mutterbrust abwendet und der neuen Wohltäterin zukehrt. Die so entstandene Gleichgültigkeit der Brust gegenüber ist also ein neugewohnter Mangel an Interesse für einen sinnlichen Anreiz, der früher traut war. Das Kind kann aber auf dieser Stufe keine Ahnung von den Folgen eines solchen Interessenwechsels für das Seelenleben und die Erhaltung der Mutter oder seiner sonstigen Umwelt haben. Es ist eben noch keines sozialen Analogieschließens und noch weniger eines sozialen Analogiefühlens fähig. Erst wo diese mit der wachsenden Be-

obachtung und dem keimenden Verständnis ihren Anfang genommen haben, wo das Kind zwischen eigenen und fremden Schmerzen und Lustempfindungen zu unterscheiden beginnt, steigt, wie eine Insel aus dem Meere, das Reich des Mitgefühls und Gegengefühls aus dem Dämmer des Unbewußten herauf.

Mehr und mehr wird die Seele des Reifenden mit Bildern von Leid und Freuden der Umwelt bevölkert, nach Maßgabe der individuellen Empfindlichkeit und Empfänglichkeit für die Vorgänge und Ereignisse in der Natur überhaupt und insbesondere für das Innenleben der Menschen. Die sinnliche Art der Indifferenz Menschen gegenüber, welche vor Ausbildung der Fähigkeit sozialen Analogieschließens alleinherrschend war, kommt auch in dieser Phase häufig, aber nicht ausschließlich vor. Denn ein neues Erfahrungsgebiet hat sich jetzt dem Kinde aufgetan, dem gegenüber es größeres oder geringeres geistiges Interesse entgegenbringen muß: der logisch und psychologisch unterstützte Anschauungsvorgang des Sozialschließenden selbst und anderseits die erschlossenen Seelenvorgänge der sozialen Gegenglieder, der Mitmenschen und Tiere, der Anthropo- und Theriomorphismen. Diese zwei Erlebnisgruppen lassen sich zwar während des Sozialschließens nicht trennen — wohl aber kann sich die Aufmerksamkeit und Intensität des Sozialschließenden mehr der einen oder der andern zuwenden. —

Indifferentistischer Altruismus und interesselose Gleichgültigkeit

Es kann der Mensch, je nach Anlage und Entwicklung, ein ständigeres und stärkeres oder flüchtigeres und schwächeres Verlangen empfinden, was in andern vorgeht, zu erschließen oder zu erforschen, als das bereits „Erschlossene", „Erforschte" fernerhin in sich zu tragen, darüber „nachzudenken", es in der Vorstellung oder Handlung auszugestalten. Diese Interessen können aber auch zeitweilig oder nachhaltig ihre Stärke und Dauer tauschen oder ihre Kraft und Leidenschaft ausgleichen. Kurzum, Menschen und ihnen ähnliche Wesen können in anderen sowohl als Anlaß zum Sozialschließen wie durch dessen Ergebnis Interesse, An-

ziehung, Mitgefühl oder Gegengefühl wecken. Aber weder das eine noch das andere Interesse muß dem Erschließen oder dem Erschlossenen stärkere egoistische oder altruistische Gefühlsfärbung verleihen. Es kann in beiden Fällen auch bei Menschen von gefühlsarmer Anlage und Entwicklung vorkommen und bloß verstandesmäßigen, kleinlich artistischen, geistig sybaritischen oder roh praktischen Bedürfnissen entspringen. Dann entsteht aus dem sozialpsychologischen Analogieschließen oft kein Analogiegefühl, aus dem Denken-an-andere kein Mitgefühl, keine Liebe, kein Haß. Trotzdem hat man solchenfalls keine logische Berechtigung, eine unbedingte Interesselosigkeit anzunehmen. Das Interesse für Menschen ist ja da, nur ebensowenig mit- oder gegengefühlsgefärbt wie das eines Kindes in den ersten Phasen vor der Entstehung seiner sozialen Fähigkeit des Analogieschließens. Normalerweise kommen solche völlig indifferentistische Sozialschlüsse in einem Menschenleben bloß zeitweilig vor. Nur durch den Vergleich mit den altruistischen werden sie oft als interesselos erlebt und gewertet.

Der Fall, wo sich eine Neigung, menschliche Schicksale zu bestimmen und zu beeinflussen, nur aus mit- und gegen-gefühlsbarer, indifferentistischer Vorliebe für Kombinieren von allerlei Möglichkeiten oder aus Eitelkeit, Ehrgeiz, Selbstsucht entfaltet, ist sehr häufig. Eine solche Neigung kann, wie auch andere, die Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nehmende Triebe und Tätigkeiten sogar niederer Art, nicht selten bis zur Selbstvergessenheit führen. Sofern sich dieser Neigung die mit- und gegen-gefühllose Versenkung in andere und ein ebensolches Bestreben, diese zu fördern oder zu schädigen, anschließen, kann sie als *indifferentistischer Pseudoaltruismus* bezeichnet werden. Wird er nicht von einem Menschen gelenkt und geleitet, dessen Leben von Liebe und Mitgefühl beherrscht wird, so führt er leicht zur Schädigung der menschlichen Gesellschaft, weil der indifferentistische, kalte Pseudoaltruismus stets einer ausgesprochenen Selbstsucht frönt. Staatsmänner und Heerführer, welche Leben und Schicksal ganzer Völker ihrem persönlichen Ehrgeiz kaltblütig opfern, zeichnen sich oft durch solchen teuflisch altruistischen Charakter aus.

Für solche Menschen sind die anderen nur Mittel, deren sie sich für selbstsüchtige Zwecke bedienen. Sie haben nicht selten Gutes gestiftet und gelten häufig als gefühlvoll, sofern sie sich für philantropische Ziele einsetzen, um Vertrauen zu wecken und gepriesen zu werden. —

Auch der indifferentistische Pseudoaltruismus ist also durchaus nicht des Interesses für Menschen bar. Dieses Interesse ist nur anders als das des eigentlichen Altruismus, es wird entweder gar nicht oder nur wenig von Mitleid und Liebe oder Schadenfreude und Haß getragen. — Von Menschen, welche den indifferentistischen Pseudoaltruismus unter allen Umständen ethisch verurteilen, weil sie den eigentlichen, mitgefühlsartigen unter allen Umständen bevorzugen, wird jener gewöhnlich mit völlig interesseloser Gleichgültigkeit oder Selbstsucht verwechselt. Eine interesselose Gleichgültigkeit käme zustande, wenn in dem gereiften Kinde, welches bereits gelernt hat, sozial zu schließen, oder wenn in einem Erwachsenen beim Anblick bzw. bei der Vorstellung von einem oder mehr Menschen weder ein Indifferentismus noch ein Altruismus wach würde. Auch dann wäre zwar die Aufmerksamkeit noch in Anspruch genommen, aber ohne sinnliche oder geistige Intensität, ohne Eindruck und Suggestion. Greift eine solche stumpfe Gleichgültigkeit stark um sich, sei es in der Seele Vereinzelter, sei es im Leben von Gruppen, Gemeinschaften, Völkern, Geschlechtern, dann verdrängt sie oft dauernd die stärkere altruistische Neigung und wird aus einer vorübergehenden, zeitweiligen Erscheinung zur eingewurzelten Disposition.

Trifft sie auf einen günstigen Boden, dann vermag die Beeindruckung und Suggestion, die schon von ihrem bloßen Ausdruck ausgeht, nicht selten ebenso große Macht über die Gemüter anderer zu erlangen, wie das Antlitz der Liebe und des Hasses.

Stumpfe Sonderheit und Sinn für Menschen

Die zeitweilige oder nachhaltende, angeborene oder erworbene interesselose Gleichgültigkeit für Menschen und beseelte Wesen geht sehr oft aus sehr geringer Empfänglichkeit und Empfindlichkeit für Naturvorgänge und menschliche Schöpfungen hervor. Sie verdankt ihre Entstehung viel häufiger einer sehr schwachen, allgemeinen Suggestibilität und Beeindruckbarkeit seitens physiognomischer Ausdrucksformen und der Unfähigkeit logischen Erschließens geistiger Vorgänge als einer angeborenen Gefühlsstumpfheit. Allerdings treten diese beiden Entstehungsarten der Gleichgültigkeit ebensooft gemeinsam auf, sich gegenseitig ergänzend und steigernd.

Wie ein solches interesseloses Wahrnehmen und Vorstellen von Menschen und anderen Lebewesen entspringt auch die stumpfe Abart der Sonderheit, des „Nicht-denkens-an-andere", zumeist aus denselben Quellen. Die interesseloſe Gleichgültigkeit und die stumpfe Sonderheit beeinflussen sich gegenseitig. Ein Gegenstück hierzu bildet die Wechselwirkung zwischen der aus Seelenvervollkommnung und Zartgefühl hervorgegangenen Sonderheit und dem Indifferentismus.

Eine „Sonderheit", die auf allgemeiner Stumpfheit beruht, auf Blindheit und Taubheit für Weh und Freude, für Dichten und Trachten anderer, bewirkt, daß beim Anblick eines beseelten Wesens kaum eine dumpfe Ahnung, ein verwaschen undeutliches Bild von äußerst wenigen, unbedeutsamen Vorgängen seines Innenlebens auftaucht. Daß aus einer solchen verworrenen und armseligen Anschauung nur selten Interesse und kaum ein Mitgefühl oder Gegengefühl hervorgehen kann, ist unabwendbar. Die allgemeine Stumpfheit einer Sonderheit unterstützt auch mittelbar die interesseloſe Gleichgültigkeit nach Umfang und Richtung.

Hat jemand keinen Sinn für die erhabene oder anmutige Schönheit der Natur und Kunst, für Wissen und Forschen, für Weltall und Ewigkeit, so kann er auch keine Ahnung haben von Instinkten und Vorgängen, die sich in feiner besaiteten Seelen abspielen und gerade auf jene Gebiete am meisten gerichtet sind. Wie kann er da noch den Menschen ein Interesse abgewinnen, in denen er weder Himmel noch Sterne, weder Menschheit noch Gottheit, weder Andacht noch Liebe, weder Schaffen noch Wohlgefallen sehen kann? Es ist, als stieße er immer, beim Versuch ins Innere der Seele zu gelangen, auf undurchdringliches Dunkel, auf angstreiche Nacht, müßte da draußen bleiben im Vorhof des Tempels, um unverständliche Rufe zu vernehmen und Zeichen, die er nicht zu lesen versteht. —

Sonderheit und Mitgefühl im Verhältnis zu typischen und individuellen Zügen

Es gibt aber auch eine Sonderheit und Gleichgültigkeit, welche aus der einseitigen Begrenzung hervorgehen, die in irgendeiner Richtung einem jeglichen Wesen von der Natur zugewiesen wird. So wendet sich

das Mitgefühl musikalisch gleichgültig, aber sonst feinfühlig Veranlagter den musikalischen Menschen in sehr anderer Weise zu, als bei solchen, die der Musik, dem Gesange ein wirkliches Verständnis und Begeisterung entgegenbringen. Diese können sich in Freude, Leid und Seligkeit mitfühlend versenken, die den Harmonien und Dissonanzen der Töne entsteigen. Sie können, entsprechende Feinfühligkeit vorausgesetzt, auch die besonderen Charaktereigenschaften der Musikalischen und die Eigentümlichkeiten ihres Träumens, Wollens, Fühlens auch mit den durch die musikalische Anlage mitbedingten Schattierungen intensiv nacherleben.

Dagegen vermögen die Nichtmusikalischen, wenn sie künstlerisch veranlagt sind, nur mit solchen Eigenschaften und Seelenvorgängen der Musiker mitzufühlen, denen eine deutliche Gemeinsamkeit mit Geisteszügen innewohnt, welche anderen Kunstanlagen entstammen. — Ausschließlich praktisch Veranlagte können bloß für praktisches Wohlergehen oder Mißgeschick des Künstlers Teilnahme aufbringen. —

Aber all diese Menschen, die dem Musiker nur ein so einseitiges, fast abstraktes Mitgefühl schenken, sind eines ungleich vollständigeren, vielseitigeren Mitgefühls fähig, sobald es auf künstlerisch, wissenschaftlich, praktisch oder religiös verwandte Anlagen gerichtet wird.

Ähnlich liegen die Dinge auf sämtlichen Gebieten menschlichen Könnens und Schaffens. Auch das Mitgefühl mit dem „Gewissen", mit dem „religiösen" Leben anderer oder mit deren besonderen Erlebnissen von „Kraft" und „Energie", „Mut" und „Kühnheit", „Entwicklung" und „Werden", „Hoffnung" und „Verzweiflung", „Sehnsucht" und „Einsamkeit" — kann sich entweder mehr auf die allen Menschen gemeinsamen Elemente richten oder auch auf Merkmale, die nur besonderen Berufen, Begabungen, Kulturen eigen sind. So kann ein religiöser Mensch die ethischen und religiösen Gefühle von Künstlern, Forschern und Andersgläubigen „ehren" und „lieben", entweder sofern er in deren „Ideal"-Erlebnissen ähnliches sieht bzw. wähnt wie in den eigenen, oder er vermag tiefer einzudringen und auch an den besonderen Schattierungen und Inhalten der fremden religiösen Vorgänge teilzunehmen, an christlicher, antiker, indischer, japanischer Mythenversenkung, an malerischer, skulptureller, architektonischer, musikalischer Sinnbildverehrung . . . an persönlichster Andacht.

Der Sonderheit Umfang und die Grenzen der sozialen Analogiegefühle

Je gewaltiger, umwälzender der Geist und die Schöpferkraft eines Menschen sich gestaltet, desto schwieriger ist es für die meisten, den neuen, ihn ganz erfüllenden und zunächst nur ihm bekannten Erlebnissen seines inneren Ringens und Sehnens, seines Sieges und seiner Seligkeit — Verständnis und Mitgefühl entgegenzubringen. Zumeist wurde solchen Heroen eine unklare oder subjektive Liebe zugewandt, eine Teilnahme für alltäglichste Leiden und Freuden, die noch am ehesten Wohl und Weh aller anderen Menschen ähnlich zu sein scheinen.

Aber auch in der Seele eines jeglichen Menschen gibt es ganz individuelle Verborgenheiten, die sowohl ihrem Besitzer wie anderen völlig unzugänglich sind und weder das geringste Verständnis noch irgendein Mitgefühl finden können.

Es ist also ein jeder, auch der Verständnisreichste und Liebevollste, genötigt, nur innerhalb der Grenzen seines jeweiligen persönlichen, wirklichen oder eingebildeten Verständnisses den Mitmenschen und Tieren sein Mitgefühl oder Gegengefühl zuzuwenden, den Einen vielseitiger, den Andern kärglicher. Mithin muß sich die Gleichgültigkeit und das „Nicht-an-andere-denken" bei jedem Einzelnen wenigstens so weit erstrecken, bis wohin seine individuell unvermeidliche Unkenntnis der Anlagen und Entwicklungen der anderen reicht. Denn was einer weder vorzustellen noch zu denken vermag, das kann er nicht aus dem Ausdruck anderer Menschen und Wesen erschließen, noch kann er den nichterschlossenen Seelenvorgängen Mitgefühl oder Gegengefühl entgegenbringen.

Illusorische Mit- und Gegengefühle

Wohl kommt es häufig vor, daß einer falsche Sozialschlüsse zieht, mithin vom Seelenleben seiner Umwelt meist unrichtige Bilder sich macht. Allein das Mitgefühl mit diesen Bildern ist dann eigentlich kein Mitgefühl mit wirklichen Lebewesen. Es wird zwar durch diese veranlaßt und reißt auch zum Miterleben mancher der wirklichen Seelen-

vorgänge mit — ist aber, dergleichen Folgegefühle ausgenommen, eine bloße Selbstbeziehung, ein Mitgefühl mit eigenen Fiktionen.

Dieses beruht gewöhnlich auf Einlegung der eigenen individuellen Erlebnisweisen in andere oder auf positiver bzw. negativer Idealisierung der Mitwesen hinsichtlich des Verstandes oder Gefühls, der Einbildungskraft oder des Willens, der Arbeit und des Schaffens.

Sofern das illusorische Miterleben das Interesse auch für manche der nächst zugänglichen Merkmale und Eigenschaften eines Mitwesens weckt, kann es vermöge der neuerworbenen Erfahrung die wirkliche Kenntnis dieser Seele allmählich erweitern.

Schon ein solcher Beginn richtiger Anschauung führt nicht selten zur leisen oder größeren Schwankung der Illusion. Dann hebt auch die Enttäuschung oder die erwünschte Überraschung ihre ersten Keimblättchen zu entfalten an, ein Kräutlein, welches dem fiktiven Miterleben oft die Säfte entzieht. Mit der wachsenden Menschenkenntnis, insbesondere unter Mithilfe der Beobachtung, Erfahrung, Wissenschaft, Kunst und Religion, kommt es nicht selten zur beträchtlichen Ausschaltung der mit- und gegen-fühlenden Einlegung oder Idealisierung. Daraufhin wird die solcherweise entstandene Lücke im seelischen Analogiebild vom anderen Wesen entweder leer belassen oder durch ein neues ausgefüllt. Die Leere hat nicht Gewalt genug, die Enttäuschung zu beseitigen und die daraus hervorgehende Gleichgültigkeit oder Sonderheit aufzuhalten. Ein Ersatzbild kann diesem Verhängnis nur dann entgegenwirken, wenn es ein halbwegs äquivalentes ethisches, ästhetisches, religiöses oder sonstiges Wohlgefallen weckt. Aber auch dann bewirkt die Störung des „Gewohnten", „Trauten", „Sicheren" häufig Trauer, Vereinsamung und Sehnsucht, sofern das Verlangen nach Neuheit und Abwechslung nicht sehr groß war.

Ähnlich verhält es sich mit fiktivem Haß und Gegengefühl, nur daß mit dem Wegfall dieser Zustände infolge wachsender Erkenntnis des Sozialschließenden eine lustvolle Überraschung eintreten kann und mit ihr die Ersetzung des Hasses durch Reue, Liebe und Mitgefühl. Es kann aber die Hartnäckigkeit eines Rachsüchtigen und dessen Freude an Aufregung und Roheit auch dann noch eine Enttäuschung und Steigerung des Hasses erzeugen, wo ihm über sein falsches, entstellendes Bild von der Seele eines anderen ein klares und volles Licht aufgegangen ist. —

Der Erwachsene in der Kinderseele

Die Tragödie der falschen Seelenbilder hebt bereits im zartesten Kindesalter an und reicht ins hohe Alter hinauf.

Das Kind hat die größte Neigung, in den Erwachsenen die Interessen und Gefühle der Kindheit zu sehen. Der Mangel an Erfahrung und schattierender Beobachtung bewirkt, daß zunächst fast keine Einsicht in die wesentlichen Unterschiede zwischen Kindern oder Erwachsenen sich zu regen beginnt. Die Täuschung über diese beruhigende Gleichheit wird überdies durch das intensive, aber ungewußte Verlangen genährt, Verständnis, Mitgefühl, Liebe zu finden. Allerdings erweckt die große Gestalt der Erwachsenen, auch deren Gewand und Gebaren nicht selten Gefühle der Fremdheit und Gefahr, aber nicht so sehr physiognomisch als in der Weise wie ein anderer unbekannter Gegenstand. Ist die Unbekanntheit einmal gewichen, dann ist die Pein der Angst und Bangigkeit verwunden und alsbald beginnt das Einlegen kindlicher, erwünschter Eigenschaften in den trautgewordenen Riesen ruhig vonstatten zu gehen. In dessen Seelenraum werden dieselben Maße hineingetragen, die dem Kinde die kleinen Dinge der Umwelt so groß und nahe, so traulich und bedeutsam erscheinen lassen und die größeren ins Riesenhafte strecken. Dann wähnt es, alle, auch die nächsten und dem Erwachsenen gleichgültigsten Gegenstände seien diesem neu und merkwürdig, seien Gegenstand des Spielens und des Geträumes, genau so wie beim Kinde. Dieser in der Kindesseele lebende Erwachsene weiß nichts vom Tode. Er kennt weder Kampf noch Siege, Gewissen, Schaffen und Ideale sind ihm nicht bekannt.

Die Vorstellung, die sich das Kind vom Erwachsenen kaum bewußt bildet, ist zum großen Teil wie ein Wall, der sich zwischen beide legt. Sie dehnt die Sonderheit, das Nichtdenken an die wesentlichsten Erlebnisse und Strebungen des Erwachsenen aus. Ein Großteil dieser idealisierenden Sonderheit bleibt noch dann bestehen, nachdem das Kind von dem unausweichlichen Tode erfahren, die Geschicke des Kampfes und Schaffens erprobt, Kunst und Religion kennengelernt hat. Die Täuschung des Kindes kann sich auf lange hinaus erhalten, wenn die Erwachsenen seiner Umwelt ein wahrhaft kindliches Wesen und wirkliches, feinfühliges Verständnis in ihrem Gemüte tragen.

Sie nehmen dann teil an der Kleinen Weh und Freuden, deren Spielen und Wachtraum, ohne das ernüchternde, illusionsstörende Gebaren der Überlegenheit; sie versenken sich vielmehr in diese Quellen der Erneuerung und Verjüngung mit aufrichtiger Hingebung und Freude. —

Aber nach und nach beginnt das Kind zu ahnen, daß der Erwachsene anderen Dingen und Ereignissen nachhaltigere Aufmerksamkeit schenkt als den Spielen der Kleinen. Schon das Wachstum, das Überragen anderer Kinder an Kraft und Größe macht sie in einem gewissen Alter auf die Ähnlichkeit dieser Verhältnisse mit der Beziehung zwischen sich und den Erwachsenen aufmerksam. Man empfindet sich den Winzigsten gegenüber als „erwachsen" und „wissend" und nimmt deren Interessen und Spiele bei weitem nicht so ernst wie die eigenen. So erwacht ein gewisser Verdacht, eine Beunruhigung, auch der Erwachsene könnte am Ende das Leben und Gebaren der Kinder mehr nachahmen als ursprünglich und wirklich erleben, daß auch er viel lieber anderer Beschäftigung und Freude nachgehe.

Ist einmal ein solcher Verdacht im Werden, dann vermag fast nichts mehr die beginnende Enttäuschung aufzuhalten. Bald stellt sich das Gefühl von einer unüberbrückbaren Andersheit ein, und es bedarf einer sehr kundigen Hand und zartfühlenden Seele, das Bewußtsein des Kindes von dieser Kluft möglichst herabzumindern. In seiner Bangigkeit, in seinem Sehnen, das verlorene Paradies doch nicht ganz zu verlieren, sucht es gewöhnlich sich selbst zu täuschen und kommt dem Wohlwollenden mit Vertrauen entgegen, der ihm in seiner Herzensnot Ersatz und Hilfe bringen möchte. Ist einer da, in dem das Leben und der Himmel nicht aufhörten, ihre Sterne und Märchen zu weben, dann vermag noch das Kind bei ihm gemeinsame Welten zu finden.

Kommt aber ein Unbefugter dazu, dann kann er durch überlegenen Ton, durch aufgeklärte Gebärde die zarten Träume zerstören. Es kommt ein wahres Ende der Welt; aber ohne gewaltige Bewegung und ohne Posaunen. Die Sterne erlöschen. Die Engel verschwinden. Auf der Erde geht es zu wie vormals, nur ist alles nüchterner, leerer und langweiliger geworden.

Und begegnet dem Kinde etwa eine alte Frau, mit einer Buckelkraxen auf dem krummgebeugten Rücken, oder ein wunderschönes, verträumtes

Kind, eine dunkle Höhle, ein uralter Baum, ein verborgener Waldsee — so zieht es weiter, gleichgültig und kalt; die Märchenstimmung ist ihm abhanden gekommen. —

Im Kampfe gegen die neue Öde suchen Knabe und Mädchen teils bei andern Kindern, teils bei Erwachsenen Hilfe und Ausweg. Bei jenen hoffen sie die alte Traumwelt und volles Verständnis, bei diesen, der Kindheit entfliehend, die ferne, unbekannte Welt der „Gereiften" und „Großen" zu finden. Erst von da ab erhält die innere Trennung, die zwischen den Kindern durch Verschiedenheit der Anlage und der erworbenen Eigenschaften um sich greift, eine reichere Nahrung. Entweder wird eine möglichst lange Kindheit oder rasches „Großwerden" und „Erwachsensein" erstrebt. Allenfalls entsteht den jüngeren gegenüber ein Gefühl der größeren Bewußtheit und einer gewissen überlegenen Geistesverwandtschaft mit den Erwachsenen. Solcherweise wird die Gleichgültigkeit und das Nichtdenken an Kinder und Große durch wesentlich neue Schattierungen bereichert: durch inneres Sich-zurückziehen von Kindern, die den Erwachsenen ähnlicher sind oder von solchen, die weder in Gebärde noch dem Geiste nach an „Großsein" gemahnen; durch inneres Sich-abwenden von den Erwachsenen, in denen die Kindheit fortlebt oder von solchen, in welchen sie erstarb.

Ein solches Erkalten der Teilnahme Einzelnen gegenüber oder bloß in bezug auf manche ihrer Eigenschaften wird oft zur instinktiven Selbstwehr des Kindes, um so mehr, je feinfühliger und eigenartiger es veranlagt ist. Nicht selten wird es durch das bloße Nichtdenken an diesen oder jenen oder durch fleißiges Wegschauen von einzelnen Handlungsweisen vor unaustilgbarem Schaden bewahrt. Man darf also nicht ein Kind zur wahllosen inneren Hingabe an jegliches Fremdwesen anspornen, wodurch es auf gefährliche Irrwege gelangen, um seine besten Geisteskräfte kommen kann. Soll es nicht zum Schädling der Umwelt werden, muß es vielmehr beizeiten zur größten Sorgfalt und Vorsicht in der Wahl seiner Spielgenossen und Freunde angehalten werden. Mithin darf ihm nicht gleiche Liebe für alle gepredigt werden, wodurch es in die Arme des Lasters und Verderbens geraten könnte oder, geistigeren Neigungen folgend, eine Tönung von Heuchelei in sein Gewissen einführen müßte.

Sonderheit und Gruppen

Mit der wachsenden Reife verbinden sich die mannigfachen Arten und Weisen der Sonderheit und des Indifferentismus zu geläufigen Zusammenklängen, die Richtung und Umfang der Entwicklung wesentlich mitbestimmen.

Die unterscheidenden Merkmale des Menschen, welche sich im Laufe der Zeit zu erhalten vermochten und die neuerworbene Eigenart treten nach und nach mit zunehmender Entschiedenheit und Abgeschlossenheit auf. Das Bewußtsein von menschlichen Unterschieden, mithin auch von eigenen und fremden Grenzen, wird daher größer und reicher.

Der Gereifte vermag, nach Maßgabe seiner Anlage und Entwicklung, Menschen und Eigenschaften deutlicher in Gruppen zu trennen, die durch gemeinsame Merkmale des „Charakters", der „Gesinnung", des „Gewissens", der Arbeit und des Schaffens, der Religion, des Berufes, der Familie, des Standes, der Rasse und des Volkes gekennzeichnet sind. Die gruppenhaften Züge in Verbindung mit deren persönlicher Gestaltung bilden ein unabsehbares Meer von Anschauungen, welche mächtig sind, anzuziehen und Liebe zu wecken oder abzustoßen und Haß zu entfachen. Keiner vermag sich dem mitbestimmenden Einfluß dieser gewaltigen Mannigfaltigkeit zu entziehen, wo es gilt, zu forschen und zu handeln, zu kämpfen und zu helfen. Und niemand ist so allmächtig, um allen angeborenen und erworbenen Neigungen zum Trotz, sein Augenmerk und seine Liebe Menschen von abweichendsten Gruppenzügen in derselben Weise und mit der gleichen Gefühlskraft zuwenden zu können. —

Sonderheit in bezug auf die Menschheit

Die einen bevorzugen vorübergehend oder dauernd rassenartige oder nationale, die andern kirchliche oder berufliche Gemeinschaftsmerkmale. Allein mit der wachsenden Vervollkommnung der Seele verliert sich die Einflußnahme dieser Zeichen auf Mitgefühl und Liebe mehr und mehr zugunsten der Wertung und Bevorzugung nach Maßgabe der individuell geistigen Eigenschaften, die gruppenhafte Züge rein seelischer Verwandtschaft erhalten.

Mag er es wünschen oder nicht, der Mensch ist durch die Grenzen seiner körperlichen und geistigen Kraft genötigt, sein ganzes Tun und Lassen unmittelbar nur auf einen verschwindend geringen Teil der Menschheit zu richten. Er kann also nicht dem unausweichlichen Schicksal entgehen, den unabsehbar größeren Teil der Menschheit, der Lebewesen überhaupt, nicht vorzustellen. Mithin kann er sie weder fassen noch an sie in einer Weise denken, wie man an wahrgenommene, bekannte oder lebhaft vorgestellte Menschen zu denken imstande ist. Er vermag nicht ihr Weh und ihre Seligkeiten zu teilen, nicht ihren Hilferuf zu vernehmen, in Not und Tod ihnen beizuspringen. Weder Sage noch irgendein Merkmal ihres Daseins dringt zu ihm. Er muß also notgedrungen von dem unabsehbar größten Teil der Menschen und Lebewesen des Weltalls völlig abgekehrt, in Sonderheit und Trennung leben. Diese ewige Sonderheit ist ebenso unabwendbar und von der Absicht der Menschen unabhängig wie die Ohnmacht, eine vollständige Übersicht über das Weltall zu erlangen. Es wäre also ein Widersinn, sie deshalb moralisch zu mißbilligen.

Eine völlige Nivellierung des Gefühls ist ausgeschlossen. Der Mensch kann auf die unterschiedlichen Gruppen, mithin auch auf deren Mitglieder, nur verschiedene Grade und Qualitäten der Liebe und des Gegengefühls richten. — Bis auf unsere Tage einer primitiven Erziehung und Beeinflussung ausgesetzt, mußten die Gemeinschaften in ihrer unvermeidlichen Abstufung der Liebes- und Gegengefühlsintensitäten meistenteils von vornrteilsvollen und entwicklungsschädigenden Einschätzungen der Unterschiede unter Individuen und Gruppen bestimmt und beherrscht werden. Ist also eine differenzierende Abstufung altruistischer Intensitäten unvermeidlich — so haben der Einzelne und die Menschheit nur die Wahl zwischen den bislang herrschenden, primitiven, rohen, entwicklungsschädigenden Gefühlsdifferenzierungen und der erzieherischen Heraufbeschwörung höherer, geistigerer, entwicklungsfördernder Abstufungsweisen unter Mithilfe einer neuen Wertdifferenzierung und des neuen, des panidealistischen Gewissens. Erst mit der Erstarkung und Ausbreitung eines solchen Gewissens wird auch die gelegentlich sonderheitliche Nichtbeachtung äußerlich bedingter Gruppenzugehörigkeit zugunsten der Berücksichtigung individuellerer Unterschiede und Anlagen — an Bedeutung und Macht gewinnen.

Verhältnis zwischen Sonderheit, Indifferentismus, Selbstsucht und Altruismus

Schon die Ausführung einer einzigen Handlung ist so vielseitig und reich zusammengesetzt, daß sie oft gar nicht zustande kommen könnte, wenn sie nicht durch viele ungewußte Bewegungen und wiederholte Verkehrspausen erst ermöglicht würde, in denen an andere überhaupt nicht oder nur indifferentistisch gedacht wird. Selbst liebevolles oder haßerfülltes Streben kann nur unter vielfacher Unterbrechung des auf andere gerichteten Augenmerks, durch gelegentliche Sonderheit und Indifferenz zustande kommen.

Wie sollten denn die zahllosen Empfindungen und Gefühle einer Handlung mit völlig gleicher Bewußtheit, Intensität und Sammlung vor sich gehen?

Die begrenzten Kräfte des Menschen gewähren dem jeweiligen Interesse und der augenblicklichen Aufmerksamkeit nur einen bestimmten, engeren Spielraum. Zur selben Zeit, während Mitgefühl oder Gegengefühl auf die Zustände eines andern gerichtet sind, kann nicht mit der gleichen Kraft das Augenmerk auf die antizipierenden Gedanken an Abhilfe und deren Ausführung gelenkt werden. Ja die zusammengesetztere Ausführung einer altruistischen Absicht wird erst dadurch ermöglicht, daß sich das Interesse zum Teil oder völlig vom anderen abwendet und der Verwirklichung mit voller Sammlung zukehrt. Ist eine solche Ablenkung des Augenmerks von altruistischen Anschauungen und Gefühlen oft schon bei einer einzigen Handlung unumgänglich, wieviel weniger ist sie bei den zahllosen Willensvorgängen ganzer Arbeitssysteme der Erhaltung und Vervollkommnung zu vermeiden. Schon der Kampf um das bloße Fristen des eigenen Lebens oder gar um Gesundheit und Kraft erfordern soviel Voraussicht, Vorsorge und Augenmerk, daß er oft die ganze Aufmerksamkeit des Menschen unter häufigem Ausschluß altruistischer Interessen und Gefühle in Anspruch nimmt. Was Wunder, wenn die viel zusammengesetztere, ungleich vielseitigere Arbeit an der Erziehung, Bereicherung, Vervollkommnung, Entwicklung der eigenen Seelenanlagen und Schaffenskräfte, wie auch deren Betätigung noch viel mehr Voraussicht und Vorsorge beansprucht, mithin eine häufigere Unterbrechung altruistischen Interesses und Gefühls durch Sonderheit und Indifferentismus erfordert.

Es wird vielfach angenommen, daß mit dem starken Anwachsen des Mitgefühls und der Liebe das Denken und Trachten für sich selbst auf ein äußerst geringes Mindestmaß herabsinkt. In Wirklichkeit können aber sowohl Dispositionen zum Mitgefühl wie die zum Gegengefühl ohne einen hohen Grad von Arbeit an der eigenen Erhaltung und Entwicklung kein umfassenderes Betätigungsfeld gewinnen. Man kann vielen anderen Wesen weder wissenschaftliche, künstlerische noch sittliche oder religiöse Förderung durch eigene Arbeit und eigenes Beispiel angedeihen lassen, ohne große Betätigung und Selbsterziehung der eigenen Anlagen auf diesen Gebieten. Ein Arzt, ein Forscher, ein Dichter, Plastiker, Religionsstifter, Heiliger sind um so mehr in der Lage, anderen zu helfen, ihnen Gesundheit oder geistiges Brot zu geben, je eifriger und vielseitiger sie unter häufiger Hintansetzung liebevoller oder gegengefühlter Handlungen das eigene Wissen und Können erzogen und vervollkommnet haben. Ein so sublimer und ritterlicher Apostel allesumfassender Liebe wie der heilige Franziskus hat einen großen Teil seiner Zeit einer einsamen Andacht und Himmelsversenkung gewidmet, bei der nicht selten jeder Gedanke an irdische Wesen zum Schweigen kommen mußte.

Die heilige Therese, eine wahrhaft große Erforscherin seelischer Vorgänge und liebevolle Erzieherin, bekennt in ihrer kindlichen Aufrichtigkeit: „Während der Anfangsschritte soll man für niemand anderen als nur für sich selbst Sorge tragen, und es wird einem überaus nützlich sein, so zu leben, als wäre man ganz allein auf Erden und nur mit Gott allein[1].“

Eine ähnliche Einkehr wäre nicht nur am Anfang, sondern auch im Verlauf der ganzen Entwicklung eines Lebens, wenn auch nur in Begleitung vorhergegangener und nachfolgender Menschenliebe, fast täglich notwendig, wo es gilt, die Menschheit einem neuen Stern entgegenzuführen. —

Wo kein altruistischer oder indifferentistischer Antrieb ein Wollen oder Handeln veranlaßt, gehorcht der Mensch dem Drang seiner sonderheitlichen Bedürfnisse und Triebe. Viele davon entspringen lediglich dem typischen und individuellen Streben nach Entladung aufgespeicherter Kräfte, mithin der allgemein menschlichen und besonderen Anlage. Solange der Mensch der Analogiegefühle noch nicht fähig ist, geschieht die

[1] Vie de Sainte Thérèse. Ecrite par elle même. Traduite par le P. Marcel Bouix (Paris).

Selbsterfüllung der Wünsche, die Selbstbefriedigung der Bedürfnisse und Neigungen ohne Anstoß und Mitbeteiligung seitens der Liebe und des Hasses, der Selbstliebe und des Selbsthasses. Aber auch beim altruistisch Gereiften bilden die durch Anlage und Einfluß erworbenen, aufgespeicherten Arbeitskräfte den primären Antrieb zur Betätigung, einen Drang, dem sich Selbstliebe oder altruistische Motive steigernd oder vermindernd zugesellen können. Ohne den Ursprungsdrang wären diese sekundären, erst durch den Verkehr entstandenen sozialen Antriebe nicht fähig, nur das geringste zu bewirken. Der bloße, aus ehrgeiziger Selbstsucht oder aus tiefster Liebe hervorgegangene Wunsch, die Menschen zu fördern, kann noch nicht Mittel an die Hand geben, über welche nur die wissenschaftliche, die künstlerische, die religiöse Begabung und Entwicklung allein verfügen. Die Befriedigung, Freude, Seligkeit, die aus einer liebevollen oder selbstsüchtigen Betätigung entspringt, kann daher niemals in der Liebe oder Selbstliebe allein ihre Quelle haben. Sie entnimmt vielmehr einen Großteil ihrer Kraft und Intensität der Ausübung angeborener, anerzogener und erworbener Anlagen und Fähigkeiten.

Dieser Umstand ist es, der es ermöglicht, während der unvermeidlichen Unterbrechung altruistischer Gefühle die Ausführung nützlicher und schöpferischer Absichten bis zur Erreichung des Zieles mit unverminderter, unverbrüchlicher Energie fortzusetzen. Denn wo Liebe und Haß ruhen, kann immer noch die Ursprungskraft der Anlagen, Triebe, Fähigkeiten zum Handeln und Schaffen drängen. Was dabei durch den Unterbruch sozialer Gefühle an Krafterhöhung verloren geht, wird oft durch die gesteigerte Sammlung ersetzt und nicht selten überboten. —

Wir sehen, daß die Selbstbefriedigung, Selbsterhaltung, Selbstentwicklung zwar nicht ohne Sonderheit oder Indifferentismus, wohl aber ohne Selbstliebe und altruistisches Gefühl bis zu einem gewissen Grade zustande kommen können. Dagegen vermögen Altruismus und Selbstliebe nicht ohne Sonderheit oder Indifferentismus zu entstehen und ohne diese beiden nicht eine reichere oder dauerndere Gestalt anzunehmen. Mithin ist es völlig sinnlos, eine jede nicht altruistische Selbstbefriedigung, Selbsterhaltung, Selbstentwicklung als Eigenliebe und Selbstsucht betrachten und brandmarken zu wollen. Ein Paulus, der das Wort Christi zu verbreiten sucht, ein Dante, der in der göttlichen Komödie der Menschheit einen Weg zum Himmel zeigt, ein Michelangelo, der im Jüngsten

Gericht die Menschheit vor Sünde und Verderbnis warnt — sie alle konnten nicht umhin, außer der lustvollen Genugtuung, die ihnen das Bewußtsein, hilfreich zu sein, gewährt, auch die selbstheitliche Seligkeit der schöpferischen Betätigung zu empfinden. —

Je mehr die Fähigkeiten eines gefühlsbegabten Menschen gewachsen sind, desto mehr erweitert sich sein Gesichtskreis, seine Liebe zu Menschen und im günstigen Falle zur Menschheit. Aber diese Erhöhung seines Gefühlslebens durch Liebe muß nicht die Freude an der sonderheitlichen und indifferentistischen Arbeit, Selbsterziehung, Schaffensgewalt verdrängen, sondern kann vielmehr das Verlangen wecken, die selbstheitliche Freude und Genugtuung in den Dienst der anderen zu stellen. Dieses neue Motiv, der Anstoß der Liebe, besonders der Liebe zur Menschheit, vermannigfacht das Streben nach Vervollkommnung der eigenen Fähigkeiten und Lustgefühle durch Erhöhung des Wunsches, Kraft zu erlangen, durch die auch andere gefördert, veredelt oder beseligt werden können. Solchergestalt muß sich mit dem Anwachsen der altruistischen Vielseitigkeit, der Arbeitskraft und der Anforderungen, die man an sich aus Liebe und Gegengefühl stellt, auch die rein selbstheitliche Vielseitigkeit des Könnens und Strebens um ein großes vermehren.

Aber diese Art des Schaffens und der Arbeit, die zeitweilig ohne Gedanken an andere oder ohne Mitgefühl vor sich geht, unterscheidet sich von der anderen Art der Selbstheit, die man mit vollem Recht Selbstsucht oder Eigennutz nennen darf, aufs wesentlichste. Ihr ursprünglicher Kraftantrieb zum Handeln wird von altruistischen Motiven mitbestimmt und mitgeleitet, wodurch kaum bewußte Nachklänge des Mitgefühls oder Gegengefühls sich über den ganzen Verlauf des Strebens und der Verwirklichung erstrecken, solange die altruistischen Momente durch die selbstheitliche Sammlung aus dem vollen Bewußtsein verdrängt sind. Infolgedessen verfügen sie über eine Quelle der Krafterhöhung, der Bereicherung und Vielseitigkeit, welche den selbstsüchtigen Willensvorgängen versagt ist.

Versiegt von Zeit zu Zeit auch beim liebevollen Menschen die reinselbstheitliche Quelle der Lebensfreude, der Schaffenslust und der Begeisterung, sind Können und Fähigkeiten infolge einer Ermüdung, einer Sorge, einer Bedrohung oder eines Unglücks geschwächt und gleichsam

gealtert — dann finden auch diese ermatteten, nicht altruistischen Ursprungskräfte ihre Erneuerung und Verjüngung hauptsächlich in der Liebesversenkung. Es kann zwar ein liebloses, gleichgültiges Betrachten und Beobachten, ein gefühlloser Altruismus einige Anregung und Belebung gewähren, aber nimmer reicht es heran an die schöpferische Gewalt der Liebe. Selbst die Naturgefühle werden durch sie erhöht, sofern der Mensch die eigene Empfindung in die Umwelt verlegt. Hierdurch kann auch das Verlorensein in Welt und Natur dem Liebevollen wirksamere und reichere Erneuerungsquellen bieten als einem sonst gleichbegabten, aber liebloſen Egoisten. — Mitgefühl mit Menschen, Tieren und Pflanzen und selbst mit „leblosen" Bestandteilen der Welt bildet zunächst eine Vorbereitung für die Liebe zu außerirdischen Wesen, zu „Engeln" oder „Göttern", zur „Vielheit" oder zur Einheit der unerreichbaren Vollendung. Im Verlaufe der religiösen Entwicklung wächst das Verhältnis zwischen der „irdischen" und der „himmlischen" Liebe zu steigender Wechselwirkung heran. Infolgedessen bildet die Menschenliebe und in noch höherem Maße die Liebe zur Menschheit eine Vorstufe und ständige wesentliche Vorbedingung einer wirklichen Religiosität oder Heiligkeit. Wie es einen gefühllosen Pseudoaltruismus gibt, so kommt auch eine liebloſe Religionsbetätigung, eine rituelle Vermummung, eine Scheinheiligkeit vor. Nur einer solchen ist ein Egoist fähig. Der Unglückselige muß also aller Höchstkräfte der Erneuerung und Verjüngung bar und ledig sein, welche dem Liebesbegabten aus Menschheit, Welt und Religion in die Seele strömen.

Sind auch die aus Triebfedern der Liebe teilweise hervorgegangenen Zustände der Sonderheit (Nichtdenken an andere) und des sozialen Indifferentismus, trotz der sie begleitenden, kaum bewußten Nachklänge des Mitgefühls, sehr anders als die vollbewußte Liebe, so erhalten sie von dieser trotzdem all deren kraftsteigernde Impulse und menschenfördernde Direktiven.

Die liebeentsprungene Selbstheit hat daher stets die Neigung, zu Mitgefühl und teilnahmsvollem Handeln überzugehen. Dieser Übergang geschieht um so leichter, schneller und umfassender, je eingewurzelter und mit der ganzen Seele verwachsener die Liebesfähigkeit ist. Sie bildet gleichsam Schutz und Wehr vor einer Wandlung selbstheitlichen Fühlens und Handelns in Selbstsucht und Gehässigkeit. So verdrängt die durch

Mitgefühl oder Liebe mitbedingte und geleitete Selbstheit, wofern sie im Wachsen begriffen ist, mehr und mehr das Streben des Eigennutzes und der Rachsucht, indem sie das Interesse von den niederen Trieben auf solche Gebiete der Arbeit und des Schaffens hinlenkt, die den anderen bzw. der Menschheit Erhaltung und geistige Förderung gewähren.

Dagegen vermag die eigensuchtgeborene Selbstheit nur selten in Mitgefühl und Liebe überzugehen. Selbst dort, wo sie auf niedrig berechnete, dem eigenen Nutzen dienstbar zu machende Förderung anderer ausgeht, ist sie kaum fähig, die gehässigen, rachsüchtigen und menschheitsfeindlichen Triebe zu unterdrücken. —

So verborgen die mitgefühlsartigen Antriebe der Selbstheit im Verlauf eines Willensvorgangs nachschwingen, treten sie gleichwohl in mehr oder minder sichtbaren Zügen des Ausdrucks und der Werke zutage.

Dies verleiht einer derartigen Selbstheit die Macht, andere zu Liebe und Mitgefühl anzuspornen und solcherweise deren Gesichtskreis und Schaffenskraft zu erweitern. Ja, diese suggestive Anregung zur Nachahmung erstreckt sich auch auf die einer jeweiligen selbstheitlichen Handlung nachfolgenden Lebensphasen. Der Mensch ahmt instinktiv die erinnerten Liebesvorgänge teilweise nach, wodurch sowohl die Fähigkeit zum Mitgefühl wie die zur altruistisch entstandenen Selbstheit befestigt und bereichert werden. —

Dagegen eifert die Selbstsucht auch andere zu Eigennutz, Gehässigkeit und Rache an, die Gefühle der Nebenmenschen und der eigenen Zukunft verrohend, den fremden und eigenen Gesichtskreis und das Arbeitsgebiet einer wachsenden Einengung preisgebend. —

Selbstheit

Im unreifen Kinde muß sich die Sonderheit und nicht altruistisch entstandene Selbstheit zunächst viel stärker betätigen als die Liebe, weil ihm das Leben der andern noch in äußerst unzureichendem Maße bekannt ist und das triebhafte Streben nach Selbsterhaltung bei so geringen Kräften fast die ganze Aufmerksamkeit und Willensbetätigung auf die Erfüllung eigener Wünsche lenken muß. Aber auch bei den Gereiften und Erstarkten kann es keine durchgeistigte und vielseitig gestaltete Liebe

zu Einzelnen oder Gruppen, zur Menschheit oder zu überirdischen Wesen geben ohne eine ausgebildete, kraftvolle Sonderheit, ein intensives selbstheitliches Streben nach solcher Selbsterhaltung und Selbstvervollkommnung, die den andern dienen sollen: nicht eine Selbstsucht, ein Eigennutz, die darauf ausgehen, andere zu berauben, zu betrügen und auszubeuten, um rohen Genüssen oder einer geistigen Genußsucht ungestört zu frönen — sondern eine Selbstvorsorge, die Sinn und Willen des Menschen darauf richtet, sich zu erhalten, sich zu vervollkommnen und zu entwickeln, um andern, sei es Menschen, sei es Göttern, dienen zu können.

Von solcher Selbstvorsorge waren die größten Schöpfer und Heiligen und alle Menschen guten Willens beherrscht. Wie hätten ein Moses, ein Jesus, ein Buddha ohne langjähriges, liebevolles Hinhorchen auf die göttlichen Stimmen ihres innersten Wesens, ohne sorgfältigste Selbsterziehung zur Heiligkeit, anderen Erlösung von Pein und Zweifel bringen können? Sogar die strengsten Gegner aller Selbstheit, buddhistische und christliche Mönche und Nonnen offenbaren in ihrem heldenhaften, unerbittlichen Streben nach Ertötung aller Ichgefühle, alles Willens, eine geradezu gewaltige Selbstvorsorge, die keine Opfer scheut, um die eigene Seele einem Zustand zuzuführen, den sie als vollkommen erachten.

Aber dies betrifft nicht nur das gewaltige Streben der Größten. Sogar die Anspruchslosesten könnten ohne Selbstvorsorge kaum einen Grad der geistigen Vervollkommnung erlangen, der ihnen ermöglicht, anderen Wesen zu helfen, sie zu heilen, zu trösten, zu veredeln und ihnen im Kampfe beizuspringen. —

Man könnte meinen, daß der bloße Gedanke an andere hinreichend wäre, um darin Begeisterung für die selbsterzieherische Arbeit zu schöpfen. Aber wie könnte diese Arbeit gedeihen, wenn einem das eigene Leben, die eigene Vervollkommnung, der Gegenstand einer solchen Selbsterziehung an sich völlig gleichgültig wäre? Ja, fühlte der Mensch von vornherein nur Gleichgültigkeit dem Eigenleben gegenüber, so müßte er durch Versenkung in fremdes Leben, sei es das eines Menschen oder das eines Gottes, durch die so entstandene Täuschung, *selbst* dieser andere zu sein, *selbst* dessen Leiden und Seligkeit zu fühlen — sofort auch den fremden Erlebnissen gegenüber Gleichgültigkeit empfinden.

Der Mensch kann eben bei andern nur das verstehen, ahnen, lieben, was er wenigstens in Elementen bei sich selbst verstehen und schätzen ge-

lernt hat. Der Gedanke, daß diese oder jene Eigenschaften der eigenen Seele andere fördern, heilen, trösten, muß obendrein die Selbstvorsorge erhöhen. Man hat sich gewöhnt, alle Vorsorge, die der Mensch für sich selbst trägt, zu verdächtigen. Es sei daher noch besonders hervorgehoben, daß die Selbstvorsorge nur dann keinen Rückfällen in eitle Selbstspiegelung und Selbstsucht ausgesetzt ist, wenn sie von der Liebe zu anderen in hohem Maße beherrscht und geleitet wird.

Dann beschränkt sie sich ausschließlich auf eine solche Förderung seiner selbst, die dem Gedeihen anderer dient und zugute kommt.

Wie ersichtlich, wird die Selbstheit der Menschen sowohl durch Abstumpfung wie durch Vergeistigung und allgemeine Vervollkommnung, wenn auch in verschiedener Weise gespeist und vergrößert. Trotzdem wird sie unzählige Male sogar dort mit Selbstsucht und Bosheit verwechselt, wo sie den allgemein unvermeidlichen Kraftgrenzen des Menschen oder sogar einer hohen Geistesentwicklung entspringt. Das panidealistische Gewissen wird aber den vielen Unterschieden, die zwischen den zahlreichen Abarten der Selbstheit bestehen, nach Möglichkeit Rechnung tragen. Es wird die Verantwortung für eine Selbstheit nur dann mißbilligen, wenn diese einen wirklich selbstsüchtigen oder gehässigen Ursprung verrät.

Selbstliebe

Der Mangel an Selbstbeherrschung und Selbsthemmung wird häufig mit „Selbstliebe" verwechselt, da er zu Handlungen führt, durch welche Mitmenschen und andere Wesen geschädigt werden.

Die „Selbstliebe" setzt aber sehr oft ein hohes Maß von Selbstbeherrschung voraus. Zahllose Menschen sind eben kaum imstande, ihre augenblicklichen Gelüste für ihre nähere oder fernere Zukunft aufzuopfern. Ihre Voraussicht, ihre Liebe des zukunftgefärbten Selbstbildes sind zu gering, als daß sie Augenblicksdrang und Bedürfnis der Gegenwart zu überwinden vermöchten. Dagegen sind sogar Fälle von Selbstaufopferung zugunsten einer gegenwärtigen oder augenblicklichen Leidenschaft äußerst häufig.

Die „Selbstliebe" ist ebensowenig wie der soziale Indifferentismus, der Selbsthaß oder das Gewissen ein ursprünglicher Zustand des Men-

schen. Sie beruht ja auf der allmählich erworbenen Fähigkeit, ein ähnliches Verhalten sich selbst gegenüber anzunehmen, wie im Verhältnis zu anderen Wesen. Erst nachdem der Mensch geraume Zeit gelernt hat, einen Unterschied zwischen sich und den anderen zu machen, beginnt er nach und nach zwischen verschiedenen Ichbildern des Eigenlebens zu unterscheiden und sich selbst verkehrsartig entgegenzutreten. Dies setzt bereits eine verhältnismäßig lange Entwicklung im Unterscheiden überhaupt und in räumlichen wie zeitlichen Messungserlebnissen voraus. — Wie das Kind den Nebenmenschen als einen anderen zu sehen gelernt hat, aber ohne zunächst die Schlüsse über das fremde Leben gefühlsmäßig zu empfinden, so begegnet es auch den Ichbildern seiner Gegenwart, seiner Vergangenheit und Zukunft vorab ohne Mitgefühl oder Abneigung. Aber nach und nach, mit der wachsenden Fähigkeit, sich selbst als einen anderen anzusehen, erhalten die sozialen Schlüsse aus eigenen Ichbildern je nach Anlage und Entwicklung mehr oder weniger Gefühl und Eindruckskraft. Erst mit dem Beginn dieser Phase kann die Entstehung der Selbstliebe einsetzen, indem aus eindrucksvollen oder geübten Mitgefühlen mit eigenen Erlebnissen ständige Dispositionen zu Mitleid und Mitfreude mit sich selbst erwachen.

Das Streben nach Erfüllung eines eigenen Wunsches ist noch keine Selbstliebe. Auch nicht ein *jedes* eigene Mitgefühl mit einem solchen Wunsche ist es. Es muß sich eine *ständige Disposition zum Mitgefühl* mit diesen oder jenen Vorgängen des Eigenlebens herausbilden, die als Erlebnisse eines fremden Ich illusorisch objektiviert werden, soll eine Selbstbeziehung den Charakter der „*Selbstliebe*" erhalten. Die jeweilige Funktion der Selbstliebe beruht also auf einer mitleidigen Versunkenheit in wahrgenommenen oder vorgestellten Bildern des Eigenlebens, welche Gegenwartsmerkmale tragen oder als „vergangen" bzw. „künftig" gedacht werden. Solche Selbstbildnisse erhalten die Züge eines mit dem „Ich" verkehrenden Gegengliedes, eines „Anderen", dem man „Teilnahme" schenkt, der gleichwohl unbestimmt und kaum bewußt als Bestandteil des Eigenlebens empfunden wird. Das Mitgefühl oder die Liebe, die der Mensch sich selbst entgegenbringt, bewirken also zugleich ein Gefühl des Bemitleidet- oder Geliebtwerdens. Hierdurch bringt das Selbstmitleid eine nur schnell vorübergehende und geringe Erhöhung des Schmerzes oder Kummers, dafür aber eine um so größere Milderung

der Unlustgefühle hervor. Denn das Weh wird durch Mitleid für den Augenblick vergrößert, um dann großenteils einem lustvollen Gefühl des Bemitleidetwerdens zu weichen. Dabei werden Schmerz und Leid durch die verkehrsartige Entgegenstellung ferngerückt, wodurch sie vieles von ihrem Stachel verlieren und sich leichter der Macht des Selbstliebenden unterwerfen. —

Die Selbstliebe weckt die Täuschung, als gewähre sie die meisten Vorteile interindividuellen Liebens und Geliebtwerdens, ohne deren Opfern und Fährnissen auszusetzen. Indem sie die Illusion weckt, Augenmerk und Teilnahme gleichsam einem Verkehrsgliede der Umgebung zuzuführen, gibt sie ein schwaches Gefühl der Erweiterung eigenen Gesichtskreises und Betätigungsfeldes. So wähnt ein im Walde Verirrter vorwärts zu schreiten, während er im Kreise suchend stets zum Ursprungsort zurückkehrt. Hat also die Selbstliebe Wurzel gefaßt, so wurden die Kräfte geschwächt, welche den Menschen über sich selbst hinaus ins Freie und Weite führen. Denn anstatt diese durch Nächstenliebe und teilnahmsvolle Förderung der Menschheit in Bewegung zu setzen, gewöhnt er sich nach und nach, an der einseitigen, beschränkten Betätigung der Selbstsucht, der Eitelkeit und des Ehrgeizes Genüge zu finden. Durch den geselligen Verkehr mit den Selbstbildnissen des Eigenlebens gewährt die Selbstliebe eine Milderung der Vereinsamung und eine fast ständige Freundschaft, die stets geneigt ist, einem die Sünden zu vergeben, Fehler zu entschuldigen, Trost und Hilfe zu spenden. In dieser Gesellschaft, die sich bloß im engsten Bereiche der Eigenbilder auswirkt, ist man nämlich zugleich Sünder und der eigene Beichtvater, der Verlassene und der eigene Freund und Tröster. Da nun die eingewurzelte Selbstliebe stets mit Selbstsucht gepaart ist, so kann und muß sie, von jeglichen Zweifeln der Nächstenliebe frei, bei allen Fehltritten und Entgleisungen großmütig durch die Finger schauen. —

Die Selbstliebe gewährt Freundschaft, Trost, Hilfe, Hoffnung, Erweiterung unverzüglich und aus nächster Nähe. Man braucht nicht erst ins Weite zu schweifen, unter Mühen und Opfern zu suchen. Man braucht kaum leise zu wünschen und flugs ist der Freund da und das Tischlein deckt sich. Wie leicht wird von ihr ein schwaches Menschenkind berückt, dem die Freuden und die Seligkeit wirklicher Liebe und Erweiterung unbekannt sind.

Wenigstens die eigenen vollbewußten Wünsche sind einem ohne weiteres bekannt. Dagegen erfordert das Forschen nach fremden Bedürfnissen stets ein gewisses Maß von aufmerksamer Beobachtung und sozialer Schlußfolgerung, die sich, schon bei Versuchen, etwas zusammengesetztere Strebungen zu ermitteln, zu angestrengter Geistesarbeit steigern müssen. Mithin gewährt die Selbstliebe auch in dieser Hinsicht den Vorteil geringen Kraftansatzes. —

Kommt sie einem Menschen häufig und in vielseitiger Weise entgegen, dann gewöhnt sie ihn leicht an eine gewisse Genügsamkeit der Selbstsucht, die ihn nur die Schwierigkeiten, Anstrengungen und schmerzhaften Opfer des liebevollen Lebens sehen läßt, dagegen für dessen Freuden und Seligkeiten blind macht. So wird er durch sie um die größten und zugleich beglückendsten Güter gebracht, die den Menschen überhaupt zugänglich sind.

In der Seele verankert und eingenistet, lenkt sie die Aufmerksamkeit, auch infolge ihrer verhältnismäßig geringen Kompliziertheit und ihrer Leichtigkeit des sozialen Analogieschließens, von der Liebe zum Nächsten und zur Menschheit ab — wodurch sie dem Anwachsen der Selbstsucht, des Eigennutzes und der Gehässigkeit Vorschub leistet. —

Die in geschilderter Weise erzeugte Trägheit und Unfähigkeit, sich in fremdem Leben liebevoll zu verlieren, bewirkt beim Selbstliebenden eine derartige Unkenntnis der größten und wesentlichsten Maßstäbe des Menschenwertes, daß er gewöhnlich der Selbstspiegelung, der Eitelkeit und der Selbstgefälligkeit mit Haut und Haaren verfällt. Zudem gewährt ihm das Bewußtsein und die Gewißheit, er sei der Gefahren und Mühseligkeiten eines liebevollen, opferbereiten Lebens enthoben, oft das Gefühl überlegener Klugheit und Kraft. Es fällt ihm dann leicht, die Kraft, welche der großen Beschränkung seines Gemüts, der Armut und Unkompliziertheit seiner geistigen Arbeitsbedürfnisse entspringt — mit der geistigen Freiheit der schöpferischen Überlegenheit zu verwechseln. Was die Primitivität seiner Genügsamkeit betrifft, ist er ein wahres Kind und als solches naiv wie ein Genie.

In Anbetracht dessen, daß die Gestalten und Ausdrucksweisen des geselligen Verkehrs die Neigung haben, dem Selbstverkehr ihre Züge und Merkmale aufzuprägen, könnte man sich verwundern, daß Mitgefühl und Liebe in der Selbstbeziehung des Altruisten nicht viel häufiger

in der Form von Selbstliebe zum Vorschein kommen. Sucht man sich aber zu vergegenwärtigen, durch welche Mitbedingungen eine derartige Nachahmung gehemmt wird, dann wird einem dieser scheinbare Widerspruch in einem Bilde wettstreitender Kräfte gelöst und verständlich.

Der gefühlsbegabte und normal gereifte Mensch findet in der wirklich liebevollen Betätigung seiner Kräfte eine intensivere und umfassendere Befriedigung seiner Anlagen und Fähigkeiten als in der Selbstliebe. Dies gilt in noch viel höherem Maße in Fällen, wo sich der Gefühlsbegabung auch große Leichtigkeit und Vielseitigkeit im Erschließen fremden Lebens zugesellt. Die Scheinerweiterung, die Trägheitsnachsicht und die eigensüchtigen Verkehrsvorteile der Selbstliebe können sich mit den ungleich größeren Vorzügen der Liebe zum Nächsten, zur Menschheit oder Gottheit nicht messen. Denn diese sind es, welche den Gesichtskreis wirklich erweitern, die Kräfte vervielfältigen, den Fähigkeiten die meisten und besten Bahnen der Vervollkommnung gewähren. Wer von diesen lichten Quellen öfter getrunken hat, empfindet eine Abneigung gegen die Lockungen eigensüchtiger Selbstliebe. Er leistet ihnen um so größeren Widerstand, je mehr sein Gefühl verfeinert, sein Menschenverständnis vertieft, seine Willenskraft gestählt wird. Zudem enthüllen sich ihm die Folgen ihrer Engherzigkeit und Beschränktheit, ihrer rohen Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit nicht nur an selbsterduldeten Schäden, sondern in noch höherem Maße in den Leiden anderer, die er liebt und denen er helfen möchte. Dies erhöht die Abneigung, die er schon aus selbstheitlichen Gründen gegen sie gehegt hat.

Diese instinktmäßige und erworbene Abneigung erschwert in hohem Maße die Übertragung der Liebesformen auf den Selbstbildnisverkehr des Altruisten, während die großen Vorteile der Liebe ein Verlangen nach den viel geringeren und meist täuschenden Vorteilen der Selbstliebe nur selten oder gar nicht in ihm aufkommen lassen.

Zudem wird die Fähigkeit und die Gewohnheit, sich nach außen in der Umwelt gefühlsmäßig zu versenken, durch Mitgefühl und Liebe erhöht, wodurch eine allzu leidenschaftliche Beschäftigung mit der eigenen Wenigkeit eine bedeutende Herabminderung erfahren muß. Es entsteht solcherweise die merkwürdige Eigenschaft der Aufmerksamkeit des Altruisten, daß sie um so mehr an Liebesfärbung gewinnen kann, je entschiedener sie in Wirklichkeit oder Illusion zunächst auf ein Nicht-ich

gerichtet ist. Das Mitgefühl und die Liebe entstehen zwar dadurch, daß man den andern gleichsam für sich selbst hält, daß man ihm gegenüber keine Ichempfindungen hat, mithin auch mehr oder minder vergißt, ein Nicht-ich vor sich zu haben — aber beim tieferen Altruisten kann dieser Prozeß nur dann zustande kommen, wenn er durch eine entschiedene Abhebung seines „Ich" vom „Ich" des anderen eingeleitet wird. Bei einem reich veranlagten Menschen trägt dazu auch das Verlangen nach einer Vollkommenheit bei, die über die eigenen, individuellen Grenzen hinausginge. Er sucht zwar die Ideale nicht nur draußen, sondern in seinem Innern, aber sein Inneres kann ihm nicht zum Ideal werden. —

Es strömt also in der Seele wahrhaft Liebevoller die Gestaltungskraft der Liebe vorzüglich solchen, bloß vorgestellten Verkehrsbeziehungen zu, welche die Verhältnisse zu anderen und zur sonstigen Umwelt nachbilden. Auf diese Weise entsteht für die Einflußmacht der Liebe ein weites Strombett, welches fast all ihre Wellen an sich reißt und der Selbstliebe kaum einige dürftige Rinnen überläßt.

Ganz anders liegen die Dinge bei Selbstsüchtigen.

In ihrer Seele kleidet sich die Selbstliebe nicht nur in allerlei Tand und Flitter des Liebesausdrucks, sie erlangt zuweilen die Wärme und Leidenschaft einer echten Teilnahme, die sie zum Teil den Bewegungen und Stimmen aus der Kindheit entlehnt. — Wie innig und mitleidsvoll spricht sich so einer Trost zu, wenn ihm Betrug oder Ausbeutung mißglückt sind, wie streichelt er so zärtlich die Wange, wie trauert er über die Bläße seines abgehärmten Antlitzes.

„Sei nur ruhig und guten Muts! Es soll dir nichts geschehen! Ich werde dir schon zu helfen wissen. Du weißt ja, wie schlau ich bin und wie leicht es ist, die Dummen zu prellen." Ein Naiverer setzt zuweilen ein „gutmütiges" Gesicht auf und spielt vor sich selber den Betrogenen. „Du bist zu gut für diese Erde! Es lag in deiner Macht, ihnen alles zu entreißen, alles, bis auf das letzte Hemd! Aber du, guter Michel, hast dich ihrer erbarmt, hast ihnen so viel gelassen, daß sie sich unterstehen, dich zu verachten. Ja, so ist es, wenn man zu gut ist. Aber verzage nicht, mein Kind! Es soll ihnen kund und klar werden, was es heißt, einen edlen Menschen anzugreifen; sie sollen sehen, daß auch mir einmal die Geduld reißt. Dann sollen sie im Staub vor dir liegen und dich um Gnade bitten." Hier folgt zuweilen eine gewisse Mitfreude mit dem

Getrösteten, wobei er ihm, d. h. sich selbst, lustig in die Wange kneift oder auf die Schenkel schlägt. —

Die Unfähigkeit, zu lieben, nötigt die unbedingten Egoisten, Ausdrucksformen der Liebe, die sie in der näheren und ferneren Umgebung kennenlernten, in mißverständlicher und meist karikierter Weise sich anzueignen.

Da sie kein Verlangen tragen, auch andere zu lieben und ihnen allzu geringes Verständnis für das Glück des Liebens innewohnt, suchen sie auch in der Selbstliebe mehr das Geliebtwerden als das Lieben auf.

Sofern sie von anderen geliebt werden und dieser Umstand ihrer Eigensucht Vorteile gewährt, halten sie manchmal das Geliebtwerden hoch. Sofern sie nicht allzu eitel sind, ist dieses für sie die erwünschte Folge einer fremden Torheit und Schwäche, die ihnen unentgeltlich gebratene Tauben in den Mund fliegen läßt.

So finden beim Egoisten die Formen der Liebe gerade in der Selbstliebe das breiteste Strombett, während sie auf andere, rein innere Verkehrsbeziehungen nur sehr spärlich und überaus äußerlich oder heuchlerisch übertragen werden. —

Es gibt aber eine Art des Mitgefühls, ein tragisches Selbstmitleid, das nur bei liebevollen Menschen auftritt und einem Selbstsüchtigen völlig fernliegt. In Zeiten größter Verlassenheit und Not, wo sich der Vereinsamte an keinen Freund, an keinen verständnisvollen, barmherzigen Menschen wenden kann, sucht er zuweilen sein äußeres oder inneres Selbstbild, als einen fremden Vereinsamten, seinem tröstenden Ich entgegenzustellen, um das Selbstbildnis lieben und ihm Zuspruch und Hilfe gewähren zu können. Erst eine intensive Täuschung, einen anderen und in einem gewissen Abstand vor sich zu haben, ermöglicht die Versenkung dieses Selbstmitleids und verleiht ihm oft die edlen Züge des geistigsten Mitgefühls. Sie erhebt und kräftigt daher den feinfühligen Dulder, ohne ihn durch eitle Selbstspiegelung oder gar durch Merkmale der Selbstsucht zu verletzen.

Während einer großen Ermüdung und Ermattung der Seelenkräfte kann dieser Trost nicht selten einzig und allein zustande kommen, insbesondere wenn auch die Möglichkeiten eines religiösen Innenverkehrs zeitweilig herabgemindert sind. Sowohl die veränderte Stimmung, die von der Umwelt ausgeht, wie die Änderung der eigenen Züge erhöhen

die Illusion, es tauche vor einem ein anderer, schwächerer, Hilfe suchender Mensch auf. Und instinktiv bietet der Liebesfähige auch diesem sein Mitleid und seine hilfreiche Hand, ohne deutliches Bewußtsein, es sei um ihn selbst zu tun. —

Der eingewurzelte Abscheu vor aller eigensüchtigen und eitlen Selbstliebe, die große Empfindlichkeit für ihre heuchlerischen Vermummungen bewirken, daß der feinfühlige, gefühlsbegabte Mensch selbst in Zeiten äußerster Verlassenheit und Trübsal auch ein solches berechtigtes Selbstmitleid nur selten und nur für Augenblicke an sich herantreten läßt. Es kann daher nicht zur Selbstliebe emporwuchern.

Das Gefühl, durch Duldung der erneuernden Wirksamkeit des Selbstmitgefühls auch anderen oder der ganzen Menschheit zu dienen, kann die Skrupel beseitigen und die Verjüngung erhöhen. So mag Jesus empfunden haben, als er, gekreuzigt und verhöhnt, seine letzten Worte ausrief: „Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen?!"

Von Martern gepeinigt, von Zweifeln zerrissen, mag er für Augenblicke vergessen haben, er selbst, der Prophet, der Messias, sei der gequälte Dulder. Und der Anblick des eigenen maßlosen Wehs nötigte ihm das gewohnte Mitleid ab, das er sonst mit hilflosen Wesen empfunden.

Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du ihn verlassen, könnte es fast heißen. Dieses Selbstmitleid gibt ihm die Kraft wieder, erneuert, verjüngt ihm Geist und Zuversicht, und kühn empfiehlt er Seele und Schicksal seinem Gott zu Handen. —

Unvermeidlichkeit der Bevorzugung

Ein jedes selbstheitliches Streben nach Erhaltung, Glückseligkeit oder Vervollkommnung seiner selbst bildet bewußt oder unbewußt einen Wettbewerb mit Strebungen anderer Menschen. Mögen die Beweggründe der Selbstheit eigensüchtig oder liebeerfüllt sein, der Mensch kann ebensowenig umhin, durch sein Wollen und Trachten andere zu hemmen und zu beeinträchtigen, wie er es zu meiden vermag, durch einen jeden Schritt, einen jeden Atemzug, den er tut, zahlreiche Wesen ums Leben zu bringen.

Dies beruht zunächst auf der Gleichheit und Ungleichheit der Triebe, Anlagen und Fähigkeiten. So lange beispielsweise nicht alle die Möglichkeit haben, sich hinreichend zu ernähren, kann man einen jeden Bissen, der verzehrt wird, als tatsächliche Schädigung und oft als Nichtbeachtung der Hungernden auffassen. Anders wäre es allerdings, wenn nur die einen zur Erhaltung der Nahrung bedürften, die anderen vom Anblick der Sterne oder von Gefühlen und Gedanken leben könnten.

Denn wo die Menschen ihr Augenmerk und Streben alle auf typisch gleiche Befriedigung durch materielle oder ideale Güter richten, wie beispielsweise auf Stillung des Hungers, Erfüllung des Liebesverlangens, — da muß die ständige oder vorübergehende Begrenzung des Menschheitsbesitzes eine quantitativ sehr ungleiche Verteilung der Güter bewirken.

Weil somit die Nachfrage größer ist als das Angebot, kommen so viele in die unerwünschte und unverschuldete Lage, auf Kosten zahlreicher Mitmenschen zu leben und zu schaffen. Wenn diese verhängnisvolle Verteilung infolge glücklicher Änderung sozialer Institutionen bei manchen Gütern teilweise oder völlig aufgehoben werden sollte, so ist bei der qualitativen Verteilung geistigen Besitzes eine solche Möglichkeit kaum ins Auge zu fassen. Die Liebe, die Freundschaft, erwünschte geistige Anlagen, Fähigkeiten und Schaffenskräfte lassen sich nicht erzwingen und die vorhandenen nicht nach Belieben verteilen oder verschenken.

Es werden daher zahllose Menschen auf Lieben und Geliebtwerden und auf allerlei Fähigkeiten zu allen Zeiten verzichten müssen, weshalb sie durch die Strebungen der anders Veranlagten, ohne oder mit deren Absicht, in den Hintergrund gelangen werden. Selbst die vollkommensten ökonomischen, rechtlichen und pädagogischen Verhältnisse werden nicht imstande sein, jemals die Unterschiede der Anlagen, Fähigkeiten, Schaffenskräfte und Neigungen völlig auszugleichen.

Die Hebung der allgemeinen Entwicklungsstufe wird die individuellen Abweichungen der Seele noch erhöhen und ihnen im Körperausdruck und in den Werken noch bestimmtere Züge verleihen.

Die Wahl eines Strebens oder Schaffens, einer Absicht, eines Zieles, Zweckes, Ideals, wird also stets für die einen förderlicher oder schädlicher sein als für die andern. Mag man noch so sehr auf die Erhaltung, das Wohlergehen möglichst Vieler, auf Heil und Entwicklung

der ganzen Menschheit bedacht sein, so wird man gleichwohl dem Schicksal nicht entgehen können, die Neigungen, Wünsche und Ideale Vieler zu verletzen, die von anderer Art und Anlage sind.

Je bedeutsamer, neuer, bahnbrechender die Ziele, Ideale und Schöpfungen sind, desto zerstörender müssen sie auf Menschen wirken, die der neuen Sachlage nicht gewachsen, sich den unerwarteten Verhältnissen nicht anzupassen verstehen.

In diesem gewaltigen Kampfe treten sich aber nicht nur Menschen „guten Willens" entgegen, die von besten Absichten beseelt, den Nächsten und Fernsten Glück und Vervollkommnung bringen möchten. Es muß vielmehr zwischen den vergeistigten, edlen Kräften und der Wildheit, Roheit, Beschränktheit primitiver Triebe ein furchtbarer Kampf geführt werden, der wahrscheinlich immer mildere Formen annehmen, aber vielleicht niemals, jedenfalls nicht in absehbarer Zeit zum völligen Abschluß gelangen wird.

Diese heiligen Fehden werden nicht nur unter Einzelnen, Gruppen, Gemeinschaften, sondern stets auch im Innern eines jeden wohlmeinenden Kämpfers ausgefochten werden. —

Der Mensch wird von den unabänderlichen, ehernen Gesetzen der Natur in einen Wettbewerb und Kampf versetzt und muß, wissend oder nicht, diese oder jene Partei fördern, diese oder jene Ziele bevorzugen, den einen mehr, den andern weniger Augenmerk, Liebe und Arbeit oder Abneigung, Bekämpfung, Gleichgültigkeit zuwenden. Er muß seine Handlungen und Fähigkeiten, die Selbstheit und den Altruismus so gestalten, daß sie entweder die geistig und edel Veranlagten oder die Rohen und Gehässigen, die Unfruchtbaren oder Schöpferischen schädigen, mag er es wollen oder nicht. Und abgesehen davon, daß er durch Förderung der Liebevollen, Religiösen, Schöpferischen viele Selbstsüchtige, Unreligiöse, Unfruchtbare, aber auch bloß Andersartige hemmt und schädigt — nötigt ihn die Unabsehbarkeit der Menschheit zur engeren Wahl unter Einzelnen und Gruppen für den Verkehr in Wirklichkeit oder in Gedanken.

Er kann also, ob er will oder nicht, seine Liebe oder seinen Haß nur wenigen Verkehrsobjekten unmittelbar zuwenden.

Neben der Anlage nehmen allerlei Formen der ständigeren und durch Herkommen wie Vererbung befestigten Gemeinschaften einen wesentlichen

Anteil an der Gestaltung und Richtung der Selbstheit, der Liebe und des Hasses.

Die allgemeinere und größere Neigung richtet sich jetzt noch gewöhnlich auf Menschen von gleicher Rasse, von gleichem Volk, gleicher Familie, gleicher Religion, gleichem Beruf. Aber schon innerhalb dieser Kreise bildeten sich Arten der Gefühlszuwendung und Bewertung, die zum großen Teil auf rein persönlichen, individueller Anlage entsprossenen Eigenschaften und Fähigkeiten beruhen.

Mit der Erhöhung und Erweiterung der Menschen- und Völkerkenntnis, mit der Vertiefung des Gefühls und Durchgeistigung des Willens, kurzum mit einem gewissen Wachstum der allgemeinen Seelenentwicklung eines Menschen gewinnt in ihm die Liebe zu rein individuellen Anlagen und Eigenschaften des Geistes Oberhand über die Merkmale der gruppenhaften Zusammengehörigkeit.

Verwechslung von Selbstheit und Egoismus

Nur eine begrenzte Anzahl von Eindrücken und Erlebnissen vermag gleichzeitig und nacheinander zu Bewußtsein zu gelangen. Nur diese können zum Beweggrund eines Strebens, zum Gegenstand einer ethischen Wertung werden.

Verbinden sich also mit manchen Kraftbewegungen oder Gefühlen und Empfindungen eines Menschen keine Gedanken an andere Wesen, so ist dies oft einer bloßen Kraftumgrenzung des Bewußtseins und des Augenmerks zuzuschreiben. Solche Vorgänge sollten logischerweise keiner moralischen Billigung oder Verurteilung unterworfen werden, da sie sich ohne jegliche Absicht sonderheitlich gestaltet haben. Gleichwohl werden sie sehr häufig ethisch bewertet, weil man sie mit einer Sonderheit verwechselt, die infolge einer bewußten Unterlassung oder mangels eines Interesses für manche oder alle Wesen entsteht.

Der Mensch kann zwar sein Augenmerk zuweilen in wohlwollender Absicht von anderen abwenden, aber viel häufiger sind Selbstsucht und Eigennutz, Haß und Feindseligkeit die Ursachen davon. Verflüchtigen sich und verschwinden solche Absichten, so können sie von einer entsprechenden Gleichgültigkeit überlebt werden, die immerhin im Hinblick auf ihre

Entstehungsursache, auf die beabsichtigten Unterlassungen als Nachfolge ethisch gewertet zu werden vermag. Der Mangel an Interesse, die Gleichgültigkeit kann früher oder später in völliges Nichtdenken an die Wesen übergehen, die einem gleichgültig sind. Es wird nun die amoralische Sonderheit unter Umständen mit der beabsichtigten Unterlassung des äußeren oder inneren Verkehrs verwechselt, viel häufiger aber mit dessen instinktivierten Folgen, mit der Gleichgültigkeit und noch eher mit der aus dieser hervorgegangenen Sonderheit. Diese sind ihr infolge der unmittelbaren Absichtslosigkeit verwandter. —

Die jeweilige Gleichgültigkeit ist nicht immer eine Folge von sozialen Absichten und Unterlassungen; sie beruht viel häufiger auf Stumpfheit, Unempfänglichkeit oder auf Empfindlichkeit und Vielseitigkeit der Anlage.

Sie kann auch aus Ermüdung oder, wie die Sonderheit, aus der unvermeidlichen Kräfteumschränktheit der Seele, insbesondere der Aufmerksamkeit und des Gefühls hervorgehen.

Daß ein Feinfühliger den rohen oder eigennützigen Menschen, ein künstlerisch, ein religiös, ein wissenschaftlich Veranlagter und zugleich Gefühlsbegabter den Unkünstlerischen, Unreligiösen, Unwissenschaftlichen, Gefühllosen gegenüber gelegentlich Gleichgültigkeit empfindet, kommt nicht selten vor. Er wird durch Leere und Nüchternheit abgestoßen, muß sich hüten, in Flug und Schwung gehemmt zu werden. Aber seine Liebe zum menschlichen Typus, seine Bewunderung des Menschen ist so groß, daß sie unter Umständen dem Letzten und Verworfensten gegenüber zum Ausbruch gelangen kann. Sieht er den Rohling in Not und Pein, sieht er ihn unglücklich und verlassen, dahinsiechend und sterbend, dann wird er nur den Zerfall eines heiligen Wunders gewahr, das Werk der Ewigkeit, das Ebenbild der Größten. Mitleid erfaßt ihn und Barmherzigkeit führt seine hilfreichen Hände. —

Aber die Gleichgültigkeit, welche der Stumpfheit und Roheit entspringt, ist so verbreitet, bemächtigt sich so oft selbst begabter aber gefühlloser Menschen, daß mit ihr die zeitweilige Gleichgültigkeit der Liebevollen, Feinfühligen, Religiösen verwechselt wird.

Die amoralische Sonderheit wird daher am häufigsten für Gleichgültigkeit des Stumpfsinns und der Gefühllosigkeit gehalten und alles Nicht-denken-an-andere fast immer der Selbstsucht und des Eigennutzes geziehen. —

Da gewöhnlich Mitgefühl und Liebe zur Hilfeleistung und zur Förderung anderer drängen, so wird gemeiniglich angenommen, daß auch die Erfüllung der eigenen Wünsche, die sich ein Mensch selbst zuteil werden läßt, aus einer Abart der Teilnahme, aus „Selbstliebe" hervorgehen müsse.

Obgleich also diejenige Sonderheit und wenigstens diejenige Eigensucht, welche die späteren Phasen des eigenen Ich nicht berücksichtigt, Züge der eigentlichen Selbstliebe nicht tragen, wird diese leichtlich mit Selbstsucht und Eigennutz verwechselt.

Die Täuschung wird noch dadurch unterstützt, daß eine aus der andern hervorgehen kann, daß beide unter Umständen eine große Vorsorge entwickeln und sich meistens miteinander verbinden. — Selbst die sonderheitliche und die liebentsprossene, uneigennützige Selbstheit teilen das Schicksal aller Selbstheit, sie werden fast immer für selbstsüchtig gehalten. —

Die Identifizierung aller selbstheitlichen Willenserscheinungen der Selbsterhaltung und Selbstvervollkommnung mit Selbstsucht und Eigennutz hat zur Folge, daß die Egoisten in ihrer nur auf sich gerichteten Lebensweise bestärkt werden. Durch die Verwechslung erhalten zahllose Handlungen und Unterlassungen der Selbstheit unmittelbar oder in der Erinnerung eine illusorische Vermummung mit Masken der Selbstsucht, wodurch diese an sich harmlosen Vorgänge zur Selbstnachahmung des eigenen und fremden wirklichen Egoismus drängen. Dies ist also Wasser auf die Mühle der Egoisten.

Überdies gelangen Viele, darunter sogenannte Philosophen, zu der Überzeugung, die Liebe komme überhaupt nicht vor; sie haben nämlich bemerkt, daß auch die Liebe ohne selbstheitliche Vorgänge nicht möglich wäre. Da sie alle diese für „Selbstliebe" beziehungsweise Selbstsucht halten, so müssen sie folgerichtig auch die Liebe als selbstsüchtig ansehen. Wird also der Mensch nach dieser hohen Auffassung in einem Wirbel von egoistischen Wünschen und Handlungen ständig und unweigerlich hin und her getrieben, so wäre es für so Denkende ein wahrer Wahnsinn, den für Alle unvermeidlichen Egoismus einer abfälligen Beurteilung zu unterziehen. „Warum Unterschiede machen, wo es keine gibt?" „Warum sich nicht ins Unvermeidliche schicken?" — Muß ein solcher

infolge der Ermüdung oder weil ihn die Sammlung zwingt, einer gewissen behaglichen Ruhe pflegen, dann ist für ihn diese Hingabe an das Behagen einfach eine Fortsetzung ähnlicher Zustände, wie er sie auch ohne Ermüdung, Erkrankung, Arbeit oder sonstige Nötigung aus Genußsucht und Egoismus zu pflegen gewohnt ist. Ist die erstere, die er auch für selbstsüchtig hält, unbedingt notwendig, dann weiß er nicht, warum er sich nicht auch des sonstigen Egoismus erfreuen sollte. — Wird ihm Selbstsucht vorgeworfen, so fühlt er sich desto vorurteilsfreier und überlegener. Die Liebe hält er für einen unpraktischen Egoismus, der wenig Vorteile und um so mehr Lasten und Sorgen mit sich bringt. —

Sind diese Folgen der Verwechslung sowohl für Egoisten wie für deren Umgebung arg genug, so ist die unterschiedslose Verurteilung des ganzen Selbstheitsgebietes, eine Wertung, die sich in das buddhistische und christliche Gewissen eingenistet hat, gerade für die moralisch empfindlichsten und die Liebesfähigsten ganz verhängnisvoll. Eine jede Selbstheit der Eigensucht verdächtigend, wagen diese kaum an die eigene Erhaltung oder Entwicklung zu denken und für das eigene Leben kräftige Vorsorge zu treffen. Selbst wo diese von keinem ernstlich beanstandet werden könnte, ja wo sie für Wohlergehen und Vervollkommnung Vieler oder der ganzen Menschheit von höchster Bedeutung wäre, leisten sie oft Verzicht, opfern Fähigkeiten, Begabung und Gesundheit auf, um nur nicht andere um etwas zu bringen oder zu verletzen, wohl auch, um durch völlige Anpassung an die selbstsüchtigen Wünsche der ersten besten die eigene Selbstheit auf das unfruchtbare Mindestmaß herabzudrücken.

Diese Skrupulosität wird von den Egoisten der Schule, der Familie, der „Freundschaft", des Volkes, des Staates, des Berufes, der Partei, der Religionsgemeinschaft weidlich ausgenutzt. Sie suchen sogar die Gewissenszweifel zu steigern, indem sie die Unterdrückten der Selbstsucht bezichtigen, um sie noch mürber zu machen und müheloser ausbeuten zu können. Welch unabsehbare Edelscharen von Knaben und Mädchen, Jünglingen und Jungfrauen wurden im Lauf der Jahrtausende um ihre tiefste Seligkeit, ihre heiligste Kraft gebracht. Nur weil sie die rohe Selbstsucht der Anderen infolge mangelhafter Erkenntnis und des irreführenden Gewissens nicht zu ahnen vermochten, hielten sie die Aufopferung der besten eigenen Anlagen zugunsten niedriger Forderungen für „Pflicht" und „Gebühr".

Ja, nicht selten geschieht es, daß sich die Verwirrten aus „Pflicht" und „Liebe" zur wirklichen Selbstsucht und Idealloſigkeit verleiten lassen, da es die herrlichen „Eltern" und „Erzieher" so oft darauf absehen, ihren Kindern und Zöglingen einen sogenannten „praktischen Sinn" beizubringen. —

Aber auch „Gereifte" und „Erfahrene" kennen sich nicht aus und werden durch Gewissen und Stimmen der Umwelt zu sonderbarem Verhalten getrieben. Manche geben ihren geliebten Beruf, ihre Begabung auf, nur weil deren Ausübung ihnen leicht fällt und Freude bereitet. Andere wollen nicht religiös, wissenschaftlich oder künstlerisch schaffen, weil ein großer Teil der Menschen die Früchte einer mehr praktischen Arbeit vorzieht. Und wie viele verzichten auf stille Andacht und einsamen Verkehr mit dem Höchsten, weil sie in diesem menschenleeren Himmel nur kalte Selbstsucht zu sehen vermögen.

Zahllose Menschen edelster Anlage haben ihre geistigsten Fähigkeiten, nicht selten auch das Leben für minderwertige Wesen und Ziele geopfert, für herrschsüchtige Hierarchien, Stände und Despoten, für deren niedrigste Wünsche, für fremde Trugideale, die ihnen schon in der Kindheit und der ganzen unreifen Zeit ihrer Entwicklung aufgedrungen wurden.

Die Verwechslung der Selbstheit mit der Eigensucht drängt sie zu verfrühter Verzichtleistung auf Vorsorge für eigene Erhaltung und Vervollkommnung.

Sie wissen nicht, daß sie durch Selbsterziehung eine Reife erlangen könnten, die sie zu ganz anderen, höheren, selbständigeren Zielen und Idealen führen müßte und im Verein damit zur Entfaltung ihrer besten Schaffenskräfte, wodurch sie der Erhöhung und Veredlung der Menschheit dienen würden.

Statt dessen werden sie, unreif wie sie sind, zu Sklaven der Beschränkten, der Eigensüchtigen, der Machtlüsternen, der Seelenschädlinge, unterstützen deren entwicklungshemmendes Treiben, während sie selbst um ihr Heiligstes kommen, mithin auch andere um dessen Früchte bringen. Sie vergessen, daß ein ausgewachsener Baum gewöhnlich nützlicher ist, als der bloße Samen oder Schößling. Sich selbst um Säfte und Strahlen beraubend, lassen sie ihr Laub und ihre Knospen vorzeitig verwelken, ihre Äste und Zweige verkümmern, ihre Wurzeln verhungern und vertrocknen.

So gewähren sie dem giftigen Unkraut um so mehr Raum zum Atmen und üppigen Wuchern, eine echte Auslese der Ärgsten auf Kosten der Besten und Edelsten. —

Im neuen Heiltum wird ein Gewissen erwachen, nicht widerspruchsvoll wie das alte; einheitlich und künstlerisch schaffensreich und durchgeistigt; vor allem aber empfindlich für Schattierungen und Unterschiede des Strebens, der Absicht, der Ziele, der Ideale. Nicht nur die Selbstsucht wird es bekämpfen, den Eigennutz und die eitle Selbstliebe; es wird auch jegliche Selbstheit, die den Seelenschatz des Menschengeschlechtes bestiehlt und vermindert, mit geistigen Schwertern verfolgen.

Dagegen wird es einer jeden Sonderheit, einer jeden sozialen Indifferenz, die gleichsam unterirdisch in schützender Hülle des Eigenlebens dem Geiste der Menschheit dienen, ihren Segen verleihen und ihre Heiligung geben. —

Mitgefühl

Mitgefühl als Quelle der Erkenntnis

Furcht und Selbstsucht, Eigennutz und Haß vermögen den Sinn zumeist für Seelenvorgänge niederer Art zu schärfen.

Das Bewußtsein, bedroht zu sein, kann die Energie des Beobachtens und Nachdenkens über die gefährlichen Eigenschaften des wirklichen oder vermeintlichen Gegners erhöhen, insbesondere über dessen Fähigkeit zu hassen, auszubeuten, zu betrügen, eine Falle zu stellen, Grausamkeit zu üben, Rache zu nehmen.

Ist es aber durch eine edle Überlegenheit der Mitmenschen erzeugt, durch deren Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit, Kunstsinn, Güte oder Religiosität, dann vertieft sich der Minderwertige vorzüglich in Bilder des Schadens, der ihm aus dem Vorrang und einem Wettstreit erwachsen könnte, oder er sucht nach Kräften die Achillesferse der Besseren aufzufinden. Es gelingt ihm manchmal, einige Schwächen zu erspähen, nicht selten aber legt er in die Seele des Edlen seine eigenen Eigenschaften des Neides und schmutzigen Wettbewerbes ein und täuscht sich mit Absicht über Kraft und Größe der fremden Fähigkeiten.

Nur das Mitgefühl erschließt die tiefsten Quellen liebevollen und religiösen Lebens, bereichert also das psychologische Verständnis für die wertvollsten Eigenschaften der Menschen und ihres Schaffens. Nicht ein kalter Zuschauer und bloß theoretischer Beobachter vermag in diese geheimnisreichen Verborgenheiten der Seele einzudringen. Sie geben sich nur einer warmen Teilnahme kund. Das Mitgefühl ist daher der einzige Lehrer der Menschen, der sie im täglichen Leben zum tieferen psychologischen Denken erzieht. Das Mitgefühl ist es, welches auch den theoretischen Seelenforscher vor der Einseitigkeit rein begrifflichen Denkens bewahrt. —

Wer es weiß, wie sehr das Denken durch die Gefühlsweise eines Menschen mitbestimmt und gelenkt wird, der kann sich leicht vorstellen, in welchem Maße das Mitgefühl in die alltäglichen logischen und be-

grifflichen Systeme der Mitmenschen einweiht, die eigene Gedankenwelt durch mannigfache Gesichtspunkte und Erkenntnisarten bereichernd.

Es ist fast, als gewährte das Mitgefühl eine unmittelbare Verbindung mit den Gehirnen anderer Menschen, als würde man beinahe befähigt, mit fremden Seelenorganen zu beobachten, zu erfahren, zu schließen, zu denken, zu forschen. Insbesondere gewinnt man Einblick in die alltäglicheren, meistverbreiteten Denkgewohnheiten, welche die eingewurzelte, lebensbeherrschende Arbeit eines Menschen oder einer Gruppe umschweben. Denn diese sind es, welche am leichtesten durch Teilnahme geweckt, am ehesten in Gespräch und Ausdruck zur Mitteilung gelangen. Sehr lebhaft offenbaren sich vorzüglich die allgemeiner herrschenden Gedanken, welche auf das emotionelle Leben, also vorzüglich auf Menschen und auf Gegenstände der religiösen Verehrung Bezug haben. Es ist dem Mitgefühl oft ungleich leichter, unmittelbar in die psychologischen Erkenntnisse und Direktiven des Alltags einzudringen, als in die spezielleren physikalischen Begriffe und Regeln der Berufe.

Die Anlage und Entwicklungsrichtung des Mitfühlenden sind hierbei nicht immer ausschlaggebend. Die Schwierigkeit, psychologische, technische, physikalische Erfahrungen und Orientierungen der Mitmenschen zu ermitteln, wächst ebenso mit deren Verworrenheit und der geistigen Unorganisiertheit, wie mit der Neuheit der Fähigkeiten und Schaffenskräfte. Diese Schwierigkeit betrifft großenteils die von den alltäglichen psychologischen Begriffen und Überzeugungen des normalen Durchschnitts stark abweichenden „Erkenntnisse", die sich bei den Einen durch baren Unsinn und reich zusammengesetzte Widersprüche, bei den Andern durch neue Zusammenhänge und Erfindung auszeichnen.

Daher ist es wohl leicht möglich, z. B. durch intensive Teilnahme, die durch den Anblick eines Plastikers oder Musikers, oder durch deren Schöpfungen hervorgebracht wird, auf manche von ihren weniger individuellen Ansichten zu kommen, während wir ohne Zuhilfenahme ihrer theoretischen Schriften nur äußerst selten ihre eigenartigsten psychologischen, naturwissenschaftlichen oder gar mathematischen Ansichten erraten können. Um so furchtbarer und gewaltiger ist der Schaden, der davon herrührt, daß die meisten großen Plastiker, Musiker, Baumeister keine wissenschaftlichen Werke hinterlassen haben. Nicht nur den Tod des Zeus von Phidias hat die Menschheit zu beklagen, auch das ewige literarische

Schweigen des Künstlers ist ein unersetzlicher Verlust. Nur der Mangel einer Darstellung seines Antlitzes und Körpers kommt dieser geheimnisreichen Stille an verhängnisvoller Bedeutsamkeit gleich.

Wie Antlitz und Körper, offenbaren auch die plastischen und musikalischen Kunstwerke leichter und häufiger die Gefühlsweisen und Neigungen, als die theoretischen Errungenschaften der Schöpfer. Dabei spiegeln sich sowohl in der Physiognomie wie in plastischen und musikalischen Werken die psychologischen Überzeugungen viel deutlicher als die technischen und physikalischen Orientierungen. Sind doch die täglich erworbenen psychologischen Begriffe und Erkenntnisse viel mehr und öfter auf Leidenschaften und impulsive Erlebnisse gerichtet als die meisten anderen. Das theoretische Schweigen großer Bildhauer und Tonkünstler bildet also für die physikalische und technische Erkenntnis einen noch größeren Verlust als für die Seelenforschung. —

Die Leichtigkeit, mit der das Mitgefühl in die impulsiven Vorgänge erkennend eindringt, macht es zu einem der stärksten Vermittler fremder Wertschätzung. Es läßt nicht nur Haß und Liebe, Leidenschaft und Neigung, Sehnen und Hoffen, Arbeit und Schaffen ahnen oder verstehen, es fördert zugleich die Anschauung fremder Billigung, Mißbilligung, fremden Gefallens und Mißfallens, die auf jene miterlebten Gefühle und Wollungen Bezug haben. So wird es wenigstens gelegentlich für den Augenblick zum Anreger der Nachahmung fremden Gewissens, des ästhetischen und religiösen Urteils anderer, bereichert den Ausdruck des eigenen Wertens und erweitert dessen Gesichtskreis. Das Mitgefühl, welches in so hohem Maße vom Gewissen gelenkt und erzogen wird, erhält auf diese Weise die Möglichkeit, das Gewissen wechselwirkend mitzugestalten. —

Wird beim Anblick eines Kunstwerkes, beim Lesen einer Dichtung oder einer wissenschaftlichen Schrift das Mitgefühl für deren Schöpfer geweckt, so kann es zum Nachschaffen in der Vorstellung anregen, Phantasie und Denken in starke Mitleidenschaft ziehen und zu eigenem Schaffen anspornen. Es ist als bekäme man Gewalt, nicht nur Stamm und Krone einer Schöpfung zu sehen, sondern auch das Wurzelwerk bloßzulegen und das Wachstum zu belauschen.

Das Mitgefühl mit dem Schöpfer kann zu einer Liebe heranwachsen, die ihn selbst als größtes und wunderreichstes Kunstwerk unter seinen

Schöpfungen zeigt. Man ahnt dann, wie gering die Ernte war, im Verhältnis zu den unabsehbaren Möglichkeiten, die in solchen Geistern walten, wie viel mehr und erhabener sie geschaffen hätten, wenn die rauhe Hand der Umgebung, wenn Mißgunst, Unverständnis, Gleichgültigkeit nicht an ihren Nerven allzu unsanft gerüttelt hätten. So fühlt man in den Gärten und Tempeln eines Phidias, eines Bach, eines Dante.

Mitgefühl als Neugestaltung und plastische Anregung

Das Mitgefühl macht auch gewöhnlichere Menschen gewissermaßen zu Dichtern und Künstlern. Hingerissen von fremden Erlebnissen, bilden sie sie nach in ihrem Innern und häufen in ihm Gestalt auf Gestalt. So kommt ihre Phantasie in Bewegung, es wird gleichsam eine bildende Kraft entfaltet, als sollten die vielen Gesichte in einer epischen oder dramatischen Dichtung zu neuem Leben erstehen. —

Wie in einer Erzählung kann die Teilnahme für den ruhigen Fluß der Geschehnisse rein epische Züge erhalten. Mitfreude und Mitleid wechseln da unauffällig ab, ohne plötzliche Blitze aus unabwendbaren Gewitterwolken.

Sie vermag aber auch zu einem Siegesliede zu werden oder das tragische Antlitz aller dramatischen Schaffensarten zu tragen. Langsame oder rasche Vorbereitung und Steigerung der Konflikte bis zum jähen Ausbruch der Katastrophe; wachsende Ahnung oder Überraschung und Überrumpelung, physischer Kampf oder geistige Verwicklungen und Fehden.

Das Mitgefühl vermag nicht nur den Teilnehmenden selbst psychologisch und künstlerisch zu erziehen, sondern auch den Zuschauer, der Mitfreude und Mitleid beobachtet, oder mit ihnen mitfühlt, mit wesentlichsten Erfahrungen zu bereichern und, entsprechende Begabung vorausgesetzt, zu wissenschaftlichem, praktischem oder künstlerischem Nachbilden anzuspornen.

Die Bereicherung, die Erweiterung, welche dem gesonderten, abgegrenzten Dasein durch das Mitgefühl zuteil wird, teilt sich dem künstlerisch und religiös durchgeistigten Zuschauer, dem empfänglich Wahrnehmenden mit, fesselt dessen Interesse und Phantasie bei weitem mehr, als die arm-

seligen, egoistischen oder gehässigen Züge des Willens. Deshalb wecken sie neben dem ethischen auch sein ästhetisches und religiöses Wohlgefallen, welches zu einem Entzücken und zu einer Beseligung anwachsen kann, wie sie nur selten selbst von den größten Dichtungen und Kunstwerken hervorgebracht werden.

Das Mitleid ist ein ausgesprochen plastischer Zustand. Alle Formen, Farben und Bewegungen der Unlust und des Schmerzes stehen ihm zur Verfügung. Es offenbart sich im Antlitz durch Erblassen und Erröten, durch Tränen und vom Weinen gerötete Lidränder, nicht selten durch Zusammenpressen des Mundes oder durch einen Schrei der Verzweiflung.

Das Haupt des Mitleidenden ist oft vom Kummer gebeugt und von Runzeln gefurcht. Ist es aber mit einer starken Vorstellung oder Wahrnehmung der bemitleideten Vorgänge verbunden, oder mit dem Wunsch, dem Unglücklichen durch Kundtun der Teilnahme zu helfen, dann ist es gewöhnlich dem wirklich oder gedanklich Geschauten zugewandt. Im Falle gedanklichen Mitleids richten sich oft die Augen in die Ferne, als suchten oder sähen sie den Gegenstand des Mitgefühls. Nicht selten strecken sich dabei die Arme nach ihm aus, um ihn zu umfassen, zu segnen, ihm hilfreiche Hand zu bieten. Bezieht sich das Mitleid auf ein innigst geliebtes überirdisches Wesen, dann richtet sich der Blick in die Höhe, wobei er leicht die Züge einer schmerzhaften Entrücktheit, einer ekstatischen Pein oder den Ausdruck wehvollen Insichgekehrtseins bekommen kann.

Unerschöpflich sind die Ausdrucksformen des Mitleids, aber auch die Gestalten der Mitfreude sind unabsehbar. Die ganze Stufenleiter der Lustgefühle steht ihr zu Gebote. Sanft lächelt sie zu den Genüssen des Kindes, errötet oder erblaßt beim Anblick unerwarteten Glückes, streckt mit Leidenschaft die Arme aus nach dem Gegenstand der Liebe oder Andacht.

Ist das Mitgefühl in sich gekehrt und ruhig, dann kann es sich wie Kelche der Blumen oder wie zartes Laub im Wechsel von Glühen und Erblassen, von Tränentau und Trockenheit der Augen, als winzige, vereinzelte Welle im Wogengetümmel des Lebens offenbaren. Es kann aber, den plastischen Ausdruck herabmindernd, immer noch in zarten und leisen oder in leidenschaftlich bewegten Tönen in die Erscheinung treten, es kann in gewohnten Lauten des Alltags, in Gekreisch und Schrei der

Verzweiflung, in freudigem Ruf und Gejauchze oder in fast musikalischen, gesanglichen Harmonien einer innigen Sprache ertönen. —

So reich ist das Mitgefühl an Form und Inhalt, so unabsehbar der Schatz seiner künstlerisch wirksamen Antlitze, Bewegungen, Worte, Äußerungen, Rufe, Melodien, Gestalten, daß man wahrlich von allen Musen verlassen sein muß, um ihm nicht entweder ein dichterisches und musikalisches oder malerisches und plastisches Wohlgefallen neben der ethischen und religiösen Liebe entgegenzubringen. —

Eine Entwicklungsfunktion des Mitgefühls

Das Mitgefühl gibt dem begriffsmäßigen Verständnis Triebkraft und Eindruck. Der bloß Verstehende kann nicht so tief ins Raumbewußtsein dringen und das erschlossene Geheimnis so stark und vielseitig im eigenen Leben verwurzeln lassen wie der Mitfühlende und der Liebende.

Nur durch gefühlvolle Teilnahme vermag unsere Fähigkeit des Glückes, teils durch Zustrom fremder Freude und Seligkeit, teils durch deren Förderung, mächtig erweitert zu werden.

Kann auch manch zartes Gewächs im Dunkel der Keller gedeihen, so wird den meisten Pflanzen erst durch die Strahlen der Sonne das nötige Licht und die belebende Wärme gewährt.

Solch eine Leuchte ist das Mitgefühl. Wohl können kalte Menschen so manche Regung der Seele erschließen, sie können ästhetisch genießen und künstlerisch schaffen, sie können anderen helfen und selbst das religiöse Leben mit ihren Sinnen erfassen; aber die tiefsten und reichsten Erlebnisse bleiben ihnen für immer verschlossen, wie dem Blindgeborenen die Welt der Farben.

Und wie sie niemals hohes Gefühl und wahre Andacht zum Ausdruck zu bringen verstehen, so sind sie nicht wirklich religiösen Lebens fähig. Farblos und öde ist ihr Dasein.

Nur das Mitgefühl ermöglicht es dem Ringenden, Höhen der Vollendung zu erreichen, die er sonst unter keinen Umständen zu erklimmen vermöchte. —

Die Teilnahme an einem Lustgefühl, welches den reinen Quellen des Daseins entspringt, kann nicht nur die eigenen Freuden, sie kann auch

die Erhaltung und Selbstentwicklung erhöhen. Versenkt man sich in Seligkeiten nichteigener Liebe, Barmherzigkeit, Andacht, Schaffenskraft, so ist es, als öffneten sich die Tore einer fremden Welt. Wer nicht ganz mit Blindheit geschlagen ist, dem muß sich wenigstens ein winziger Teil dieser Bereiche kundtun, ein kleines Sträuchlein, ein Sonnenstrahl auf zartem Antlitz, eine trostreiche Hand, ein verborgener Altar, eine Himmelsgestalt. Oft sind diese Bilder zu Anfang geheimnisvoll und wenig deutlich, gleich einer unbekannten Landschaft hinter Nebelschleiern, aus denen nur die Wipfel vereinzelter Bäume, die Kuppen der Hügel, der Goldturm einer Kirche hervorschauen. Aber ist man entwicklungsfähig und erkaltet nicht vorschnell, dann kann sich allmählich der Nebel verziehen, worauf sich Umrisse und Lichter, Farben und Schatten in voller Klarheit zeigen, höchstens von einem zarten Duft der Ferne leise bedeckt. —

Gilt das Mitgefühl einem feinfühligen, aber wenig entwickelten Wesen, einem Kind, einem Ungebildeten, einem Wilden, dann ist der Reichtum, der sichtbar und gehoben werden könnte, nicht so groß wie beim Mitgefühl mit gereifteren Menschen; aber durch seine Besonderheit und ausgeprägte Eigenheit läßt es sich durch nichts anderes ersetzen. Ja, selbst Schädlinge und Verbrecher können Einmaliges und unersetzlich Wertvolles bieten. Daher empfindet ein Zartbesaiteter bei solchem Beschenktsein nicht selten Scham, dem Armen sein Weniges zu nehmen, und ein brennendes Verlangen, ihn reicher zu machen, um nicht die eigene Förderung als Ausbeutung des Schwächeren erleben zu müssen.

Die Täuschung, man nähme dem andern so viel von seinen Gefühlen und geistigen Schätzen weg, wieviel man davon in sein Mitgefühl aufnimmt, beruht zum Teil auf einer kaum bewußten Übertragung äußerer ökonomischer Verhältnisse auf rein innere Vorgänge. Denn meistens bereichern gerade und erhöhen Mitfreude und Mitleid die Kraftgefühle und den geistigen Reichtum des Mitmenschen, auf den sie gerichtet sind. Es kann aber ein verstohlenes Teilnehmen an Gefühlen, die jemand vor fremdem Auge verbergen wollte, um sie frei von irdischer Berührung, von ungeweihter Gedankenverbindung wachsen und blühen zu lassen, mit Recht als Raub und Diebstahl erscheinen.

Solche verborgene Blüten können, einmal ans Tageslicht gebracht, sofort ihren ursprünglichen Duft, ihre Farbenpracht und Lebenskraft verlieren.

Wenn der heilige Franziskus von manchen Brüdern während seiner tiefsten Andacht und Verzückung belauscht wird, obwohl er keine Maßnahme unterläßt, sich davor zu schützen, so erhöht dies unser Mitleid mit dem so wenig verstandenen Dulder und weckt unser Bedauern über diese wohlgemeinte Handlungsweise seiner Jünger. Sie steht so sehr im Widerspruch zu deren Güte und Heiligkeit, daß man sich versucht fühlt, den befremdenden Zug den kindlichen Erzählern in die Schuhe zu schieben, die keinen anderen Weg wußten, den Ruhm ihres Helden zu vergrößern. Es sollte die Bescheidenheit des Meisters, die mit dem gewaltigen Erlebnis nicht prunken will, gewahrt, aber zugleich das Ruhmbringende nicht unter dem Scheffel gehalten werden. —

Wie wenig einen unter Umständen die Freude oder Mitfreude trösten, wie sehr einer diese als profane Ausbeutung auffassen kann, zeigt auch das Verhalten eines indianischen Priesters, dessen Antlitz urwüchsige Kraft verbunden mit großzügiger Vornehmheit der Seele offenbart. Um Kundgabe der indianischen Kultgesänge angegangen, trägt er manche davon gütig und willfährig vor; als aber nach einer längeren Weile immer noch um weitere Mitteilung in ihn gedrängt wird, bricht er den Vortrag unversehens ab. Er müßte sterben, meinte er, wenn er alle Gesänge preisgeben sollte.

Mitfreude und Mitleid

Ist die Mitfreude mehr den seelisch reichen, phantasievollen, schöpferischen Menschen, als den geringeren, unkomplizierten zugewandt, dann wird sie eher durch Abwechslung, Vielseitigkeit, Neuheit und Intensität als durch Häufigkeit genährt und erhalten. Immerhin wird sie infolge der großen Leidensfähigkeit genial Veranlagter durch deren Weh und Pein gewöhnlich empfindlicher unterbrochen, als durch die Kümmernisse der Mittelmäßigen. Verfügt ein begabterer Mensch über die Kraft der Selbstbeherrschung, und verhehlt er aus Schonung seinen Schmerz — so ist der Reichtum seiner unwillkürlichen Ausdrucksbewegung gleichwohl beträchtlich genug, um die Schatten und Wolken bemerkbar zu machen, die über seinen Himmel streichen.

Je größer die Mitfreude war, je beglückender die Seligkeit, an der sie teilnehmen durfte, desto gewaltiger der Schmerz des Mitleids, dem sie

weichen muß. Aber so schmerzhaft das Mitleid sein mag, hat es ähnliche Vorzüge wie die Mitfreude. Es erweitert den Gesichtskreis, indem es die Augen öffnet über Fährnisse und Wunden der anderen, über deren Charakter und Energie, ihre Kraft und Zuversicht, ihre Fähigkeit zur Genesung und Erneuerung.

Ja, es führt in Abgründe, in Höllen hinab, wo sich der Mensch weniger zu vermummen und zu verschönern vermag als in seiner Freude, wo der Bemitleideten Kampf mit Dämonen und Gluten nicht selten die eigenen Seelenfährnisse und verderblichen Leidenschaften dem Mitfühlenden zu Bewußtsein bringt. Was jedoch das Mitleid über so manchen Gipfel der Mitfreude hoch emporhebt, das ist seine Macht, zur Opferwilligkeit und Selbstverleugnung zu erziehen. Denn ein jeder willig gewährter Vorgang mitleidiger Teilnahme enthält wenigstens einen winzigen Verzicht auf eigene Ruhe und Freude. Und wo das Mitleid ganz unwillkürlich erwacht, da kann sich ihm sogar ein Lustgefühl beigesellen, hervorgegangen aus der Sprengung der engen Kerkermauer, mit der die Selbstsucht umschließt.

Aber auch ohne solche Begleitantriebe bildet das Mitleid eine Vorschule der Barmherzigkeit und des tätigen Opfers. Das bestimmte Leid, dem man oft in die Augen geschaut hat, wirkt manchmal weniger beängstigend als das unbekannte Weh. Wem also Schmerz und Kummer der Umwelt durch das Mitleid vertraut wurde, der scheut sich oft weniger, es selbst aufzusuchen.

Hat die Mitfreude manchmal die Neigung, den Menschen einzulullen und ihn über das wahre Antlitz des Lebens zu täuschen, so ist das Mitleid ein herber Lehrer der Wirklichkeit. Es reißt aus den seligen Träumen heraus, vertreibt aus dem Paradiese und läßt einen die Unerbittlichkeit des irdischen Kampfes erkennen. Und will einer nicht in die Ferne schweifen, flüchtet sich in die engste Umwelt vor dem Andrang des Fremdwehs, da wird er vom Schicksal der Nächsten erfaßt und gerüttelt; flehende Arme erheben sich, die stumme Pein vermag sich kaum zu verbergen. Und will er nicht sehen und senkt er sein Haupt und die Blicke, so vernimmt das Ohr verhaltenes Weinen und stille Seufzer, es hört die Klage des Schweigens.

Für die Gefühlsbegabten, für die Phantasievollen und Schöpferischen, für die Verständnisreichen und Religiösen gibt es da kein Entrinnen.

Und sie fügen sich willig. Sie fügen sich und nicht selten wachsen sie mit dem Kreuzesholze, an das sie geschlagen werden, über ihr Leben hinaus. —

Tief lehrt sie das Mitleid schauen, und ist ihre Anlage groß und mächtig, dann läßt es sie sehen, was ganze Menschheitsgeschlechter kaum bewußt entbehren. Gewaltiges Sehnen erfaßt sie, wird zu ahnungsvollem Verlangen. Und sind am Anfang nur Chaos und Finsternisse, so wird selbst die Leere zum Ansporn, das Vermißte zu suchen. Die Art der Leere, des Entbehrens, des Mangels wird für Phantasie und Gedanken zur lenkenden, richtunggebenden Kraft. Sie führt sie, die Blinden, als wäre sie selbst sehend.

In eine Ödnis schauend, die in seinem Innern waltet, verlangt es einen wahren Schöpfer nach neuen Quellen und Wassern. Es bedarf aber vieler Blicke in Wüsteneien der Menschheit, wenn eine blühende Welt geschaffen werden soll.

Es ist kein Zufall, daß die größten Heilande und Erlöser gewöhnlich in Zeiten des Verfalls und sterbender Ideale erscheinen. Denn das Schwinden der eigenen Sterne wird erst dann so recht bewußt und deutlich, wenn der Himmel über allen erloschen ist.

Liegt eine Kultur in ihren letzten Zügen, dann erweitert das Mitleid der Empfänglichsten die Einseitigkeit ihrer persönlichen Wünsche zum vielverzweigten, gewaltig umfassenden Reichtum des Menschheitssehnens.

In der Gemeinschaft verloren, erlangt ihre Seele gleichsam deren gesamte Leidensfähigkeit, ihr grenzenloses Heilverlangen. Unermeßlich wird das eigene Weh. Wie dämmesprengende Wogen drängt es zu Schaffen und Kampf. Und wo unlängst noch Sandwehen das Leben erstickten, aus dem Dürrboden kein Pflänzchen hervorsproß, entstehen Inseln von Blumen und Bäumen. Sie breiten sich aus zu neuen mächtigen Hainen und nach und nach zu unübersehbaren Wäldern.

Die niedergebeugten Gestalten, die nur an Dinge des Alltags zu denken vermochten, wagen es wieder, das Haupt zu erheben, denn neue, lichtere Sterne wandeln über den Menschen. Höhere Türme wachsen gen Himmel empor, von ungeahnten Bildern und Harmonien wird die Erde erfüllt, und über allen Werken der Erwachten schwebt eine neue Andacht und ein beseligender Duft der Verjüngung.

Daß Mitgefühl und Liebe, edel gelenkt, dem Leben Sinn und Ziel und höchste Werte verleihen, wer könnte es ernstlich bezweifeln? Aber man vergesse darüber nicht, daß, wie alle hohen Gefühle, wie Selbstverleugnung und Andacht, wie Ideal und Religion, auch diese Leitsterne nur allzuoft primitiv und falsch aufgefaßt werden und ihr erhellendes Licht dunklen Irrwegen leihen.

Die generalisierende Bewertung, welche in einer jeden Richtung des Mitgefühls nur die Erfüllung von Gottesgeboten oder Vollendungswünschen erblickt, beherrscht seit Jahrtausenden die christliche und brahminisch-buddhistische Kultur.

Sie wurde durch den Hang der Meisten zur möglichst geringen, mühelosen Betrachtung der Dinge unterstützt und befestigt, durch Unkenntnis, insbesondere durch Trägheit und die damit verbundene Unfähigkeit zum schattierenden, differenzierenden Unterscheiden seelischer Vorgänge. Dazu gesellten sich noch die bange Nachsicht der Hirten mit den Stumpfsten und Willensschwächsten ihrer Herde, die oft gar nicht einem Streben anhängen können, wenn es außer der leichten Verständlichkeit nicht noch den Vorzug der Unfehlbarkeit und der niemals versagenden Hilfsfähigkeit vortäuscht.

Überdies schien es, als könnte man der allerwärts verbreiteten Roheit, Selbstsucht und Gehässigkeit gegenüber den Wert des Mitgefühls nicht genug unbedingt und unterschiedslos hervorkehren, um in die Festungsmauer der Ausbeuter, der Räuber und Unterdrücker eine Bresche zu schlagen.

So erlangte selbst die primitivste menschheitshemmende Handhabung des Mitgefühls allmählich die Würde einer Gottheit und eines Tabu, und nur wenige wagten es, die Vollkommenheit und Zaubermacht solcher Gefühlsrichtungen in Zweifel zu ziehen.

Diejenigen, die das ganze Wesen des Mitgefühls und dessen falsche Anwendungen und Richtungen beanstanden, vermögen durch eine völlig unpsychologische Umkehr der Bewertung, durch eine generalisierende Unterschätzung des Mitleids dem älteren, edleren Vorurteil nur wenig anzuhaben. Durch die Blöße, die sie sich geben, erweisen sie ihm vielmehr einen großen Dienst und eine Festigung. Denn jedermann muß es bald einsehen, daß die menschliche Gesellschaft, selbst nach einem Rückfall zum Kannibalismus, ohne Mitleid nicht bestehen könnte. —

Die eine jegliche Weise und Betätigungsart des Mitgefühls idealisieren, haben außer acht gelassen, daß das freie Wachstum eines Zustandes nur unterbunden wird, wenn man sich zwingt, einseitig bloß dessen erwünschte Richtungen zu sehen, und nicht wagt, den unliebsamen ins Auge zu schauen. Ihnen ist es unbekannt, daß die Vorteile einer täuschenden und enttäuschenden Idealisierung aller Kombinationsmöglichkeiten des Mitgefühls durch die Schäden, welche aus dessen wahlloser und irregeleiteter Betätigung hervorgehen, oft aufgehoben werden und nicht selten in beträchtliche Schädigung individueller oder menschheitlicher Entwicklung umschlagen.

Sie legten daher dem Mitgefühl und der Liebe die eine oder andere leere und widerspruchsvolle Formel in den Mund, eine Vorschrift, die von jedermann gleicherweise und unter allen Umständen befolgt werden soll: „Tat twam asi“ (Du bist es), „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ oder: „neminem laede“. Überzeugt, daß diese allen Lagen des Lebens und Wirkens gerecht werde, überließen sie die Menschen ihrem Schicksal. Und die feiner Besaiteten, die Gebeugten, die Bedrängten, die Erniedrigten und die Besten müssen sich in dem kaum entwirrbaren Gestrüppe menschlicher Verhältnisse und Kämpfe mit solchen Kerzenlichtlein behelfen, müssen auf die zahllosen, unterschiedlichsten Fragen ihrer Seele stets dieselbe eintönige Antwort vernehmen: „Liebe deinen Nächsten.“ Aber wie soll diese Liebe, wie soll das Mitleid sein? Darauf gab es keine oder nur eine Antwort: „Liebe alle gleich! Liebe alle gleich!“

Aber der Mensch ist ja verschiedenster Arten und Grade des Mitgefühls und der Liebe fähig, welche soll er also den Menschen entgegenbringen? „Liebe sie wie dich selbst.“

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ In diesem Gebote liegt etwas von einem stillschweigenden Einverständnis mit der Selbstsucht, der Eigenliebe. Indem man sie zum Vorbilde der Nächstenliebe erhebt, verleiht man ihr unwillkürlich einen gewissen Schein von Berechtigung.

Soll der Mensch sich selbst lieben? Gibt es keine höhere Art der Teilnahme?

Werden auch solche generalisierende, unbestimmte, aus unpsychologischen Voraussetzungen hervorgegangene Formeln mit allerlei persönlichen Deutungen und Stimmungen verbunden, so können sie niemals die sicher lenkende Kraft von schattierenden Orientierungen erlangen, welche den

unabsehbaren Reichtum der Mitgefühlsbeziehungen zur Umwelt ins klare Licht setzen würden.

Um den Menschen zu ermöglichen, Mitgefühl und Liebe in einer den jeweiligen Verhältnissen angepaßten, möglichst vergeistigten, fruchtbaren, vervollkommneten Weise in Anwendung zu bringen, müssen außer ihren fördernden auch ihre schädlichen Richtungen und Kombinationen geschildert werden. Im folgenden werden daher manche, von irregeführten und irreleitenden Mitgefühlen herrührende Gefährdungen des Intellekts, des Charakters, des künstlerischen und religiösen Empfindens ans Licht gezogen, was verhüten kann, daß der gute Geist des Mitgefühls mit Hilfe des gewonnenen Vertrauens zum Bösen überrede.

Es gibt Mitgefühle, die zum Teil aus Mangel an Seelenkenntnis, Beobachtung und Denkkraft hervorgehen, und solche, die einer unbefangenen Erkenntnis den Todesstoß versetzen und allerlei einengende oder verrohende Illusionen erzeugen.

Solche Abarten sollen hier zunächst geschildert werden. Ihre verfeinerungshemmende Gewalt entspringt häufig ständigen oder vorübergehenden Dispositionen der Denkweise, die zu Trübungen des Urteils führen. Sie kann daher zuweilen mit Anlagen von großer Gefühlstiefe und Innerlichkeit verbunden sein, welche erst durch Desorientierungen auf falsche Fährten geleitet, Unheil und Zerstörung stiften können.

Die seelenschädigende Wirkung anderer, weiterhin zu schildernder Richtungen des Mitgefühls, eine Wirkung, die mehr aus der Primitivität der emotionellen Anlagen und Instinkte herrührt, kann leichter und deutlicher vor Augen geführt werden. Ihr kann in sehr vielen Fällen nicht einmal eine Trübung des Urteils oder sonstige Desorientierung zur Entschuldigung gereichen, die zahllosen unheilbringenden Handlungen, Wünschen und Gefühlen als mildernder Umstand angerechnet wird. —

Aber mag man die eine oder andere der entwicklungshemmenden Richtungen des Mitgefühls vorziehen — sie bleiben nichtsdestoweniger ein geistiges Übel und sollen daher durch reichere, objektivere Erkenntnisse und durch Vergeistigung, Veredlung der Gefühlsanlagen nach Möglichkeit unschädlich gemacht werden.

Trugurteile des Mitgefühls über Absichtlichkeit und Bewußtheit

Wie wechselwirkende Sterne, je nach ihrer Größe und Entfernung, ihrer Glut und Festigkeit sich in Wandel und Bewegung in unterschiedlichster Weise gegenseitig beeinflussen, so können sich die sozialen Gegenglieder des Mitgefühls durch allerlei Arten von Mitleid und Mitfreude untereinander fördern oder hemmen, beseligen oder ins tiefste Elend stürzen.

Wird durch freudige oder leidvolle Versenkung in die Seele der Mitmenschen der Unterschied von „ich", „du" und „er" bedeutend verwischt, so gewinnt die Einlegung eigener, individueller Vorgänge und Eigenschaften in die anderen ebenso leicht an Kraft und Ausdehnung, wie die der fremden in dem eigenen Geist. Kommt nachträglich keine Aufklärung über die so entstandene Täuschung, dann zieht diese gewöhnlich noch andere nach sich, und es bildet sich durch die Häufung unberichtigter Illusionen des Mitgefühls eine Kette von falschen Urteilen, die man sich von dem eigenen Wesen und von dem der anderen Menschen oder ganzer Gruppen und Gemeinschaften gemacht hat.

Versenkt man sich lebhaft in das Leben anderer, so können unter Umständen die kaum bewußten Quellen der fremden Handlungen, Gefühle, Gedanken in so anschaulicher Gewalt vor das innere Auge treten, daß einer nicht selten gedrängt wird, die eigene Bewußtheit, das eigene Wissen davon, dem Gegenstande des Mitgefühls zu unterschieben.

So wird oft eine vollbewußte Absicht angenommen, wo nicht einmal eine leise Ahnung vorliegt. —

Auf diese Art werden nicht selten nützlichen und fördernden Handlungen und Schöpfungen bewußt altruistische — dagegen minderwertigem Tun und Lassen bewußt böswillige — Zwecke beigelegt, von denen der Wollende und Schaffende nichts gewußt hat.

Aus der vermeintlichen Bewußtheit und Absichtlichkeit wird dann auf die Anlage, die Entwicklung des Charakters und der Fähigkeiten geschlossen. Die Täuschung kann durch Angst vor Unterschätzung des zu Beurteilenden, durch das Bedürfnis, ihn aus Teilnahme zu idealisieren, oder durch das Bestreben, ihn aus liebevollen Erziehungsgründen nicht zu überschätzen, seine Fehler genau zu kennen, noch tiefere Wurzeln schlagen, noch größeren Umfang annehmen.

In diesen Fehler verfallen gewöhnlich Menschen von scharfer Seelenbeobachtung, die aber noch nicht gelernt haben, ihre eigenen Einlegungsschwächen zu kontrollieren, sowohl den Idealisierungsdrang als die Gerechtigkeitsangst im Zaume zu halten.

Nicht nur im täglichen Verkehr haben derartige Irrtümer des Mitgefühls schlimme Früchte gezeitigt, sie haben in Gerichtsbarkeit und Gesetz, in Heilverfahren und Erziehung und im Verhältnis der Stände, Berufe, Religionsgemeinschaften und Völker zueinander oft sehr verhängnisvoll gewirkt.

Viele voreilige und ungerechte Urteile, welche in alten und neuen Zeiten von Richtern gefällt wurden, sind darauf zurückzuführen.

Aus Mitleid, aus teilnahmsvoller Furcht, den Angeklagten ungerecht einzuschätzen, versenken sich manche feinfühlige Richter in dessen innerstes Wesen, versuchen womöglich seine Unschuld zu ergründen und finden auf diesem Forschungswege nicht selten gerade einen Hang zum „Bösen" oder zum „Verbrechen". Wie leicht wird dadurch das Mißtrauen geweckt, werden kaum bewußte Regungen zur bewußten Übertretungsabsicht gestempelt und ein Verdammungsurteil gegen einen zwar verbrecherisch veranlagten, aber diesmal Schuldfreien ausgesprochen! Dazu wird durch das Mitleid mit dem Kläger die Entrüstung erhöht und jeder Zweifel behoben.

Die Teilnahme kann aber auch zur Entdeckung kaum bewußter, edler Eigenschaften eines Verbrechers führen und den Richter verleiten, ihm auch dort gute Absichten zuzuschreiben, wo eine edle Regung durch eine rohe besiegt wurde und eine Missetat nicht zu verhüten vermochte. —

Besondere Vorsicht ist diesbezüglich geboten, wo es um die Erziehung einer geistigeren Anlage zu tun ist. Wird dem Zögling eine volle Bewußtheit und Absicht beigelegt, wo kaum eine Ahnung vorliegt, dann kann er auf eine Bahn gedrängt werden, auf die er ohne die erhaltene „Aufklärung" niemals geraten wäre. Auch das vorzeitige volle Bewußtmachen wertvoller Eigenschaften ist gefährlich, indem es deren Ursprünglichkeit und Naivität vermindert und leicht zur Selbstspiegelung, Eitelkeit und Ehrgeiz verleitet.

Mitfühlende, teilnahmsvolle Billigung oder Mißbilligung der Handlungen des Zöglings können daher für dessen ganze Lebensweise verhängnisvoll werden, wenn sie auf falscher Einschätzung des Bewußtheitsgrades

beruhen. Kann ein Tadel den Zurechtgewiesenen in Abgründe der Verderbtheit schauen lassen und deren Verlockungen preisgeben, so vermag ein zärtliches Lob die selbstsüchtigen Wonnen des Beifalls vor Augen zu führen und den spontanen Idealismus in einen berechneten zu verwandeln. Wie viele Menschen verloren ihre Größe, ihre Güte und selbst ihre Heiligkeit, sobald diese Eigenschaften ihnen selbst durch vorzeitigen Erfolg in unreifen Jahren, in wenig widerstandsfähiger Lebensphase, zu vollem Bewußtsein gelangt waren.

Fassen wir den Schaffenslauf von Künstlern ins Auge, die schon bei Lebzeiten Ruhm und Beifall ernteten, so können wir wahrnehmen, daß gar viele unter ihnen in Nachahmung der eigenen, meistgelobten Vorzüge verfallen sind. Sind es Merkmale, die gerade ihrer geringen Bewußtheit den Hauptreiz zu verdanken haben, dann verlieren sie durch die vollbewußte Nachahmung ihren Hauptwert. Eine solche Manieriertheit führt obendrein zur Hemmung auch anderer individueller Schaffenszüge, weil mit der Unterdrückung der einen kaum bewußten Regung auch die vielen anderen Gefühlsweisen, die an sie gebunden sind, verblassen oder absterben müssen. Arbeiter, Künstler, Dichter, Forscher, Religionsstifter mögen sich hüten, bei einem Lob zu verweilen, welches ihnen eine volle Bewußtheit und Absicht zuschreibt, die sie nicht gehabt haben. Insbesondere ist es für sie gefährlich, wenn durch solchen teilnahmsvollen Beifall vorher unbewußt webende Seelenkräfte zu vollem Bewußtsein gelangen und, zum Zweck erhoben, ihre schöpferische Triebgewalt verlieren müßten. —

Am häufigsten werden Kinder vom Unheil eines Überschätztwerdens ihres Absichtgrades betroffen, weil die Erwachsenen in den meisten Fällen kaum imstande sind, die soviel geringere Bewußtseinsfähigkeit des Kindes sich zu vergegenwärtigen oder auf die Dauer vor Augen zu halten. —

Ist schon für den Einzelnen ein Mitgefühl gefährlich, welches seinen Bewußtseinsgrad falsch einsetzt — so kann es für große Gruppen, für Völker und religiöse Gemeinschaften zum Verhängnis werden. So kann es geschehen, daß unvorsichtige Volkserzieher durch sensationelle Ausmalung blutrünstiger Kampfszenen, wenn auch diese Ausmalung aus teilnahmsvoller Vorsorge zur Verhütung von Krieg und Mord unternommen wird, den primitiven Zerstörungsinstinkten eher Vorschub leisten als Einhalt tun. Diese Neigungen könnten ohne solche Aufreizung durch

krasse Bilder nicht so leicht und deutlich ans Licht kommen, könnten oft nur im Kaumbewußtsein ihr verworrenes, unbestimmtes, irrationales Traumspiel fortspinnen, ohne zur Absicht und Handlung zu erstarken. Unvorsichtige Volkserzieher vergessen oft, daß man eine primitive Gemeinschaft — und primitiv sind noch alle umfangreichen Gemeinschaften — niemals durch Ausmalung sensationeller Roheit von dieser abbringen kann. Sie vergessen, daß solche Gruppen um so leichter der Verlockung zum Bösen anheimfallen, je deutlicher ihnen der Teufel an die Wand gemalt wird, der in ihrem Seelengewinkel ein verborgenes, schattenhaftes und von ihnen selbst unerkanntes Wesen trieb. Die grellen Farben des Tages lassen das Kampfbild noch verführerischer erscheinen und die suggerierte Absichtlichkeit nimmt der Menge die letzte Widerstandskraft. Nicht satirische Schlachtgemälde können von Rache und Roheit ablenken, sondern neben zielbewußter, vielseitiger Erziehung zur religiösen Verehrung der seelischen Vervollkommnung, das Hinleiten der Aufmerksamkeit auf große Vorbilder der Geistigkeit und innigen Menschheitsliebe. —

Trugurteile des Mitgefühls bezüglich der Erinnerung und Uranschauung

Ebenso wie man geneigt ist, eigene Bewußtheitsgrade und die Kenntnis von Wollungsantrieben in andere aus Teilnahme einzulegen, legt man ihnen aus Mitgefühl oft eine Erinnerung bei, wo bloß ein Gedächtnisbild[1] vorkommt oder umgekehrt. Da ein jeder viele Eindrücke der Mitmenschen infolge gemeinsamer Anlage und Umwelt teilt, so wird er durch den Verähnlichungsvorgang des Mitgefühls leicht dazu verleitet, solchen Eindrücken, die ihm selbst eine Erinnerung sind, auch bei den Menschen seiner Teilnahme dieses Erlebnismerkmal zuzuschreiben und es zu übersehen, wo es von ihm selbst nicht empfunden wird. So werden häufig Erinnerungen der eigenen Heimat und Kindheit dem Fremdling unterschoben, dagegen gehen dessen intime Ureindrücke in der Seele des Deutenden oft des Erinnerungscharakters verlustig. Kommen wir erstmals in ein fremdes Land, dann verlegen wir nicht selten die Stimmung,

[1] Gedächtnisbilder sind alle Bilder, die Reproduktionen von etwas Vergangenem im Leben des Betreffenden sind. Erinnerungsbilder sind nur solche Reproduktionen von Vergangenem aus dem Leben des Betreffenden, wo dieser weiß, daß es sich um etwas Vergangenes handelt.

die hier aus dem eigenen Mangel an Kindheitserinnerungen hervorgeht, in die Einheimischen. Solange uns diese völlig oder nur wenig bekannt sind, legen wir auch durch Mitgefühl und Teilnahme viel mehr von unserer Eigenart und Gefühlsweise in sie, als von ihren Seelenvorgängen in uns ein. Besonders in Gegenden, wo der Mensch eine wesentlich andere Umwelt, andere Pflanzen, andere Tiere, eine andere Bauart, andere Rassen, andere Sternbilder zum ersten Male vorfindet, ist er versucht, sein eigenes Gefühl der Erstmaligkeit und Neuheit sowie der Unberührtheit durch Erinnerungen den unbekannten Einwohnern beizulegen. In Anbetracht der Neuheitsempfindung, die man ihnen zuschreibt, erscheinen sie leicht in bezug auf Natur und Kunst stumpf und gleichgültig, da sie doch den altgewohnten gegenüber weder eine solche Überraschung noch eine Überwältigung zeigen, wie sie nur der erstmalige Eindruck hervorruft. Anderseits erzeugt die ihnen fälschlich beigelegte Erinnerungslosigkeit die Täuschung, als wären sie unfähig der intimen Gefühle, die auf dem Boden der eigenen Heimat wie die Blüten eines uralten Baumes hervorsprießen, der mit seinen breiten Ästen und dem reichen Laubwerk Schutz und Schatten gewährt, mit seinen Früchten Erfrischung und Labung verschafft, durch Wiegen der Krone, durch Rauschen der Blätter und Zittern der Zweige Sagen der Vorzeit hervorzaubert.

Wer nicht fähig ist, durch liebevolle Beobachtung und wachsende Erfahrung diesen ersten Eindruck irrender Teilnahme nach und nach zu berichtigen, dem wird er zur Grundlage eines wahren Dickichts von falschen Urteilen, dem benimmt er die Möglichkeit, ein fremdes Volk tiefer kennenzulernen und dessen Erde heimatähnliche Gefühle abzugewinnen. —

Lernen wir aber ein fremdes Volk zuerst in seinen Dichtungen kennen, dann vermögen wir trotz der Schilderung exotischer Umwelt die Fremden leichter in unsere Heimat zu verpflanzen und ihnen unsere eigene Erinnerung zu schenken. Dadurch werden sie uns viel schneller traut und verwandt. Sie überreden uns gewissermaßen zu ihrer Eigenart, indem sie uns eine ähnliche Heimat und eine gemeinsame Kindheitserinnerung vortäuschen. Allmählich verliert sich diese Täuschung, aber wir haben indessen ihre Eigenart kennengelernt und liebgewonnen.

Gleichwohl kann man oft nicht umhin, den eigenen Mangel des Erinnerungscharakters und die daraus hervorgehenden Empfindungen des

Neuheitsrausches und der Heimatlosigkeit bis zu einem gewissen Grade in die Helden einer sehr exotischen großen Dichtung oder Plastik einzulegen.

Infolgedessen erscheinen sie nicht selten wie erdentrückte Wesen, die soeben in ein Urwaldparadies oder in düstere, eisbedeckte Läuterungswüsten geraten sind. Dieser Eindruck kommt besonders den wirklich als überirdisch gedachten Göttern, aber auch den menschlichen Gestalten manchmal sehr zustatten, indem er ihnen leicht einen gesteigerten Adel verleiht und die Gewalt ihrer Eigenart erhöht. In dieser Weise können die Epen der Inder auf die empfängliche Seele eines feinfühligen Nordländers, die Islandsagas, die Eddalieder, die Kalevala auf das Gemüt eines Tropenbewohners wohl am leichtesten wirken.

Das Naturgefühl des geschilderten Volkes wird dabei vom Leser häufiger hochbewertet als unterschätzt, denn dieselbe Verehrung und Liebe der Umwelt, die der Dichter durch seine Bilder erweckt, wird leicht auch den Menschen seines Gedichtes beigelegt. Vorzüglich ist dies der Fall beim Lesen der heiligen Dichtungen, in welchen die Helden in ihrer religiösen Beziehung zum Weltall erscheinen. Auch wo deren Naturgefühl nicht unmittelbar vor Augen geführt wird, kann unwillkürlich aus dem bedeutsamen Verhalten und Schicksal auf die Größe ihrer Empfänglichkeit geschlossen werden. —

Sofern die Erinnerung ein Wissen um die Begebenheiten und Ereignisse der Vergangenheit bedingt, hat die falsche Beurteilung fremden Gedächtnisses seitens irreführenden Mitgefühls eine subjektive Einschätzung der Bewußtheitsgrade und der Absichtlichkeit mit all ihren oben geschilderten Wirkungen zur Folge. Insbesondere wird durch eine übermäßig verähnlichende Teilnahme, die dem Gegenstand des Mitgefühls eine Erinnerung zuschreibt, wo höchstens Gedächtnisbilder vorliegen, und ein Vergessen, wo erstere nicht entschwunden ist, leicht Undank und Wortbruch oder leichtsinnige Vergeßlichkeit und Unzuverlässigkeit angenommen. —

Die Täuschung über das fremde Gedächtnis kann nicht nur den Erinnerungscharakter betreffen, sie vermag sich auf die Richtung, Art und Umfang der Gedächtnisgebiete zu erstrecken. So wird beispielsweise durch mitfühlende Verähnlichung mit der eigenen großen Fähigkeit, Naturbilder oder Seelenvorgänge, Kunstwerke oder Gedichte im Gedächtnis

festzuhalten, die Vorstellung von der Anlage der Gesamtseele des Beurteilten um so wesentlicher von der Wirklichkeit abweichen, je mehr dessen wertvolle und minderwertige Eigenschaften auf einem Mangel einer solchen Gedächtnisfähigkeit beruhen.

Wie sehr muß das vom Mitgefühl in dieser Weise entworfene Bild des künstlerischen Gedächtnisses eines vertrockneten Philologen oder Statistikers vom wirklichen Mangel an jeglichem Verständnis für irgendeinen Zweig der Plastik, der Dichtung oder Musik abweichen!

Man bedenke, wie eng die Art des Gedächtnisses mit den ethischen, religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen und berufsmäßigen Interessen zusammenhängt. Hat man das Bild vom Gedächtnis des Mitmenschen in dessen sonstiges Tun und Lassen falsch eingerenkt oder in unrichtiges Licht gestellt, so wird auch das ganze Porträtgemälde falsche Verhältnisse, falsche Schatten und Farben erhalten. —

Trugurteile des Mitgefühls über fremde Denkweise

Ebenso häufig wie den Bewußtheitsgrad, wie Absichtlichkeit und Gedächtnis unterschiebt das Mitgefühl die eigene oder fremde Denkweise. Nicht nur einzelne Gedanken, Begriffe und Urteile, sondern zu ständigen Eigenschaften der eigenen Seele entwickelte Arten des Abstrahierens, des sozialen Analogieschlusses, der Begriffsverbindung werden oft unter dem Einfluß einer starken Verähnlichungssuggestion des Miterlebens in den Mitmenschen verlegt. Insbesondere neigen hierzu die triebhaften und die emotionellen Denkvorgänge, die in sehr intensiver und unmittelbarer Wechselwirkung mit den Wesenszügen des Temperaments, des Willens und des Charakters stehen: Schnelligkeit oder Langsamkeit, Zweifelsucht oder Dogma, lebendige individualisierende Schattierung oder unbiegsamer Doktrinarismus. Dies geht so weit, daß man selbst die eigene Neigung zu unbedingten oder beziehenden Urteilen, zu erfahrungsmäßigem oder scholastisch-konstruierendem, zu anschaulichem und klarem oder verwaschenem und nebelhaftem Denken überaus häufig in dem Gegenstande der Teilnahme vereinzelt oder ständig vorzufinden vermeint.

Hat man solcherart in den Zögling, in den Gatten, in den Freund, in Eltern, in eine Gemeinschaft ein falsches Bild von deren Bewußtheit,

Gedächtnis und Denkweise projiziert, dann muß das entstellende Mitgefühl auch die andern Vorgänge der Seele entsprechend verzerrt widerspiegeln.

Man denke sich beispielsweise eine Ehe, in welcher der Mann mit einem Hang zum Rationalismus belastet, alles nur verstandesmäßig zu erfassen sucht, während die Frau, zur träumerischen Phantastik neigend, allem Wissenschaftlichen abhold, sich in subjektivster Deutung der Naturgeschehnisse ergeht und selbst vor krassem Aberglauben nicht zurückschreckt.

Von Kind auf haben beide gelernt, vor sich und der Umwelt eine Maske zu tragen, die ihnen von Eltern und Erziehern aufgenötigt wurde. Er hat es gelernt, aus Vernunft zu beten und Gottesbeweise mit mehr Vorliebe als Scharfsinn zu erbringen, seine Gattin aber mußte schon in der Kindheit allerlei Wissenskram mit Widerwillen aufnehmen und gewöhnte sich, das wissenschaftliche Denken wie eine Art von logischem Turnen auf allerlei Vorgänge fälschlich anzuwenden. Da sich beide aufrichtig liebten, so fiel es ihnen leicht, die Masken für das wahre Antlitz zu halten, und so war er in ihren Augen ein religiöser Mensch, sie in den seinigen eine wissenschaftlich denkende Natur.

Alles verlief anfangs überaus harmonisch und ohne jegliche Reibung. Aber allgemach begannen beide zu fühlen, daß irgendein Unbekanntes ihr Zusammenleben langweilig gestalte und gefährde. Ihr war seine Art, die Natur zu lieben, störend geworden, es beunruhigte und hemmte sie seine rein sinnliche, wenn auch feine Beobachtung, der sich kaum irgendwelche unsachliche Gefühle beigesellten. Er dagegen empfand ihre Gottesliebe als Überschwang und ihre traumhafte Versenkung in Natur und Menschen als krankhafte Überempfindlichkeit.

Da rafften sich beide auf, der hellen Verzweiflung zu steuern, indem einer den andern durch Gespräch und Beeinflussung auf den rechten Weg zu bringen versuchte. Er ging ihr wissenschaftliches Gewissen an, er machte alle Anstrengung, zu beweisen, daß ihre Gefühlsweise noch ein lästiges Überbleibsel aus der Kindheit sei und ihrem streng logischen Sinn durchaus zuwider sein müßte, hätte sie sich den unseligen, ihr wesensfremden Hang von minderwertigen Menschen nicht aufpfropfen lassen. Überzeugt, daß ein so religiöser Mann ihr nichts Unrechtes rate, gab sie nach und mühte sich unter unsäglichen Qualen, die Umwelt möglichst nüchtern und sachlich zu erleben. Sie unterdrückte ihre Träumereien, trug

zum Schutze gegen Anfälle von Begeisterung und Verzückung ein härenes Hemd der Wachsamkeit. So befestigte sie mehr und mehr ihre wissenschaftliche Vermummung, während die tiefsten und reichsten Triebe ihrer Seele einer allmählichen Erstarrung anheimfielen.

Gleichwohl konnte sie nicht umhin, an der religiösen Vertiefung ihres Mannes zu arbeiten, ihn von der übermäßigen Strenge der bloßen Sachlichkeit mit Hilfe seiner vermeintlichen Heiligkeit abzubringen. Aus Liebe und Mitleid kam er ihr gern entgegen, ließ die Wissenschaften im Stich, um das Gehirn mit noch spitzfindigeren Beweisen Gottes zu zermartern, ein ganzes Heer scholastischer Begriffe zu einem System zu verbinden und solcherweise seinen Glauben zu vertiefen, die Seele weicher und träumerischer zu stimmen. Es blieb aber bei der Scholastik, und beide Gatten fanden sich in der gemeinsamen Vertrocknung. —

Überaus groß sind die Verheerungen, welche die aus Mitgefühl oder Liebe hervorgehende Überschätzung des eigenen oder fremden Seelenverständnisses bewirkt. Dieser verhängnisvolle Irrweg wird durch die gewaltige Vernachlässigung der psychologischen Erziehung und Selbsterziehung beträchtlich gefördert.

Selbst die größten Kulturen des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit zeigen in dieser Hinsicht eine Lücke, die nicht nur Staunen, die vielmehr tiefstes Bedauern wecken muß. —

Wie leicht stattet ein liebender Mensch den Gegenstand seiner Neigung mit einem hohen Grad von psychologischem Verständnis aus, besonders, wenn er hierzu auch durch Gegenliebe oder Freundschaft veranlaßt und aufgemuntert wird.

Die Art des Verständnisses ist dann gewöhnlich nach dem Ebenbilde der Selbstauffassung oder Ichspiegelung gestaltet. Sie ist daher nicht häufig frei von Eitelkeit und Ehrgeiz. Endlich hat man ein Herz gefunden, welches die vermeintliche eigene Größe, Güte, Kraft zu schätzen weiß. Das Verkanntsein, die Vereinsamung sind in die Ferne gerückt, man kann sich geben wie man will und ist des Beifalls sicher.

Fühlt sich das befreundete oder geliebte Wesen auch seinerseits in den wesentlichsten Wünschen und Trieben verstanden, dann kann ein Verhältnis gegenseitiger Überschätzung des psychologischen Scharfsinns entstehen, wodurch gewöhnlich eine bedeutende Steigerung der Selbsttäuschung, der Eitelkeit und Überlegenheitssucht herbeigeführt wird.

Vielfach kommen aber solche durch Mitgefühl erzeugte Überschätzungen psychologischer Auffassung auch bei sehr bescheidenen und feinfühligen Menschen vor, die nur an das unrechte Tor geklopft haben.

Dies kann bittere Enttäuschungen, vergebliches Suchen der erhofften Teilnahme, der erwarteten Verkehrsseligkeit und Idealgemeinschaft nach sich ziehen oder zu Verstellung und Heuchelei drängen. —

Oft sind bedeutende wissenschaftliche oder künstlerische Anlagen mit einem geringen oder sehr einseitigen psychologischen Sinn verbunden.

Die mitfühlende Teilnahme eines Bewunderers überträgt aber häufig die hohe Bewertung auf die ganze Seele des Bevorzugten, erschließt aus einer bloß mathematischen, physikalischen oder künstlerischen Begabung eine entsprechende psychologische Fähigkeit.

Eine ähnliche Täuschung führte auch ganze Stände, Berufsgruppen und Völker zu Freundschaften und Bündnissen, die infolge mangelnden Seelenverständnisses von vornherein zu Enttäuschung und gegenseitigem Haß verurteilt waren.

Das Seelenverständnis ist unter den Menschen nach Grad und Richtung sehr verschieden verteilt. Die Einen haben nur Sinn für allgemeinste Charakterzüge des Willens, für Beständigkeit und Wankelmut, Treue und Unzuverlässigkeit, die Anderen für irgendeine wissenschaftliche, künstlerische oder religiöse Eigenheit. Aber nur selten zeichnet sich jemand aus durch ein vielseitiges und zusammenhängendes Erfassen der Totalität seelischer Vorgänge in ihren Dissonanzen und Harmonien.

Gleichwohl haben viele Menschen die Neigung, die Einseitigkeit seelischen Begreifens, teils aus Mangel an differenzierter Beobachtung, teils aus Mitgefühl und Verlangen nach Gegenseitigkeit, in ein volles und einheitliches Verständnis in ihrer Einbildung zu verwandeln. Diese Änderung nehmen sie nicht nur am Bilde fremden Begreifens vor, sie suchen sich auch über die eigene Fähigkeit zu täuschen, um neben der Genugtuung, verstanden zu werden, auch die des Verstehens und der Hilfsfähigkeit zu hegen. —

Der psychologische Sinn farbengewaltiger Porträtmaler wird vielfach überschätzt. Eine wirkliche, wenn auch nicht überragendste Kraft der Seelengestaltung mag dazu beigetragen haben.

So nehmen manche, vom Zauber einer meisterhaften phantasieanregenden Behandlung der Farbe und des Lichtes bestrickt, keinen Anstand, die

geistige Charakterisierungskunst Tizians derjenigen eines Lionardo oder Velasquez gleichzustellen.

In der Musik wird sogar sehr äußerlicher, ornamentaler Zierrat nicht selten als Ausdruck tiefer Gefühle und wesentlichster Charaktereigenschaften betrachtet.

Eine häufige Erscheinung ist auch die Verwechslung des logischen Scharfsinns mit dem Verständnis für seelische Zustände. Die verfeinerte Beobachtung geistiger Vorgänge und Charakterzüge ist in hohem Maße von der Fähigkeit abhängig, richtig zu schließen und scharfsinnig zu urteilen. Um so leichter fand zuweilen auch in der Seelenforschung ein Verfahren Verbreitung, eine Arbeitsmethode, welche dem überwiegend logischen Erschließen und Begreifen der Seelenerlebnisse mehr Raum gewährt als der psychologischen Nachempfindung, Intuition und Phantasiegestaltung. Diese Art zu denken, mag sie noch so wertvolle Berichtigungen und eine Systematisierung alltäglicher psychologischer Urteile mit sich bringen, beruht in ihrer Ausschließlichkeit nicht auf seelischem Einleben und Verständnis.

Da sie aber auf gewisse Seelenbegebnisse allgemeinster Art durch widerspruchslosere Zusammenstellung ihrer Begriffbilder ein helleres Licht wirft, so weckt sie das täuschende Gefühl von psychologischem Verständnis. Dieses beruht aber in Wirklichkeit mehr auf eindrucksvollem Erfassen individueller Vorgänge in ihrer konkreten Anschaulichkeit und ihrem Spiel von kaum bewußten Gefühlsverbindungen, als auf bloß logischem Erschließen aus gegebenen Begriffen. —

Wir sehen an diesem Beispiel, wie leicht ein beobachtungsschwacher, anschauungsleerer, wenn auch wirklicher Scharfsinn, insbesondere, wenn er an den getrockneten Pflanzen altgewohnter Begriffe geübt wird, für wirkliche Menschenkenntnis gehalten werden kann. Selbstverständlich weckt und erhöht das Mitgefühl, welches manche Forscher durch ihre sonstigen Eigenschaften zu wecken wissen, in manch einem eine derartige Täuschung, selbst in künstlerisch und religiös Veranlagten, die bei ihnen Licht und Leitung für den Lebensweg suchen. Sie aber, vom Panzer leerster Allgemeinheiten gegen alle Kämpfe gefeit, dringen niemals ein in das Wachstum und Blühen der Seele und der Gemeinschaft. Alles was sie bieten können, ist die Zwangsjacke ihrer naturlosen Systeme, deren Begriffsnetze die Strahlen des Himmels und die Gestalten des Gemüts wie lästige Moskitos abwehren.

Selbstidealisierung unter Mitwirkung des Mitgefühls

Sogar bei größter Verblendung findet der Hang, erwünschte Eigenschaften sich selbst zuzuschreiben, in manchen hervorstechenden Zügen der eigenen Seele eine fast unüberwindliche Grenze. Gleichwohl kann auch diese, wenigstens vorübergehend, überschritten werden, wenn sich der Mensch in ein anderes Wesen von menschlichem oder abweichendem Typus mitfühlend versenkt. Während einer geistigen Verbindung kann er die miterlebten, in Wirklichkeit oder durch Täuschung vorgefundenen Eigenschaften der anderen als eigene empfinden. Sowohl ein Ersehnen der Vervollkommnung wie Eitelkeit und Ehrgeiz können also zum Antrieb des Mitgefühls und der Liebe werden, von der eine solche Illusion und Krafterhöhung kaum bewußt erhofft wird.

Das Verlangen nach geistiger Entwicklung ist auf die Eigenschaft selbst gerichtet und kann daher unter Umständen durch den Eindruck der Versenkung und des Identitätsgefühls ähnliche Züge auch nachträglich bei sich selbst zur Entfaltung bringen, kann gewissermaßen aus bloßer Illusion eine Wirklichkeit hervorgehen lassen.

Je mehr aber der Identitätswunsch der Eitelkeit und dem Ehrgeiz entspringt, desto mehr ist er darauf aus, durch äußerliche Nachahmung bloß Mittel der Selbsttäuschung und Irreführung anderer zu erwerben.

Ist das Verlangen nach Vervollkommnung von Liebe zur Wahrheit, Echtheit und Aufrichtigkeit beherrscht, so trägt es ein gewisses Korrektiv in sich, die Fähigkeit zeitweiliger Täuschung nicht zur ständigen werden zu lassen. Aber eine reiche und geschulte Selbstkontrolle muß hinzukommen, um wesentliche Abhilfe zu schaffen. Eitelkeit und Ehrgeiz dagegen ziehen einer unangenehmen Selbsterkenntnis Lug und Trug vor. Sie wollen gerne ständig getäuscht sein und erfinden daher viel leichter auch für Andere illusorische Eigenschaften, um sie instinktiv durch Mitgefühl und geistige Teilnahme als eigene anzusehen. —

Wie oft wird Verlangen nach einem Kinde getragen, in der Hoffnung, in ihm erfüllt zu sehen, was man für sich vergeblich erstrebt hat: Glück und Erfolg, Macht und Sieg, Kraft und Begabung.

Kaum hat es die Augen des Bewußtseins geöffnet, und schon trägt ein erfreuter Vater, eine beseligte Mutter in den kleinen Körper, in das

Knospenköpfchen Züge hinein, die allerlei halberloschenen Illusionen über sich selbst entnommen sind. Das Bewußtsein, Fleisch von seinem Fleische, Blut von seinem Blute vor sich zu haben, zudem die wirkliche, vererbte Ähnlichkeit mit Formen und Farben der Eltern, erleichtern sehr das Zustandekommen eines Mitgefühls, welches manch alte Selbsttäuschung wieder aufleben läßt: man sieht im Kinde die Erfüllung und in dem neuen Antlitz die eigenen Züge, aber in der Verklärung, die man fürs Leben gern sich selber beilegen möchte.

Im wechselseitigen Mitgefühl der Gatten und Freunde kommt häufig ein illusorisches Sichfinden in den wirklichen oder vermeintlichen Idealzügen des andern vor, auch wenn es nicht durch Wahlverwandtschaft angeregt und unterstützt wird. Denn selbst bei größter Verschiedenheit der Anlage und des Charakters und trotz steigender Originalentwicklung der Verkehrsglieder wächst durch die Gewalt der Suggestion und Einflußnahme eine gewisse Verähnlichung der Gebärden und des Ausdrucks, des Geschmacks und der Erfahrung. Solcherweise kann auch ein bloßer Schein von geistiger Verwandtschaft entstehen und in der Anregung von Täuschungen des Mitgefühls eine wirkliche ersetzen oder ergänzen.

Wo eine Selbstüberschätzung leicht zu holen ist, haben sogar neidische Menschen, welche alles wirklich Überlegene am liebsten zerpflücken oder zermalmen möchten, manchmal Anwandlungen von bewundernder Teilnahme. Sie verschwenden ihr Mitgefühl an solche, deren Wettbewerb sie nicht befürchten. Willig zollen sie ihnen Verehrung und Liebe, weil sie in ihrem tiefsten Innern von der Geringheit oder Nichtigkeit dieser Bevorzugten überzeugt sind. Die Idealisierung, welche sie ihnen zuteil werden lassen, können sie daher um so leichter auf sich selbst übertragen, ohne auf Hindernisse zu stoßen, welche eine wirkliche Überlegenheit in den Weg setzt. So wird der Eitelkeit Genüge getan, der Neid beschwichtigt und zugleich die Identifizierung mit der halb vermeintlichen, fremden Größe erleichtert.

Die Berühmtheit hat oft solche Quellen. Dies kommt manchmal auch großen und bahnbrechenden Geistern zugute, sofern sie von kleinlichen Menschen und neidischen, beschränkten Machthabern der Kritik aus mißverständlicher, unterschätzender Neigung gelobt und gepriesen werden. Solche bemerken die wirkliche Größe gar nicht. Aber aus einer gewissen dankbaren Freude darüber und aus dem Verlangen, in der

Idealisierung sich selbst zu spiegeln, sind sie bestrebt, in sich und andern eine Täuschung von der Größe des vermeintlich Unbedeutenden zu erzeugen. Es entsteht so ein Bild, das zwar in bezug auf diese Krittler eine Täuschung ist, welches gleichwohl der Wahrheit näher kommt, als wenn sie ihrer törichten Einschätzung freien Lauf gelassen hätten. Ihre Illusion ist also in diesem Fall objektiver als ihre „Wahrheit". Manch einer kann auf diesem Wege sogar zur Erkenntnis der wirklichen Sachlage gelangen. Ist er entsprechend entwicklungsfähig, so verliert er dabei seine Kleinlichkeit und Krittelsucht. Kann er aber von diesen Eigenschaften nicht lassen, so wendet er sich gegen den früher Gepriesenen und jetzt als wirklich groß Erkannten mit allen Waffen des Wortes und der Feder. Seine Eitelkeit ist verletzt, sein Neid erwacht, die Identifizierung gewichen. Seine Enttäuschung ist so groß, daß er sie weder verschmerzen noch verzeihen kann. Es kommt aber vor, daß er klein beigibt, um in den Trümmern des alten Verhältnisses die Illusion von der eigenen Bedeutendheit wenigstens teilweise zu erhalten. Das Selbstgefühl, welches dem Verständnis für wirkliche Schöpferkraft entspringt, kommt ihm dabei zustatten. —

Identifizierendes Mitgefühl und mythologisierende Selbstüberhebung

Die meisten schrecken nicht davor zurück, selbst dort einen Gewinn für ihre Eitelkeit und Selbstüberhebung zu suchen, wo eine selbstvergessene, selbstlose Versenkung sie wesentlich veredeln und von den Grenzen des Alltags erlösen könnte.

Alle Helden der Tat und des Schaffens, alle Heiligen und Götter mußten herhalten, wo es galt, durch Mitgefühl und Liebe, Andacht und Verzückung ehrgeizige Genieempfindungen und eine oft grenzenlose Überschätzung des eigenen Wertes in mannigfachster Weise anzuregen und zu pflegen.

Selbst wahrhaft großen Menschen gelang es nicht immer, sich vor einem Sturz in diesen Abgrund zu bewahren. Denn die Gefühle der Kraft, die ein schöpferisches Wesen erzeugt, können den mitfühlenden Bewunderer nur allzu leicht über die eigene Ohnmacht hinwegtäuschen.

Zweifellos hat ein jeder berühmte Sieger, Künstler und Heilige, ein jeder Religionsstifter und Gott nicht nur seine eigene Art, seine Mitfühlenden durch deren selbstlose Hingebung zu vervollkommnen, er hat auch ohne eigene Verschuldung seine individuelle Weise, eitle und ehrgeizige Menschen zur Selbstüberschätzung zu bringen.

So wurde durch die uralten, primitiven Heilbringer und Geister der Sinn so mancher Abenteurer und Priester auf die Ehre und Macht gelenkt, die durch Zauber erlangt werden können. Und hatte ein solcher ursprünglich keinen rechten Glauben an die eigene Kraft, so vermochte er oft durch die bloße Identifizierung mit einem Heiland oder Geiste das Vertrauen in die eigene Magie bei sich und anderen zu wecken. Dieser Ehrgeiz ist sogar bis auf unsere Zeit gekommen und hat sich nicht nur unter Negern, Ozeanern und Indianern, sondern unter den ziviliserteſten Völkern erhalten. —

Wo die Kriegshelden der Vorzeit und der Sage den Eigendünkel ihrer späten Nacheiferer nährten, da entstand oft eine Nachahmung des äußeren Kampfes, unter Außerachtlassung der vielfach berechtigten Zwecke, welche die Alten zu verteidigen suchten.

So wurde allmählich das Mittel des Kampfes von Vielen zum Zweck erhoben, einem Ideal, von welchem insbesondere die Ritterschaft des Mittelalters während vieler Jahrhunderte beherrscht war.

Sind schon einem Alexander dem Großen die Helden Homers zum Teil verhängnisvoll geworden, so sollte er selbst, wie andere Gestalten der Geschichte, durch Vermittlung phantastischer Romane und Sagen zum Irrlicht so manchen Ritters und Abenteurers werden.

Ebenso wurden Viele durch den Kultus der Götter zur Selbstvergötterung verleitet. Dieser Größenwahn wurde vorzüglich durch den Glauben an eine göttliche Herkunft der Herrscher und das Gottwerden der Heroen und Geopferten gefördert. Hat sich auch diese barbarische Form der alten östlichen Kultur sehr verflüchtigt und setzt sie noch in Gestalt priesterlicher Inkarnation ihr dürftiges Dasein fort, so ist doch ihre Nachwirkung in vielen Arten des neuzeitlichen Hochmuts unverkennbar. Will auch niemand mehr mit Heliogabal ein zweiter Mithras werden, so gibt es noch immer Leute, welche wie der Zeus von Otricoli aussehen möchten oder wenigstens als eine Wiedergeburt Zarathustras sich in Szene setzen.

Allerdings ist die Einbildung viel mehr verbreitet, manche Eigenschaften Gott Vaters, der heiligen Jungfrau oder Christi zu besitzen. Selbst der alte Glaube mancher Mystiker, man könne durch Versenkung Gott werden, erfreut sich keiner geringen Verbreitung. Zur Zeit dürfte die synkretistische Form des religiösen Ehrgeizes, etwa in der Art, wie Râmakrishna ihr huldigte, große Aussichten auf Erfolg haben: eine Identifizierung mit christlichen und indischen Verkörperungen Gottes. —

Die Wirkung der Götter und Heilande kann auch mittelbar einen großen Einfluß auf die Ausbildung von Dünkel und Größenwahn haben. Viele sind ja eher einer Hingabe an Menschen als einer gefühlsstarken Versenkung in überirdische Gestalten fähig. Ihnen vertritt oft die vermeintliche Ähnlichkeit eines Menschen mit Jesus, der Mutter Gottes, den Heiligen diese selbst, und sie suchen nicht selten eine solche Ähnlichkeit durch Nachahmung der verehrten Menschen sich anzueignen. Die Förderung, die sie solcherweise erfahren, kann sie manchmal zur wirklichen Religiosität führen. Leider vermag aber die Identifizierung in Mitgefühl und Liebe auch in diesen Fällen die Eitelkeit und Selbstüberschätzung zu erzeugen.

Der dünkelbildende Einfluß religiöser Verehrung tritt nicht nur während des Bestandes eines Kultes in die Erscheinung, sondern setzt sich auch nach dessen Schwunde durch Mythen, Sagen und Märchen fort. Man kann daher die mannigfachsten Schattierungen der neuzeitlichen Eitelkeit und Selbstüberschätzung bis ins Mittelalter und ins Altertum hinein verfolgen und muß ihre Quelle in graueste Vorzeit verlegen. —

Wenn wir unter den zahllosen Degenereszenzgenies Umschau halten, die in allen Winkeln und Gassen ihr zudringliches Wesen treiben, so gewahren wir in der Art ihrer Einbildung sehr häufig karikierte Züge des Prometheus.

Besehen wir uns die Vermummung aus der Nähe, so zeigen sich dabei auch Merkmale, die auf literarische oder plastische Einflüsse der Neuzeit hinweisen und nicht selten das Antlitz des alten Titanen fast gänzlich unkenntlich machen. Hat er schon im Altertum allerlei Mischungen und Metamorphosen durchmachen müssen, so kamen jetzt noch neuzeitliche Wandlungen und Schichtungen der Rassen und Mythen hinzu. Diese neue Entwicklung ging teilweise aus der individuellen

Phantasie der Dichter und Künstler hervor, zum Teil aus mittelalterlichen Sagen wie „Faust", aber vorzüglich aus dem Mythos von Luzifer und aus gnostischen Nachklängen des Kampfes zwischen Ahriman und Ormuzd, zwischen bösen und guten Geistern. Mit solchen sagenhaften und legendären Elementen verband sich nicht nur die Eigenart englischer, deutscher, slawischer und anderer Dichtungen, sondern die geistige und oft auch die leibliche Physiognomie der Dichter und Künstler, ihre „titanische", „satanische", „olympische" oder „zarathustrische" Art und Weise, um das wiedergeborene Symbol des Prometheus neu zu prägen und die zeitgenössische Eitelkeit und Selbstherrlichkeit zu beeinflussen.

Unterdrückung der Entwicklung aus Mitgefühl

Das Mitgefühl kann aus Dankbarkeit oder Vorsorge den geliebten Menschen überschätzen oder unterschätzen. Es werden dann in den liebevoll Bedachten Eigenschaften eingelegt, die er sich wünscht oder die der Mitfühlende bei ihm sehen möchte. Häufig ersehnt dieser für die Andern Anlagen, Charakterzüge, Lustgefühle und ein Glück, die er selbst als minderwertig einschätzt, aber dem geliebten Menschen in Wirklichkeit oder vermeintlich Freude und Genugtuung gewähren könnten. Aus dem Wunsche des Mitgefühls entsteht dann oft die Erfüllung oder die Täuschung, um so eher, als der Wunsch gewöhnlich den andern suggestiv beeinflußt.

Der so Beeindruckte bildet sich nicht selten die ihm gewünschten Eigenschaften ein oder sucht sie zu erwerben. — Es gibt Menschen, die ihre Kinder mit Absicht zu Aberglauben und geistiger Beschränktheit erziehen, um bei ihnen eine höhere Entwicklung zu hintertreiben. Sie wollen aus Mitleid ihren geliebten Sprößlingen auf diese Weise die Pein und das Sorgenschicksal ersparen, die sie selbst infolge ihrer höheren geistigen Interessen zu erdulden hatten.

Manche unter solchen elterlichen Erziehern zur Minderentwicklung werden dabei auch durch den Klassenkampf, andere durch den spekulativen oder religiösen Pessimismus mitbestimmt. Der eine will seinen Kindern die Kulturstufe vorenthalten, die er für die Ursache des mißlichen Arbeiterschicksals hält, der andere will sie durch Unwissenheit vor Unglauben oder schwer zu erreichenden Zielen bewahren.

Brahminisch, aszetisch, buddhistisch oder schopenhauerisch Beeinflußte sehen oft in der geistigen Entwicklung einen wertlosen Schein und wollen das Leiden, welches sie herbeiführt, durch Erziehung zur wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Wunschlosigkeit und Stumpfheit, wenn nicht von allen, dann wenigstens von den eigenen Kindern fernhalten.

Es ist nur die extreme Folge einer solchen Stimmung, wenn einer aus Mitgefühl mit den Leiden der Menschen Selbstmord predigt oder den Krieg als Befreier von der Qual des Lebens anpreist. —

Es kommt auch vor, daß einer Glück und Eigenschaften, die er den andern wünscht und anzuerziehen bestrebt ist, schließlich aus Mitleid selbst für Vollkommenheiten hält, mochten sie ihm auch ursprünglich minderwertig erschienen sein. Gewiß waren die Ideale der Willenstötung, der Armut, der heroischen Aszese wenigstens bei so barmherzigen Naturen wie Buddha oder Franziskus von Assisi und ihren edelsten Jüngern zum Teil eine Frucht selbsttäuschenden Mitleids. Wie schwer fällt es einem Liebevollen, den völlig Verkrüppelten, Arbeitsunfähigen, aussichtslos Leidenden kein Beispiel der Wunschlosigkeit dergestalt vor Augen zu führen, daß er selbst auf Glück und Schaffen und eigene Vervollkommnung verzichtet?

Ist ihm aber Heiligkeit, Kunst oder Wissenschaft das Höchste, dann vermag er nimmer eine Selbstbescheidung mit Erfolg vorzutäuschen, die er nicht empfindet. Er ist daher manchmal versucht, sein Ideal zu ändern und den einseitigen oder allgemeinen Verzicht auf seine Entwicklung oder sein Glück als Höchstes zu erleben.

Es erscheint mir in der Erinnerung das Bild eines leidgebückten Mütterchens, dessen Hände und Haupt durch die furchtbare Kraft einer Krankheit in unaufhörliche, zitternde Bewegung versetzt werden. Nach entsetzlichen Entbehrungen und Kämpfen war sie in diesen Zustand geraten, der sie um ihren einzigen Trost brachte: das Kraftgefühl tätigen Ringens. Denn seit Jahren verwitwet und fast von allen verlassen, auf sich selbst angewiesen, wurde sie plötzlich von dem Übel befallen, das sie zum völlig hilflosen Kinde machte. Nur ihr jüngster Sohn erbarmte sich ihrer. Selbst in bitterer Fehde mit Not und Elend stehend, sprang er ihr bei, wusch und pflegte sie, und führte ihr den Löffel zum Munde, da sie sich kaum ihrer Glieder bedienen konnte.

Im Garten ihrer Vergangenheit wuchs nicht eine duftende Blume, nicht ein früchtespendender Baum, die er ihr gerne in Erinnerung gebracht hätte, um die Pein des Siechtums und des hoffnungslosen Dahinbrütens einigermaßen zu beschwichtigen. Denn nicht nur hatte sie allerlei Mißgeschick heimgesucht, nicht nur wurde ihr der Mann nach langjähriger Krankheit vom Tode dahingerafft — ihr Leben war allzusehr von Selbstsucht beherrscht, kein Himmelslicht drang in ihre Seele, kein höherer Zweck, kein Ideal heiligte ihre Kämpfe und Kümmernisse. Unerschrocken, großzügig und vorurteilslos, wo es galt, das eigene Glück zu erzwingen, vernachlässigte sie ihre Kinder und ihren kranken Gatten, und es kam ihr nie in den Sinn, ihre ungewöhnliche Kraft in den Dienst der Mitmenschen zu stellen. Jetzt, wo es bereits zu spät war, kam Reue über sie, Gewissensbisse folterten ihr ohnehin geängstigtes, gemartertes und völlig gebrochenes Wesen, welches sich in keine schöne Verheißung einer täuschenden Hoffnung zu flüchten vermochte und keines religiösen Glaubens fähig war. Der Sohn, welcher teilnahmsvolles Verständnis für die fast antike, wenn auch verirrte Großzügigkeit ihres Charakters hatte, trug innige Liebe zu ihr und suchte, von verzweifeltem Mitleid getrieben, die Unglückliche mit den Lehren und dem Leben Buddhas vertraut zu machen. Durch das Ideal der Wunschlosigkeit und das Bild einer Welt des Scheins und Leidens — wollte er ihr erleichtern, die schwere Bürde zu tragen, die völlig Gebeugte ein wenig aufrichten. Aber nur allzubald mußte er bemerken, daß die Schaffenslust, die in ihm selbst lebte und webte, und seine eigene Gewißheit von der Unrichtigkeit der indischen Heilslehre auch in der Mutter keinen Glauben an deren Propheten aufkommen ließen. Da fühlte sich der Mitleidbedrängte mehrmals versucht, der Mutter seine eigene Entwicklung zum Opfer zu bringen, den buddhistischen Geist der Verneinung in seine Seele künstlich einzupflanzen, um durch die gewonnene Aufrichtigkeit und die gleichsam neue Natur seines Empfindens eine größere Überredungskraft zu gewinnen. Wie schnell scheiterten aber auch diese Versuche! Gewaltiger als je flammte seine Liebe zu allen Schöpferkräften des Lebens auf, unendliches Mitleid mit allen Geistern, die der Menschheit dienen, erfaßte ihn und überwand die Einseitigkeit des blind bevorzugenden Mitgefühls.

Förderung der Minderentwicklung aus Mitgefühl

Kommt ein Mensch aus Mitgefühl und Liebe der Eitelkeit seines Kindes oder Freundes, seiner Gattin, seines Zöglings oder irgendeines andern entgegen, um ihnen Freude zu bereiten und die Leiden zu lindern, so kann er leicht in ähnliche Eitelkeit verfallen. Solcherweise verliert er gewöhnlich die letzte Möglichkeit, die Verirrten auf bessere Bahnen zu bringen. Viele Familien, Berufsgruppen, Stände und Völker sind zum Teil aus diesem Grunde zu Gemeinschaften der Eitelkeit, des Ehrgeizes und der Machtgier geworden, weil sich ihre beliebten Autoritäten und Führer, von Mitgefühl hingerissen, zu Unterstützung übertriebener Selbsteinschätzung und beschränkten Dünkels hergegeben hatten. —

Hat es doch Dichter, Prediger, Forscher gegeben, die ihrem bedrängten Volke zuriefen: „Der Ärgste unter euch ist immer noch besser als der Beste unter den fremden Völkern!" Sie wollten durch eine krasse Schmeichelei ihre Mitbürger trösten und stählen und glaubten schließlich selbst an deren erdichtete Sendung. Dadurch fühlten auch sie sich erhoben und verliehen sich selbst die Weihen des Prophetentums oder Messianismus. An diesen Heiligenschein glaubten die Völker und sahen in ihm die Bestätigung der eigenen Auserwähltheit und einen Anlaß mehr zur selbstherrlichen Verachtung der „Fremden".

Wer aus teilnehmender Schwäche die Selbstüberhebung, den Hochmut, den Größenwahn der andern anspornt, gegen den kann sich der Spieß selbst kehren. Es hilft nichts, wenn er dann über Undank klagt, wenn ihn die Geister, die er beschworen, verhöhnen, knechten, würgen! Wehe den Erziehern, den Eltern, Gatten, Freunden, die von solchem Schicksal ereilt, durch vorsichtige, aber kraftvolle und rasche Gegenmaßnahmen das heraufbeschworene Übel nicht zu bannen verstehen. Wo sie hilfreiche Hand leisten und beschirmen wollten, haben sie Gift verabreicht, von dem sie dann selbst trinken müssen. —

Den Predigern des Gruppenhochmuts wird dieser nur allzu oft entgegengeschleudert, machen sie Miene, die vermeintlichen großartigen Eigenschaften ihrer Götzengemeinschaft ernstlich in Anspruch zu nehmen und in Tätigkeit zu versetzen. Wie wird da auf einmal die Erhabenheit der göttlichen Sendung, des Gottwerdens, der Völkererlösung, der

Menschheitsbeglückung von der irregeführten Gruppe fallen gelassen und die alte Haut des Fuchses, des Wolfes oder des Tigers dem überrumpelten Propheten vor Augen geführt. —

Mitgefühl, Ähnlichkeit und idealisierende Verähnlichung

Viele empfinden Mitleid mit Menschen nur, wenn sie ihnen sehr ähnlich sind, mag auch die Ähnlichkeit minderwertige Eigenschaften betreffen. So verdoppeln sie die Liebe und den Hang zum Unedlen, Bösen, Kleinlichen, Häßlichen und steigern die Eitelkeit, die ihnen ermöglicht, auch derartige Züge an sich und andern hochzuhalten. Auf dieser Stufe angelangt, entziehen sie oft ihr Mitgefühl den ihnen Unähnlichen, insbesondere wenn diese sich durch wertvollere, höhere Eigenschaften auszeichnen.

Solchergestalt wird die Selbsterkenntnis getrübt, der Gesichtskreis beengt, die Gefühlsentwicklung gehemmt. Gleicherweise bevorzugen geringere und größere Gemeinschaften sehr häufig schädliche, entwicklungshemmende Eigenschaften anderer Gruppen, sofern nur diese Eigenschaften die Verwandtschaft der Rasse, des Standes, der Kirche traut und deutlich kundtun und nicht allzusehr zu Neid, Furcht und Wettstreit Anlaß geben.

Manchmal vermag gleichwohl nur eine größere Entfernung der Wohngrenzen einem Bruderkampf vorzubeugen, oft aber kann lediglich die Bedrohung seitens feindlicher Fremdgruppen einem solchen Zusammenprall der durch Sympathie für gemeinsame Minderwertigkeiten verbundenen Gemeinschaften steuern.

Auch feinfühlende Menschen von weitem Gesichtskreis ersehnen und lieben eine gewisse Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit Gleichgesinnten. Sie suchen dann aber nur Verständnis für Eigenschaften und Bestrebungen, die im Einklang mit einem verfeinerten Gewissen und mit höheren Idealen stehen. Allerdings bevorzugen sie noch mehr eine Andersartigkeit und Unähnlichkeit, die ausschließlich auf einer, der eigenen überlegenen, höheren Entwicklung und Vervollkommnung der Seele beruht. Aber wenn sie auch keine Ähnlichkeit suchen und zunächst keine erblicken,

können sie gleichwohl, wenigstens nach erwachtem Mitgefühl, wähnen, einen Schein von Verwandtschaft gefunden zu haben, wenn sie nicht durch Enttäuschungen, Erfahrung und ausgebildete Menschenkenntnis dagegen gefeit sind.

Denn abgesehen von sonstigen Täuschungen des Mitgefühls sind sie einem oft verhängnisvollen Trugschluß ausgesetzt, der sich gerne der Teilnahme ritterlicher Naturen beigesellt, wo es sich um Leidtragende und Bedrängte handelt. Gewohnt, Güte, Feingefühl, sublimes Empfinden, künstlerischen, wissenschaftlichen oder religiösen Sinn am meisten zu lieben und ihnen am leichtesten Teilnahme entgegenzubringen, schließen sie nicht selten aus dem bloßen Vorhandensein ihres Mitgefühls mit einem Menschen auf das Vorkommen edler und großer Eigenschaften in dessen Seele, auch wenn ihr solche gar nicht innewohnen. Möge der Schatten eines Toten, hier für einen Augenblick heraufbeschworen, dem Verständnis dieser Verhältnisse dienen.

Es lebten in ihm gewaltige Träume und Gesichte, und die Liebe zur Heiligkeit war sein täglicher Atem. Einen Garten wollte er bauen, ein Land, wo Andacht viele Gemüter beherrschen, wo eine neue Sonne leuchten würde. Aber kein Gott hatte ihm einen Zauberstab in die Hand gegeben, seine Macht zu bekunden und seine Schöpferquellen dem Nachbar vor Augen zu führen. Denn ein Mitleid lebte in ihm, ein Erbarmen, die ihn hinderten, seine Überlegenheit zu zeigen. Da wagten sich Freunde und Blutsverwandte an ihn heran, zausten ihm liebevoll die Haare, nahmen von seinem Eigentum, verleumdeten ihn. Die Andersheit wurde von den einen als Dummheit, von den andern als verborgene Bosheit und gefährliche Verschlagenheit ausgedeutet. Trotzdem sah er in seinen Freunden nur Unterdrückte, von Elend und allerlei Drangsal heimgesuchte Menschen und ließ sich gerne verkennen und ausbeuten. Es war ihm ein Trost, in diesen Unglücklichen und Verkommenen großangelegte Geister zu sehen, Opfer der Armut und des herrschenden Niederganges, denen sich zu entziehen nicht in ihrer Macht gelegen war. Unvermerkt legte sein Mitgefühl ähnliche Leiden und gleiches Sehnen in sie hinein und verlieh ihnen einen Adel, der ihnen als Schild und Waffe diente, den „Freund" desto leichter zu hintergehen und durch niedrigsten Verrat in namenloses Unglück zu stürzen. —

Aber nicht nur sehr ungewöhnliche Geister, auch einfachere, bloß feinfühlige, künstlerisch oder religiös empfindende Menschen sind leicht einem ähnlichen Geschicke ausgesetzt. Ein ritterlich großmütiges, aber allzu idealisierendes Mitgefühl versetzt sie nicht selten in eine Lage, aus der sie an Leib und Seele verkrüppelt, mit stark herabgestimmter Arbeitskraft und zerbrochenen Schwingen hervorgehen. Besonders verbreitet ist der Fall, wo das Mitleid den ersten Antrieb zur Überschätzung gibt, diese zur erotischen Liebe verleitet, wodurch sowohl die Teilnahme wie die Idealisierung erhöht werden.

Das idealisierende Mitgefühl edler, aber unerfahrener Menschen wird von niedrigen Wesen weidlich ausgenutzt und häufig aufgesucht. Hierzu trägt auch die geringe Kenntnis bei, welche edle, religiöse Geister manchmal von der Gemeinheit haben, insonderheit wenn sie nicht durch Beruf, durch Not und Zufall oder durch psychologisches Interesse in diese dunklen Irrgänge Einblick gewinnen konnten. —

Bei vielen besteht die Neigung, auch das Mitleid selbstsüchtig zu erleben.

Wie das eigene Spiegelbild im Wasser, kann auch das Ebenbild, das im Mitmenschen gesehen wird, als eine Art Ich empfunden werden, welchem man mehr Vertrauen und mehr Bevorzugung entgegenbringt als Dritten, Fernen, Unbeteiligten. In solchen Fällen verlegt gewöhnlich der Mitfühlende stärker seine eigene Erlebnisweise in den andern als dessen Seelenart in sich selbst.

Oft gibt er dann den Bemitleideten recht, den Urhebern ihres Leidens unrecht, mögen diese noch so unschuldig sein. Der Bevorzugte ist dann meist auch besser, edler als die „Ungerechten", da er ja nur eine Vermummung des eigenen lieben Ich bildet. Das selbstsüchtige Mitgefühl fördert und steigert demzufolge die Schwächen der Bevorzugten und teilt sich überdies durch seine suggestive Zudringlichkeit diesen und andern mit. Zahllose Menschen, die eines liebevollen Mitgefühls nicht fähig sind, scheinen in Liebe zu überströmen, wo es ihnen um das Wohl und Schicksal ihrer Kinder zu tun ist. Dies rührt zum Teil daher, daß sie sich ungleich deutlicher und leichter in eigenem Fleisch und Blut spiegeln als in Fremden oder Unbekannten. Häufig, wenn auch seltener, erstreckt sich die selbstsüchtige Teilnahme auf andere Blutsverwandte, auf Angehörige desselben Volkes, derselben Rasse oder Religionsgemeinschaft.

Auch die Freundschaft ist vielen nur ein Mittel, die Selbstsucht zu erweitern. —

Aber auch ein liebevolles Mitleid kann zur Ungerechtigkeit, zur Überschätzung der Mitgefühlerregenden auf Kosten der Urheber ihres Wehs verleiten. Kummer und Leid werden so überaus häufig von Rohlingen und Egoisten aus Selbstsucht, Haß, Rache oder Grausamkeit beigebracht, daß es schwer fällt, beim Anblick eines sorgenvollen Antlitzes, einer gedrückten Stimmung, einer rollenden Träne nicht zu argwöhnen, Rücksichtslosigkeit sei der Anstifter und Vollbringer dieses Elends. Es wird hierbei nur allzu leicht vergessen und außer acht gelassen, daß Wohltäter, Ärzte, Erzieher, Eltern so oft genötigt sind, einen schmerzlichen Eingriff vorzunehmen, um zu heilen oder vorzubeugen. —

Der Verähnlichungsvorgang des Mitgefühls und der Liebe kann durch Einlegung gleicher Empfindungen zur Annahme einer *Gegenseitigkeit* veranlassen, *die gar nicht besteht*. Dies erschwert liebevollen Menschen eine genauere Feststellung der Gefühlsgrenzen andrer, die sich zeitweilig oder ständig ihrer Teilnahme erfreuen dürfen. Die Kälte und Gleichgültigkeit werden dann als stille, bescheidene Ausdrucksweisen eines tiefen Gemüts empfunden, Haß und Rache als vorübergehende Wallung gerechter Empörung angesehen. Ist die Verblendung so weit gediehen, dann ist der wichtigste Vorstoß zur Entschuldigung oder Verherrlichung auch der andern niedrigen Eigenschaften gemacht und deren Nachahmung Vorschub geleistet. Diese Täuschung wird zumeist durch eine Art *Mimikry des Mitgefühls* gefördert, deren sich gefühlsbare Philanthropen, Diplomaten, Dichter, Künstler und Priester wissentlich oder kaum bewußt bedienen, um ihre selbstsüchtigen Zwecke sicherer und leichter verfolgen, ihrem persönlichen, nationalen oder konfessionellen Ehrgeiz frönen zu können. Zu diesem Behufe nehmen sie allerlei Gebärden des Mitleids und der warmen Teilnahme an und vollbringen manchmal Handlungen, die auch aus Liebe geschehen könnten.

Nicht nur im derberen Kampfe des Lebens, auch in den stillen Gebieten der Kunst und der Dichtung läßt sich leicht eine solche Vorspiegelung des Gefühls feststellen, der nur allzu oft Menschen zum Opfer fallen, die geneigt sind, ihre eigene Empfindungsweise in andre, mithin auch in Gestalten der Kunst einzulegen. So sehen sie oft in unbeseelten Mönchen und Nonnen, in leeren Göttern, in rohen Haudegen und

andern Scheinleben der Plastik wirkliche Güte, Begeisterung oder Heiligkeit, wenn nur einige allgemeinere Züge solcher Charakterarten äußerlich zur Darstellung gelangt sind. Fast mechanisch verdrehte Augen werden dann als Verzückung, rein formal gefaltete Hände und gebogene Knie als Andacht, bloß heftige Bewegungen als Intensität und Schwung, die Ruhe eines sieghaften Hochmuts als Sicherheit des edlen und vornehmen Kampfes gedeutet. Wurden solcherart die Werke selbst geadelt, dann wird gewöhnlich aus diesen auf die Eigenschaften des Künstlers geschlossen; ihm selbst werden Güte oder Heiligkeit, Begeisterung oder Vornehmheit zugeschrieben, deren er niemals fähig war. —

Mitgefühl mit Mängeln der wirklich oder scheinbar großen Menschen

Mit der Intensität wächst die Neigung des Mitgefühls, sich von Zuständen, auf die es im Augenblick gerichtet ist, auf vergangene und künftige auszudehnen. Gleicherweise strebt es, von Einzelerlebnissen auf ständige Eigenschaften und Charakterzüge der Gegenwart und der andern Entwicklungsphasen des bemitleideten bzw. geliebten Geistes oder Gemeinwesens überzugehen.

Trifft diese Ausbreitungsarbeit auf Zustände oder Eigenschaften, die Wünschen und Neigungen des Mitfühlenden nicht allzusehr widerstreiten, dann kann sie sich sogar auf minderwertige Züge erstrecken.

Es kommen ihr dabei gewöhnlich allerlei Selbsttäuschungen und Idealisierungen des Mitgefühls zugute, wodurch das Minderwertige als etwas Erwünschtes oder als edler, schöner, schöpferischer Zug erscheint. Kommt zunächst eine solche Überschätzung nicht zustande, dann kann oft das kaumbewußte Streben nach Ausdehnung des Mitgefühlsbereiches allein die Aufmerksamkeit vom Unerwünschten bzw. vom Minderwertigen so stark ablenken, daß es kaum oder gar nicht zu Bewußtsein gelangt. Hierdurch werden natürlich Überschätzungen und Idealisierungen Tür und Tor geöffnet, die nachträglich einsetzen und das Mitgefühl in ihre Bahnen leiten.

Diese Vorgänge werden durch das andere instinktive Streben des Mitgefühls unterstützt, welches darauf ausgeht, die Lust der Mit-

freude und des Mitleids nicht durch die Unlust des ästhetischen, ethischen, religiösen Mißfallens oder der Gegengefühle beeinträchtigen zu lassen. —

Werfen wir einen Blick auf das unabsehbare Gebiet der angeborenen seelischen Mängel, so gewahren wir an ihnen Züge und Merkmale, die eine Verwandtschaft mit erworbenen Eigenschaften aufweisen und so oft über die unüberbrückbare Kluft hinwegtäuschen, welche beide Lebensgruppen in der Art ihrer Gestaltung und ihrer Wirksamkeit für immer voneinander scheidet.

Die schon in Defekten der Anlage vorgezeichneten, unvermeidlichen Dispositionen der „Einseitigkeit", „Enge", „Dummheit", „Phantasielosigkeit" und „Gefühlskälte" tragen in ihrem Antlitz Züge, mit denen sowohl im täglichen Leben wie in Kunst und Wissenschaft Eigenschaften verwechselt werden, die nur äußeren Umständen, dem Mangel an Kulturgütern, der Not des Berufes und Standes oder einer geistigen Trägheit, einer Ungeübtheit entspringen.

Ein Handwerker oder Bauer, die weder Zeit noch sonst eine Möglichkeit haben, sich Kenntnisse zu verschaffen, welche außerhalb ihres Berufes liegen, ihre künstlerischen und wissenschaftlichen Fähigkeiten zu entfalten, bilden sich, selbst bei bester Geistesanlage, meist falsche Bilder und Urteile über Menschen und deren Schöpfungen, über Rassen, Völker, Religionen und offenbaren vielfach einen mangelhaften Geschmack und eine unwissenschaftliche, oft unlogische Denkweise.

Ähnlich liegen die Verhältnisse auch auf intellektuelleren Berufsgebieten. Ärzte, Richter, Diplomaten, selbst Dichter, Bildhauer, Maler und Musiker sind oft so sehr durch ihre spezielle Arbeit in Anspruch genommen und überbürdet, daß sie weder Zeit noch Neigung haben, ihre Anlagen harmonisch vielseitig auszubilden. Infolgedessen wird ihre Denkweise und selbst der Geschmack auf den von ihnen vernachlässigten Erfahrungsfeldern oft rückständig, irrig, leer.

Vergleicht man aber damit die Denkunfähigkeit, den Stumpfsinn, die mangelhafte Beobachtung der Menschen, die selbst unter günstigen äußeren Umständen keine wesentlich höheren Fähigkeiten erwerben könnten — so fällt es nicht allzu schwer, zu bemerken, daß diese angeborene Begrenzung keine Ausnahme von ihrer Regel zuläßt, während die durch äußere Umstände oder durch vorübergehende Trägheit verursachte Rückständigkeit gelegentliche Strömungen und Ausbrüche von Eigenart und

Intuition aufweist, die auf Entwicklungsfähigkeit und Zusammenhang mit den lebendiger erhaltenen und gepflegten Begabungen deutet. Selbst die Fehler und Verirrungen eines eigenartig und schöpferisch Veranlagten offenbaren dem geübten Auge Art und Weise der Begabung. Sie sind mit ganz anderen Ideenassoziationen, anderen Anschauungen, Denkprozessen, Phantasien, Gewissensregungen, religiösen Erlebnissen verbunden, als die steriler, stumpf oder roh veranlagter Individuen. —

Das Mitleid mit den seelischen Mängeln begabter Menschen kann demnach den Geist des Teilnehmenden bereichern und vergeistigen, indem es in ihn die Nachbilder eigenartiger, schöpferischer Vorgänge einführt, von denen selbst das unentwickelte, mißratene oder minderwertige Verhalten der Ausnahmen durchwirkt ist. Um so mehr muß aber der Mitfühlende in solchen und ähnlichen Fällen Gefahr laufen, durch die heiligen Strahlen, von denen die bemitleideten Einseitigkeiten, Engen, Verirrungen umleuchtet und umwoben werden, auch an diesen Eigenschaften selbst Gefallen zu finden und ihnen statt des Mitleids sogar Mitfreude und Bewunderung entgegenzubringen.

Es gehört schon eine große Reife der Erfahrung, des Urteils, des Gewissens, des künstlerischen und religiösen Sinnes dazu, sich durch Mitgefühl mit bedeutenden Eigenschaften eines Menschen nicht zu seinen Schwächen verleiten zu lassen. Wie viel mehr Widerstandskraft erfordert erst eine große und oft wiederkehrende Mitleidversenkung in diese selbst. Wird doch dabei die Aufmerksamkeit von den negativen Momenten unmittelbar gefesselt, ohne zu den geistigsten, vollendetsten in aufklärenden Gegensatz zu geraten und mit ihnen einen ungleichen Wettstreit ausfechten zu müssen. —

Ein ungefestigter Mensch kann da leicht in Zweifel kommen, ob diese Mängel nicht Vorzüge seien, unzugänglich seinem eigenen Verständnis und dem blöden Blick der Menge. Seine Überzeugung beginnt zu weichen, das Gewissen zu schwanken. Es bedarf dann der ganzen Kraft eines großen geistigen Gegengewichtes, daß er nicht der Überlegenheitssuggestion erliege. — Sogar die Beichte eines Mannes wie des heiligen Augustinus hat nicht selten so gewirkt, wieviel mehr die selbstgefälligen Bekenntnisse weniger tiefer Seelen oder gar Werke der auf ihre Sünden eitlen, Schmutz und Roheit vergötternden Talente. Diese verfügen zwar nicht über eine Größe oder Heiligkeit, die fähig wären, sehr reli-

giöse und edel gereifte Naturen hinzureißen, vermögen aber oberflächlicheren, unreiferen Menschen desto leichter allerlei Überlegenheiten vorzutäuschen. In jungen Jahren, wo niemand vor größten Täuschungen der Menschenwertung gefeit ist, können auch groß angelegte Geister von den Fähigkeiten und Gaben Unreligiöser oder moralisch Minderwertiger geblendet und irregeführt werden.

Eine der häufigsten Erscheinungen ist das Mitgefühl mit der idealisierten Selbstsucht und Gehässigkeit. Leider neigen dazu nicht selten sogar die Sensibelsten und Empfänglichsten. Aus Liebe zur „Güte", „Befähigung", „Vollkommenheit", „Schaffenskraft", „Genialität" werden besonders von jungen, aber sehr oft auch von älteren Menschen allerlei selbstsüchtige, selbst schmutzige Eigenschaften, die man sonst als minderwertig oder niedrig erlebt, zunächst an den Idealisierten entschuldigt, geduldet, zu erlaubten Überlegenheitsmerkmalen umgewertet, und schließlich durch die suggestive Kraft des Mitgefühls in die eigene Lebensweise eingeführt.

So haben machtlüsterne, rücksichtslose „Helden", „Dichter", „Nationalökonomen", „Politiker", „Philosophen" durch ihre sehr populären, sensationellen Gaben groß und klein zu imponieren verstanden. Durch die feuerwerkartige Form ihres Auftretens über ihren Mangel an Gefühl und Seelenreichtum hinwegtäuschend, rissen sie zahllose Menschen zur Begeisterung für sich, ihre schlechte Sache und ihre rohen Eigenschaften hin.

Nicht selten waren es die Besten, die wahren Führer der Völker, die, von diesem Taumel ergriffen, wenigstens in ihrer Jugend zu Nachahmern der Sensationshelden wurden und erst in reifern Jahren das Joch dieser Fremdherrschaft abzuschütteln vermochten. — So wurde für Korsaren und Mörder, für Räuber und Abenteurer in Dichtung und Leben geschwärmt, Pose und genialische Nichtigkeit bewundert, sexuelle Schmutzigkeit in Kunst und Verkehr als Würze eingeführt, Eigensucht, Haß, Amoralismus, Idealloſigkeit, Irreligiosität erstrebt und gepredigt. —

Das empfängliche Kind mit dem staunenden Auge, überall Wunder schauend, die Erwachsenen als Götter betrachtend, neigt zu Mitgefühl und Teilnahme, selbst für Absichten und Handlungen, die seiner Anlage völlig fremd sind.

Durch solche Rinnen und Ströme gelangen in die Seele des Menschen Einflüsse, die, je nach Kraft oder Schwäche, sich im Laufe der Zeit wenigstens teilweise verflüchtigen oder zur verhängnisvoll hypnotischen Zwiespältigkeit des Strebens und Gewissens anwachsen.

Auch Jüngling und Jungfrau, sich selbst nicht kennend, nach eigenen Wegen suchend, von Andersheit und Neuheit geblendet, werden leicht von Bewunderung zu Menschen erfaßt, deren Neigung und Vorliebe ganz unverwandten Bahnen zustrebt, die Bewunderer durch Mitgefühl und Teilnahme zu einer Lebensweise verleitend, welche die Keime der Selbstzerstörung und der geistigen Verkümmerung in sich trägt.

Die größten Gefahren für die idealdurstige Seele birgt das Mitgefühl mit Empfindungen, die den Schein der Selbsterziehung zur Geistigkeit und Religiosität haben, in Wirklichkeit aber auf eitle Beschäftigung mit dem lieben Ich und auf selbstgefällige Genußsucht hinauslaufen.

Nur allzuoft werden ja unter dem Deckmantel des Idealismus Dichtungen geschlürft, Bilder und Skulpturen ausgenossen, Gesang und Musik als weiches Daunenlager unter müßige Träume gebreitet. Selbst das hehre Antlitz der Andacht wird als Reizmittel ästhetisierenden Genusses und gewohnten Behagens mißbraucht.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn kindliche und geistig rege Naturen, die arge Vermummung nicht ahnend, nicht selten den Leiden und Freuden geistiger Genußsucht ihre tiefste Teilnahme schenken, statt in einen heiligen Tempel in das behagliche Heim der Selbstliebe geraten. So wird ihnen wahrhaftig nicht ein Leben ernsten Kampfes und emsiger Selbsterziehung zu Teil. Nur Rhythmen und Farben, nur Düfte und Töne berühren die zarte Haut ihres Geistes, losgelöst vom reichen Zusammenhang mit dem innersten Gefühl und der Gemeinschaft des Himmels und der Erde. —

Kann ein allzulanges, eindrucksvolles Mitleidsverweilen bei Mängeln oder minderwertigen Eigenschaften feinfühliger, geistiger oder sogar bedeutender und schöpferischer Menschen zur Nachahmung ihrer Schwächen verleiten, so ist diese Gefahr ebenso groß, wenn das Erbarmen und die mitleidsvolle Hilfsbereitschaft auf fehlerhafte Anlagen und niedrige Neigungen Unbedeutender oder völlig Lasterhafter gerichtet wird.

Ist diese Gefahr mangels wirklich geistiger oder bedeutender Züge für erfahrene, reifere, edlere und gefestigte Charaktere geringer, so vermag sie

um so größeres Unheil bei Unerfahrenen, Unreifen oder Jugendlichen zu stiften. Denn auch ohne die hinreißende Gewalt der Idealisierung kann schon die bloße Anähnlichungstendenz des Mitgefühls zur größeren Nachahmung veranlassen und die Verlockung steigern. Eine Idealisierung ist aber in diesen Fällen durchaus nicht ausgeschlossen. Sie tritt vielmehr sehr häufig und zumeist in unreif leidenschaftlichen Gestalten auf. Da diesem Idealisierten bedeutende Züge abgehen, so vermag er nicht wie edlere und ungewöhnlichere Naturen selbst ein heilsames Gegengewicht durch absichtliche oder unwillkürliche Beeinflussung zu bieten.

Mitfühlende Versenkung in fremde Minderwertigkeit des Verstandes, des Kunstsinnes oder des Charakters

Schon eine einmalige Versenkung des Mitgefühls in die fremde Beschränktheit des Verstandes und des Kunstsinnes kann das eigene Niveau wenigstens zeitweise drücken. Um so gefährlicher für die Selbstentwicklung ist also ein häufiges oder gar ständiges Sicheinleben in eine minderentwickelte Art des Denkens, Anschauens und Fühlens, sofern nicht durch ein wirksames Gegengewicht ein ständiges Rückschnellen auf die frühere oder eine noch höhere Stufe gewährt wird. Häufige Versenkung in Heiligkeit, Schöpferkraft oder Gottheit bildet die zaubermächtigste Heilquelle solcher Erneuerungsprozesse.

Lebt man sich in ein entwicklungsfähiges, aber noch nicht gereiftes Wesen mitfühlend ein, so können die Bilder von seiner voraussichtlichen, mutmaßlichen Vervollkommnung eine erreichte Reife teilweise ersetzen und die hemmende Kraft des vorläufigen Keimzustandes wesentlich mildern. — Die Erziehung eines begabteren Kindes, einer primitiven Rasse, eines durch physische Arbeit zeitweilig überbürdeten Standes weisen ähnliche Erscheinungen auf.

Die Hemmung und der Seelendruck, die von ihr ausgehen, können auch durch die Neuheit und den Reichtum der Erfahrung, durch das Vorbild großer Führer auf denselben oder anderen Gebieten, durch Bezugsetzen der Erziehungsarbeit und der Entwicklung der Zöglinge zu irdisch schöpferischen und zu göttlichen Gewalten größtenteils behoben und zur Vorstufe eines geistigen Aufstiegs werden. —

Verhängnisvoller als die Versenkung in Begrenzungen des Denkens und des künstlerischen Verständnisses kann oft das Miterleben moralischer Mängel und der Verirrungen des Gefühls sowohl den Mitfühlenden wie die mit solcher Teilnahme Beschenkten beeinflussen.

Dieses vermag unter Umständen das ursprünglich Verworfene und Verabscheute durch allmähliche Abstumpfung und Gewöhnung in einem neuen, anziehenderen Lichte erscheinen zu lassen und schließlich zur Nachahmung zu verleiten. Ist einmal die mitfühlende Neigung zur niedrigen Anlage und Disposition entstanden, so braucht es nur eines kleinen Schrittes, eines einmaligen Eindrucks, einer schnellen Anpassung, um in den Abgrund selbst zu springen, Liebe zu den niedrigen Handlungen zu gewinnen und sich der Ausführung ähnlicher hinzugeben.

Mitleid mit Bedauern, Trauer, Verzweiflung über das Mißlingen einer selbstsüchtigen oder gehässigen Handlung muß den Bemitleideten in der Niedrigkeit und Roheit seiner Gesinnung befestigen, sofern er das Mitgefühl vom Antlitz abliest oder Zuspruch und Trostworte abnimmt.

Andererseits weckt dergleichen Mitleid ein gewisses, oft kaum bewußtes Einverständnis mit der seelenschädigenden Handlungsweise, wodurch die moralische, ästhetische und religiöse Sensibilität des Nachsichtigen herabgemindert, dessen Empfänglichkeit für den schlechten Einfluß und die verleitenden Einflüsterungen des Nachahmungsantriebs erhöht wird. Insbesondere sind es Verirrungen, die einen Schein von Berechtigung haben, welche nicht selten auch die Teilnahme feinfühliger Menschen in ihre Garne locken. Das Mitleid stumpferer Naturen weicht selbst vor dem ihre Mißbilligung weckenden Bild roherer Vergehen nicht zurück, wo es von tierischen oder selbstsüchtigen Instinkten der Verwandtschaft, Genossenschaft, Gemeinschaft unterstützt wird.

Sogar wenn der Mitfühlende weiß, wes Geistes Kind er vor sich hat, welch verwerflichen Empfindungen er seine Teilnahme schenkt, übergeht ein Tropfen des Giftes auch in seine eigene Seele.

Ähnlich verhält es sich mit der Mitfreude. Schenkt sie sich in Ausdruck und Wort der Freude über begangene oder geplante Verbrechen und Frevel, so begünstigt sie deren Einwurzelung und Verbreitung und bildet einen Ansporn zur eigenen Nachahmung.

Diese gefährliche Art von Mitgefühl kommt nicht nur bei niedrig Gesinnten vor. Ebenso häufig taucht sie bei der großen Schar gutmütiger,

aber beschränkter, oder infolge von Unerfahrung, Unbildung, Unreife irregeleiteter Menschen auf, die nicht wissen, wohin sie ihre expansiven Empfindungen abströmen lassen sollen. Aber auch Kinder und Unreife, die noch nicht zwischen „Gut" und „Böse" genau unterscheiden gelernt haben, geben sich leicht solchen Irrungen hin, wenn sie, von einer rohen Umwelt umgeben, nur wenig Gelegenheit haben, ihr Mitgefühl edler zu betätigen. —

Mitgefühl als Antrieb zu Rache und Rohhandlung

Gleichwie die Pflanze, je nach Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie wächst, verschieden gedeiht, so geht das Mitgefühl in einem durchgeistigten, gefühlsreichen Gemüt nur in Ästen und Zweigen, Blüten und Früchten der Liebe auf, führt dagegen in einer kalten und nüchternen Seele ein kümmerliches Dasein und treibt zuweilen Blüten der Selbstsucht und des Hasses. Ja, ein roher Mensch nimmt das Mitleid zum Anlaß, das Gebiet seiner persönlichen Rachegelüste zu erweitern, er sucht es nicht selten auf, um Vorwand und Antrieb für ein Leben blutiger Abenteuer und der von der Menge gebilligten Vergeltung zu gewinnen. Wo es gilt, Händel zu stiften, ein Bein zu stellen, ins Elend zu stürzen, das Edle zu schänden, einen Krieg zu entfachen, bald ist er da, um mit dem Fünkchen seines Empfindens ein Feuerlein des Mitgefühls für die Streitlustigen seines Schlages zu entfachen. Ihm ist das Mitleid eine Kraft, die Trunkenheit und den Taumel seines Vernichtungsrausches zu erhöhen, die Grausamkeit gegen die Verfolgten zu erleichtern und zu rechtfertigen. —

Es kommt leider häufig vor, daß Mitleid durch ein Übermaß an Schmerz auch gutmütige, aber willensschwache oder allzu reizbare Nervenbündel zuweilen zu Ausbrüchen von Haß und Rache hinreißen kann. Zumeist sind es Mütter, Väter, Geschwister, Gatten, mithin die Träger eines animalisch gefärbten Triebverhältnisses, welche einem solchen Geschick verfallen. Die Beleidigung oder Schädigung eines Blutsverwandten, einer Ehefrau oder eines Gatten können leicht und tief die tierischen Kampfinstinkte aufwühlen und das „Mitleid mit den Seinigen" auf die Stufe einer blind animalischen Anhänglichkeit herab-

drücken. So wird der Boden für ein rachsüchtiges Mitleid vorbereitet, ein Gefühl, welches, je nach der Kraft des Eindruckes und der Schwäche des sittlichen Abwehrvermögens, nur vorübergehend emporlodert oder zu dauernder Leidenschaft ausartet. Sofern der Patriotismus Züge einer rassenhaften und stammesartigen Blutsverwandtschaft trägt, kann er auf ähnliche Bahnen geraten. Was ihm dabei an Intimität und Enge der tierischen „Zusammengehörigkeit" abgeht, ersetzt er durch die breite Schulter der Masse, die ihm ihre Stütze gewährt und ihre rohe Bewegung verleiht.

Das Übermaß an Mitleid kann manchmal zur Bürde, die man selbst zu tragen hat, ein so schweres Kreuz des fremden Wehs hinzufügen, daß es unter Umständen eines großen Hilfsvermögens, eines starken Willens oder einer schier unerschöpflichen Gefühlsfähigkeit bedarf, die Last eines solchen Erbarmens nicht abschütteln zu wollen. Schwächere Charaktere können schon durch eine einzige übergroße Mitleidserschütterung so stark verletzt werden, daß sie für immer gleichsam ihre Fühler einziehen, um im Schneckengehäuse einer passiven Selbstsucht den Rest ihrer Lebensfähigkeit zu bergen. Ist durch eine solche Einschränkung des Gefühls und Verringerung des Gesichtskreises der Wille erstarkt, der Lebensdurst neuerdings erwacht, so kann ihr Eigennutz tätig und sogar angriffslustig werden.

Aus Mitleid entstehen also nicht immer Liebe und Barmherzigkeit. Es kann leider nur allzuoft zu allerlei Versuchen drängen, das eigene Augenmerk von den Mitleiderregern abzulenken, und, wo es nicht anders geht, selbst vor deren Entfernung, Beseitigung oder Vernichtung nicht zurückschrecken.

Das Mitleid kann also gleich dem Haß nach Waffen der List, der Tücke und des Mordes greifen, wenn es gilt, sich einer unerträglichen Last zu entledigen.

Zum Glück kommen die äußersten Fälle nur selten vor; gewöhnlich hat es bei zeitweiliger Abstumpfung infolge der Ermüdung sein Bewenden. Häufig sucht der Mitfühlende sich vorzutäuschen, daß die Urheber des Mitleids dieses nicht verdienen, oder daß sie weder sehr bedroht noch stark geschädigt seien. Nicht selten gelingt es auch, die Gewalt des Schmerzes auf diese autosuggestive Weise herabzumindern. Aber dieses Mittel hinterläßt wenigstens ein kaum bewußtes Ahnen

der begangenen Ungerechtigkeit oder Verleumdung. Zu häufig angewandt, kann es sogar eine Abstumpfung des Gewissens und Erkaltung des Gefühls herbeiführen.

In Zeiten und Ländern, wo das Mitgefühl bewundert und verwöhnt wird, können sich Eitle und Ehrgeizige, Berechnende und Lohndurstige an dem bißchen Mitleid in die Höhe arbeiten. Auch aufrichtig empfunden, wird es leicht zu einer Leiter, auf der zu Ehrungen und Ämtern, zu Auszeichnung und Glück emporgeklommen wird. Gebrechlich und morsch genug ist ein solches Gefühl, und seine Wahrhaftigkeit hält nicht lange vor.

Wie viele werden schon in der Kindheit durch Ausmalung der sozialen Vorteile, die das Mitleid auf Erden bringt und durch den Köder eines himmlischen Lohnes um die reine Uneigennützigkeit und Urwüchsigkeit ihres Erbarmens gebracht. Die Handlungen und Werke, die daraus entspringen, gleichen bestenfalls geschickten Erzeugnissen solcher Künstler, die mehr aus Ehrgeiz oder in Erwartung eines erwünschten Lohnes, als infolge eines künstlerischen Antriebes ihrem Schaffen nachgehen. —

Nivelliertes und differenziertes Mitgefühl der Künstler

Verliert man sich allzu gefühlsstark und allzuoft in minderwertigen Wesen, so läuft man Gefahr, mehr von deren unerwünschten Eigenschaften in sich aufzunehmen, als es einem lieb wäre.

Da hilft es nichts, nur die wenigen und bescheidenen, aber immerhin edlen Blüten im Dunge solcher Seelen zu suchen und zu pflücken. Stets wird dabei allerlei giftiges Unkraut mitgerissen, dessen Wurzeln mit denen der bevorzugten Pflänzchen aufs engste verflochten und zusammengewachsen sind. Nicht nur Denkweise und Gemüt können hier zu Schaden kommen. Die Gewohnheit, dem geistig Häßlichen übermäßig ins Auge zu schauen, weckt leicht eine Neigung, auch die Einbildungskraft in den schmutzigen Gassen des Alltags sich ergehen zu lassen. Wird dem nicht durch die Gewalt des Absehens und Idealisierens, durch das Gegengewicht einer religiösen und geistigen inneren Gestaltungsarbeit gesteuert, so entsteht daraus leichtlich ein so überwucherndes ästhetisches Wohlgefallen an unbedeutenden oder gar minderwertigen Zuständen, Wesen,

Antlitzen und Ausdrucksweisen, daß der sittlichen und künstlerischen Freude am Seelenadel, an Schwung und Begeisterung, Schaffenskraft und Andacht kaum ein Winkelchen gelassen wird.

Diese Drachensaat geht nicht nur im täglichen Verkehr auf, indem sie zur Bevorzugung der Minderentwickelten, zur Benachteiligung der Geistigeren, Selteneren, Begabteren führt, wo Besitz und Freiheit, Macht und Liebe verteilt werden. Sie verdrängt auch in Kunst und Mythe, in Wissenschaft und Religion den Sinn für die höchsten Werte des Lebens und die herrlichsten Züge der Heiligkeit, um mit zahllosen Bildern des Schmutzes und der Gemeinheit den Büchermarkt und die Museen zu übervölkern.

Selbst große Dichter und Künstler trugen keine Sorge um die künstlerische Erziehung ihres Mitgefühls behufs Erhöhung und Vervollkommnung der Gestaltungskraft. So ahnten sie nicht, daß ein Gewissen, welches auf Gleichmachung der Gefühlsintensitäten gerichtet ist, der Phantasie und dem künstlerischen und religiösen Triebe differenzierenden Wertens mächtig Eintrag tut. Wieviel weniger achteten darauf diejenigen, deren religiöse Gleichgültigkeit und geringer Schönheitssinn von vornherein zur Eintönigkeit der Eindrücke neigten!

Sofern aber Alle durch die gewaltige Kraft primitiverer Instinkte, durch Geschlechtstrieb, Familiengeist, Verwandtschaft der Rasse, Volksgemeinschaft zur wählenden Unterscheidung gedrängt wurden, bevorzugten sie zumeist das Minderwertige auf Kosten des Höheren und Höchsten.

Ihr Sinn war eben allzuwenig oder gar nicht auf eine Ausbildung des Mitgefühls abgestellt, eine Vervollkommnung, die ihm Arme gäbe, das Geistigere liebevoller zu umfassen als das Stumpfere oder scheinbar Edle. Sie gaben ihm selten die Flügel, sich in den Himmel großer und heiliger Schöpfer höher und beseligter emporzuschwingen.

Mitgefühl und das neue Gewissen

Es gibt ein Mitgefühl, welches, einem Talglicht gleich, nur einem einzigen Menschen oder höchstens einer Familie, von einer Stube umfaßt, zu dienen vermag.

Dieses führt fast unausweichlich zu Selbstsucht, Haß oder Rache, weil es notgedrungen Partei ergreift, sich stets zum blind Bevorzugten schlägt, demnach keinen Anlaß hat, auch auf andere Rücksicht zu nehmen, und keine Möglichkeit, die eigene Gefühlsweise zu verfeinern. Schon größer wird das Licht, wenn die Kerzen vervielfacht werden. Wenigstens haben dann mehrere oder viele Familien einen dürftigen Anteil daran. Jedoch wesentlich ist dieser Unterschied nicht; denn es bedarf schon eines Mondes, daß ein ganzes Volk oder gar eine ganze Rasse erhellt werde. Aber selbst die reichen Strahlen dieses kalten Gestirns belassen viele im Dunkel und erfreuen niemand mit wirklicher Wärme. Nur ein Mitgefühl, welches der Sonne gleicht, ein Mitgefühl, welches über allen leuchtet und groß wie klein seine Wärme zu schenken strebt, vermag die Seele vor eigener Selbstsucht und Haßentfaltung zu bewahren. Erst dann können die rohen Triebe der subjektiven blinden Bevorzugung einer geringeren oder umfassenderen Teilgemeinschaft im Zaume gehalten werden und einer wirklichen, lebendigen Menschheitsliebe weichen. Denn auch diese kann ohne Mitgefühl für alle, ohne allgemeine Menschenliebe nicht gedeihen. Was ist denn die prunkende Menschheitsliebe der christlich scholastischen Prediger und der alles gleichmachenden Demagogen anderes, als eine blutleere, bleichwangige, kalte Abstraktion?

Trachten die einen nach Erdrosselung der abstufenden und unterschiedlichen Zuwendung der Liebesintensitäten, so erstreben die andern entweder dasselbe oder eine blinde Standesbevorzugung. In beiden Fällen wird die allgemeine Menschenliebe, mit ihr die Menschheitsliebe getötet. Denn beide werden nur dann ein lebendiges, gefühlsstarkes Dasein führen, wenn sie von einem abwägenden, die Seelenunterschiede differenzierenden Gewissen beherrscht sein werden. Nimmer kann es eine zugleich allgemeine und gleiche, wohl aber eine ungleiche aber allgemeine Menschenliebe geben. Und nur aus dieser wird die neue, die wirklich triebfähige Menschheitsliebe erwachsen, einer Gottheit gleich, die dem erdumfassenden Ozeane entsteigt, dem lebenbeherrschenden Gewässer, welches seine schöpferischen Kräfte ungleich, aber allerwärts segenbringend, unter die Länder verteilt. —

Mitgefühl und Liebe, Teilnahme und Barmherzigkeit entspringen reinen und heilbringenden oder trüben und giftigen Quellen und können zu labenden Bächen und befruchtenden Strömen oder zu schädlichen, vernichtenden Sümpfen anschwellen.

Mit der Verbreitung und Vertiefung der psychologischen Anschauungsweise werden die Menschen nicht nur den allgemeinsten, abstrakten Typus des Mitgefühls und der Liebe suchen, sondern die zahllosen Schattierungen dieser Gemütsvorgänge mehr und mehr zu erfassen vermögen. Dies muß zum Schwund der absoluten, eintönigen Wertung des Mitgefühls und der Liebe führen. Man wird sie nicht mehr als eine starre Einheit, als unveränderliches Substrat anschauen und beurteilen können — sondern der unübersehbaren Mannigfaltigkeit ihrer Arten und Wirkungen sichtend, wählend und bevorzugend gegenübertreten. Solcherweise wird auch das panidealistische Gewissen immer tiefere Wurzeln fassen, das Gewissen, welches eine differenzierende Beobachtung und Beurteilung und eine ebenso differenzierende Wertung der jeweiligen mitgefühlsartigen Willenserscheinung erstrebt. Vorzüglich wird die Wertdifferenzierung des panidealistischen Gewissens darauf ausgehen, den Wert der jeweiligen Gestalten dieser Gefühlsrichtungen für die geistige Entwicklung der Einzelnen und der Menschheit solcherweise zu berücksichtigen und abzustufen, daß die geringere Entwicklung der höheren unterstellt wird. Das panidealistische Gewissen wird also die Empfindungen oder Handlungen des Mitgefühls und der Liebe um so mehr billigen, je mehr sie der abstufenden Menschheitsförderung zugewandt sind und je sorgfältiger und gerechter sie die verschieden entwickelten Eigenschaften der einzelnen und Gruppen in ihrer Bedeutung für die Menschheitsentwicklung abwägen und berücksichtigen.

Gegengefühl

Erzeugt die Unlust des Mitmenschen ein Lustgefühl, dagegen die Lust ein Unlustgefühl im Betrachter, so hemmt dieser triebmäßig die anhebende Identifizierung seiner selbst mit den augenblicklichen Empfindungen des andern. Wohl vermag er sich die fremden Gefühle nur dadurch zu vergegenwärtigen, daß er sie durch ähnliche eigene in seiner Seele nachbildet, mithin irgendeinen Grad von Hineinfühlen erlebt, doch wird dessen Entfaltung zum vollen, unmittelbaren Mitgefühl durch die hemmende Kraft des kontrastierenden Gegengefühls teilweise oder gänzlich verhindert.

Das Gegengefühl muß aber nicht die Entstehung eines vollen und ungemischten Mitgefühls verunmöglichen, welches zwar nicht unmittelbar auf die augenblicklichen Leiden oder Freuden, wohl aber auf deren vorangegangene Ursachen oder mutmaßliche Folgen gerichtet wäre. Ebensowenig muß das Gegengefühl bewirken, daß sich an die Zustände, deren Begleiterscheinung die augenblicklichen Gefühle des Mitmenschen sind, keine vollen Identifizierungsempfindungen schließen. Es kann nicht verhindern, daß sich jemand beispielsweise mit der moralischen Vervollkommnung eines andern identifiziert, wenn er auch den Gewissensbissen, die aus solcher Entwicklung hervorgehen, als entsprechenden Symptomen, nur Freude entgegenbringt. Er freut sich dann mit der moralischen Besserung des Mitmenschen, als freute sich auch dieser im Augenblick des Gewissensleids. —

Jedenfalls bildet die Freude an Förderung der Erhaltung oder Entwicklung und die Unlust über deren Hemmung und Schädigung, auch wenn sie nicht auf einer Identifizierung mit diesen Zuständen des Mitmenschen beruhen, wesentliche Merkmale, durch welche sich die wohlwollenden von nicht wohlwollenden Gegengefühlen, d. h. den gehässigen Empfindungen der Schadenfreude und Mißgunst unterscheiden. —

Auf die wohlwollenden Gegengefühle hatte man sowohl in der Religion wie in Kunst und Gesetzgebung so wenig bewußt geachtet, daß sie vielleicht in keiner Sprache eine Bezeichnung erhielten. —

Fühlt einer sich oder eine geliebte Umgebung durch einen Mitmenschen bedroht, gehemmt oder überhaupt unlustvoll beeindruckt, so kann ihm der Wunsch nach Schwächung oder Beseitigung der unerwünschten Eigenschaften, Zustände, Strebungen des Lästigen, behufs Abwendung von Gefahr und Unlust entstehen. — Steht aber eine solche Abwehr im Dienste der Selbsterhaltung eines Rohlings oder eines Unreifen, dann wird sie diesen nach und nach oft zum Selbstzweck, zur gewohnten Leidenschaft.

Sie finden allmählich Gefallen am Schädigen an sich, auch wo es weder einer Erhaltung noch einer Entwicklung dient und ohne sich darum zu bekümmern. Da Hemmung und Schädigung Unlustgefühle erzeugen — und diese durch Förderung seltener und dann meist in einer verborgeneren, unfaßlicheren Weise hervorgebracht werden — so werden sie zunächst als Zeichen und Ankündigung eines Schadens gewünscht oder erstrebt. Mit der Zeit fällt aber diese Bezugnahme weg und wie zuvor die Schädigung, so wird jetzt die fremde Unlust zum Selbstzweck: es entsteht die Schadenfreude. Diesem Vorgang schließt sich ein anderer an. Es besteht eine mehr oder minder bewußte Erfahrung, daß Mitgefühl, Identifizierung seiner selbst mit einem Gegner oder Feinde den Kampf mit diesem erschweren können, sofern sie die Energie der Abwehr zugunsten der Neigung, ihm Hilfe zu leisten, abschwächen. Überdies fühlt ein jeder, daß die unerwünschten Mitgefühle um so unlustvoller empfunden werden, je selbstvergessener man sich in die fremden, sie erzeugenden Gefühle verliert, je mehr man diese für eigene Erlebnisse hält. Aus solchen Erfahrungen heraus entwickelt sich das instinktive Bestreben, Bedrohungen und unlustvoll berührenden Zuständen oder Eigenschaften gegenüber die Entstehung des Mitgefühls zu unterdrücken, um nicht wehrloser und unlustempfänglicher zu werden. Da extreme Maßregeln und äußerste Gegensätze am meisten in die Augen fallen und gewöhnlich am leichtesten zu denken und zu handhaben sind, so entwickelt sich rasch die instinktive Erweckung kontrastierender Gegengefühle zum kaum bewußten Zwecke der Hemmung unerwünschten Mitgefühls.

Diese triebhafte Abwehr des Mitgefühls ist eine der ursprünglichsten Mitbedingungen sowohl des wohlwollenden wie des gehässigen Gegengefühls. Selbst Mißgunst und Haß, Grausamkeit und Schadenfreude finden in ihr eine der wichtigsten Stützen, wofern nicht das wohlwollende Gegengefühl ihre schützende Kraft für sich in Anspruch nimmt.

Roh gehandhabt fördert sie Selbstsucht und Stumpfheit und erleichtert das böswillige Spiel mit menschlichem Leben, mithin das Verlangen nach Leiden von Feind und Freund, bloß um des schadenfrohen Genusses willen. —

Die „Schadenfreude" ist ein Genießen fremder Unlust, wobei diese den alleinigen oder wenigstens den hauptsächlichen Anlaß zur Freude bietet. Auf die Ursache oder mutmaßliche Folge der fremden Unlust wird von ihr nur dann willig Bezug genommen, wenn sie eine Schädigung darstellen. Der Mitbetrachtung erhaltender oder vervollkommnender Ursachen und Folgen des fremden Leidens weicht sie tunlichst aus. Sie konzentriert sich oft auf die Betrachtung des augenblicklichen Schmerzes. Verlangt es sie aber nach ständigerem und reicherem Weh des Mitmenschen, dann späht sie nach den Quellen und Folgen der Unlust aus, um in Größe und Umfang des Schadens eine Gewähr der Dauer und einen Antrieb zur Entfaltung einer größeren Reihe von Leidensbildern zu erhalten. Sie kann sogar über eine Lust des Verhaßten erfreut sein, sofern diese auf eine Schädigung hindeutet, von der Leid und Weh erwartet werden. Daher verleitet sie nicht selten zu Genuß und Freude, die verborgene Gifte enthalten. Ihr Augenmerk ist dann mehr den Bildern des Schadens als den Lustgefühlen des Irregeführten zugewandt.

Der Zustand, der die Unlust des verhaßten Mitmenschen erzeugt, kann den Schadenfrohen betrüben, wenn er ihm als eine Förderung erscheint, er wird ihm zur Genugtuung, sofern er als Hemmung oder Beeinträchtigung auftritt. Demnach wird die gehässige Freude an fremdem Leid durch die Gefühle, welche die Betrachtung der leiderzeugenden Zustände erweckt, entweder herabgestimmt oder erhöht.

Sieht ein Rachedurstiger die Leiden seines kranken Feindes, so kommt zur Freude an diesem Schmerz die Befriedigung über den Krankheitszustand hinzu, sofern der Leidensausdruck auf eine Verschlimmerung deutet. Dagegen wird das schadenfrohe Lustgefühl geringer, wenn durch eine vermeintliche oder wirkliche Besserung ein bitterer Tropfen in den Honig fällt. —

Wohlwollende Gegenfreude

Die wohlwollende Gegenfreude ist eine Freude an fremdem Leid, sofern dieses als Ausdruck, als Folge oder Ursache einer Förderung des Leidenden oder seiner beseelten Umgebung sich darstellt.

Bemerkt ein feinfühliger Erzieher in den Augen des Zöglings barmherzigen Kummer über Elend und Sklaverei, so freut er sich zum Teil auch über das Leid, sofern es einen edlen Charakter offenbart. Das Leiden Christi weckte in Frommen und Heiligen nicht nur Schmerz und Pein. Als Bild der göttlichen Liebe versetzte es sie zuzeiten in den Zustand einer Beseligung. —

Die Erfahrung, daß manches große Unglück, mancher Kampf und Kummer zur geistigen Läuterung beitragen, ruft manchmal bei ähnlichen Anlässen Freude über ein Leid hervor, durch welches Hoffnung auf eine günstige Wandlung genährt wird. Zuweilen sind es Gewissensbisse, Reue, Mitleid und überhaupt alles Leid einer erhöhten Geistigkeit, denen eine liebevolle Betrachtung unter Umständen eine gewisse Freude abgewinnen kann, sofern diese Unlustgefühle eine Besserung, Verfeinerung oder eine erwünschte Entwicklung offenbaren. —

Aber oft nimmt die wohlwollende Gegenfreude nur Bezug auf das bloße Nicht-Zustandekommen einer Schädigung, mag sie den Menschen betreffen, der beispielsweise infolge eines gescheiterten Anschlages leidet, oder die bedrohte Umwelt, welche der Schädigung entgangen, sich des ungestörten Gedeihens und der ruhigen Entwicklung erfreuen darf. Schöpft dieses Gegengefühl aus beiden Quellen, sowohl aus dem Mitgefühl mit den Bedrohten als aus Mitleid mit der Schwäche des Gefahrdrohenden, dann gilt die Freude zugleich dem Fernbleiben eines neuen Makels von dessen Seele und dem Schwund der Gewitterwolken, die über dem Haupte des zu Schädigenden hingen. —

Sowohl die gehässige als die wohlwollende Gegenfreude beruhen zum Teil auf einer Versenkung in fremde Unlust. Insofern müssen sie beide wenigstens Rudimente von unmittelbarem Mitleid enthalten, da sich fremdes Gefühl nur durch ein eigenes vergegenwärtigen läßt.

Das rudimentäre Mitleid der Schadenfreude trägt aber stets Züge der Grausamkeit. Es ist immer mit der Lust am Leiden als solchem verbunden und dient dessen Steigerung, während das rudimentäre Mitleid der wohl-

wollenden Gegenfreude nur soweit Lustgefühle zuläßt, als es Bilder fremden Gedeihens, fremder Förderung oder Vervollkommnung vermittelt. Der Schadenfrohe ist daher nicht selten geneigt, sein grausames Mitleid bis zur Selbstzerfleischung zu steigern, um desto stärker die rohe Wollust des Schmerzes zu genießen. Dagegen verweilt die wohlwollende Gegenfreude mehr und intensiver bei der Anschauung des fremden Gedeihens und Glückes, auf welche ein Leid hinweist, als bei diesem selbst. Bei diesem weilt es nur, sofern es von Anblick und innerer Anschauung des neuen Gedeihens oder Fortschritts nicht zu trennen ist. Ähnlich muß die Schadenfreude Lustgefühle des Verhaßten mit Genugtuung mitbetrachten, wenn diese Lust mit der äußeren oder inneren Anschauung der erwünschten Schädigung unzertrennlich verbunden ist. — Das rudimentäre Mitleid wächst in der wohlwollenden Gegenfreude häufig zur ansehnlichen Rankenbildung heran, die sich um die Lustgefühle windet, sie dämpfend, vertiefend, vergeistigend.

Kommt ihr nicht die instinktive Unterdrückung des Mitleids zu Hilfe, dann kann dieses die Oberhand gewinnen und die Energie lähmen, welche es ermöglicht, die entstandene Besserung oder Entwicklung des Mitmenschen zu erhalten oder weiterzuführen. Ist z. B. das Mitleid mit qualvollen Gewissensbissen und bitterster Reue allzu groß, als daß es eine Freude über die moralische, künstlerische oder religiöse Wandlung des Leidenden aufkommen ließe, dann wird auch die Fähigkeit des Mitleidigen, die neue Erhebung zu unterstützen, teilweise gehemmt. Das Mitleid selbst kann dann zu solcher Schmerzensgewalt anwachsen, daß es in seiner Ratlosigkeit und Ohnmacht selbst vor der Feigheit nicht zurückschrickt, den Neubekehrten auf seine alten Wege zurückzuschieben, um ihn von der Pein der Reue und den Leiden der Vergeistigung zu befreien.

Ist der Gewandelte allzu schwach, um sich nicht durch das Mitleid und dessen Rückschrittsversuche beirren zu lassen, dann kommt er durch einen Rückfall der Schwäche des Mitleidigen entgegen.

Förderungsleid

Das mißgünstige „Förderungsleid" (so wird es im vorliegenden Werk im Anklang an sein Gegenstück, die Schadenfreude, bezeichnet) ist eine Unlust, die man über fremde Freude empfindet. Dabei bildet des Mit-

menschen Lustgefühl entweder allein oder unter Hinweis auf die fördernden Ursachen und Folgen der Freude oder auf das Ausbleiben einer Schädigung einen ausreichenden Anlaß. Das mißgünstige Förderungsleid richtet sich oft auf die Freude der Gegenwart, lenkt aber sein Augenmerk nicht selten ausschließlich auf Lustgefühle der Vergangenheit oder Zukunft. Es kann sich sogar gegen eine fremde Unlust wenden, sofern diese als durch eine lustvolle Förderung verursacht oder eine solche hervorbringend, von dem Mißgünstigen aufgefaßt wird.

Gewöhnlich entsteht es aus dem Wunsche, die Freude dieses oder jenes Mitmenschen möchte nicht eintreten oder es bringt einen solchen hervor. Das heißt, es hat oft seine Quelle in der „Mißgunst" und führt zu ihr, die nur seine willensartige Abart bildet. Da Hauptbefriedigung der Schadenfreude in fremder Unlust besteht, so gesellt sich zu ihr meistens die Mißgunst, das Verlangen nach Ausbleiben fremden Lustgefühls, welches das erwünschte Leid verringern oder aufheben könnte. Tritt aber trotzdem die unerwünschte Freude ein, so weckt sie gewöhnlich das mißgünstige Förderungsleid. Dies geschieht nicht immer, denn die fremde Freude kann manchmal so stark zur Nachahmung hinreißen, daß sie selbst Mißgunst und Haß überwindet.

Mit dem mißgünstigen Wunsch des Förderungsleids nach Aufhören oder Beseitigung der fremden Freude entsteht oft zugleich das Verlangen nach einer Unlust, welche diese Freude hemmen oder aufheben könnte. Tritt eine solche Unlust ein, so weckt sie im Mißgünstigen Schadenfreude, wenn die gehässige Abwehr des Mitleids nicht durch die Gewalt des Schmerzes besiegt wird.

Schadenfreude und Förderungsleid stehen also meist in ursächlichem Zusammenhang und in einflußreicher Wechselwirkung. — Sie beeinflussen sich gegenseitig nach Form und Inhalt und erhalten gemeinsame Züge der Mißgunst in Seele und Ausdruck. —

Der Zustand, welcher die Freude des Verhaßten hervorbringt, kann den Mißgünstigen mitbetrüben, sofern er ihm als eine Förderung erscheint, er bereitet ihm Schadenfreude, sofern er als Hemmung oder Beeinträchtigung auftritt.

Die mißgünstige Unlust über fremde Freude wird demnach durch die Gefühle, welche die Betrachtung der lusterzeugenden Zustände erweckt, entweder gesteigert oder verringert.

So kann der Mißgünstige über die Schaffensfreude eines Künstlers getröstet werden, sofern er erwartet, daß dessen unpopuläre Arbeitsweise ihm einen Mißerfolg bescheren wird. Dagegen vermag die Verachtung des Erfolges seitens des Künstlers auch die tröstende Hoffnung des Mißgünstigen zu zerstören, die er auf die Unverständlichkeit der neidweckenden Werke und die Schaffensart des Beneideten setzte.

Die bedrohlichen Eigenschaften des Zornes, der Wut und Rache können sich sowohl durch Freude und Lust wie durch Leid und Schmerz verraten. Unzufriedenheit, Mißmut, Verzweiflung, die aus ungestilltem Verlangen nach Vergeltung hervorgehen, bringen oft die Ursachen und die Kraft des Rachedurstes an den Tag. Dagegen kann sich in Empfindungen der Genugtuung, des Glückes, des Frohlockens die Zuversicht und Siegesgewißheit des Schädigungswillens offenbaren. Daher tragen die Gefühle, welche den Verdacht wecken, ein Ausdruck des Übelwollens oder mißgünstiger Absichten zu sein, die lustvollen zuweilen ebenso wesentlich wie die schmerzhaften, zur Entwicklung instinktiver Unterdrückung und Hemmung des eigenen Mitgefühls bei.

Die Hemmung kann sich zunächst auf die Entstehung einer Mitfreude richten, aber wo diese als gefahrbringend erachtet wird, da muß auch ein Mitleid mit den Verdächtigen zunächst als Gefahrerhöhung empfunden werden. —

Die triebhafte Unterdrückung eigener Mitfreude kann die Entwicklung des Förderungsleids und der Mißgunst unterstützen, sofern sie nicht ihre größte oder ganze Hemmungskraft der wohlwollenden Unlust über schädliche Freuden, dem wohlwollenden Gegenleid zuwendet. — Zunächst wehrt sich der Mensch gegen die verdächtige oder feindliche Lust, sofern sie ihm als Zeichen der bedrohlichen Kraft oder Stärke erscheint. Nach kräftigem Eindruck oder nach längerer Angewöhnung kann sich die ursprüngliche Ursache der Abwehr verflüchtigen und eine Abneigung gegen ein Lustgefühl feindlicher oder ungeliebter Menschen entstehen, ohne jeglichen Bezug auf erste Ursachen und Folgen. So bilden sich Mißgunst und Förderungsleid unter Mitwirkung der triebhaften, dem Selbstschutz dienenden Unterdrückung eigener Mitfreude. Sie sind Gegenstücke zu Grausamkeit und Schadenfreude, welche ebenso ein Gefühl, das Unlustgefühl des Mitmenschen, ohne Bezug auf Ursache und Folge, bevorzugen. —

Das wohlwollende Gegenleid

Wird allgemeine oder besondere Liebe zum Anlaß einer Unlust über die selbstschädigende Freude oder Befriedigung eines Mitwesens, so gilt das wohlwollende „Gegenleid" nicht der Lust für sich, sondern nur ihrem Hinweis auf die Schädigung, aus der die Freude hervorgeht.

Die Mitfreude wird dabei nicht aus Mißgunst, sondern in der traurigen Voraussicht schlimmer Folgen gehemmt und aus Verlangen nach deren Vorbeugung unterdrückt. Schon die Befürchtung, es könnte die vom Erfreuten erhoffte vermeintliche Förderung seiner selbst oder anderer eintreten, weckt zuweilen im liebevollen Betrachter Gegenleid.

Auch das bloße Vermissen einer erwünschten Eigenschaft und das Vorfinden einer unerwünschten als Quelle der fremden Freude kann zum wohlwollenden Gegenleid führen, zum Kummer über die ethisch, ästhetisch, religiös oder sonst mißbilligte Seelendisposition, die sich im betreffenden Lustgefühl kundgibt.

Der Erlöser der christlichen Legende hat sein Gegenleid über die grausame Lust seiner Häscher und Henker in dem ergreifenden Gebet zum Ausdruck gebracht: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." In diesen Worten spiegelt sich nicht nur ein Leiden über die mutmaßlichen Qualen der wilden Rohlinge, man sieht ihnen den tiefen Schmerz über deren Verkommenheit und die Schwäche des Menschengeschlechts an. —

Je schlimmer der Tiefstand eines Menschen, desto leichter und häufiger kann er sich in gemeinen Lüsten und stumpfsinnigen Freuden ergehen. Mit der Entfaltung geistiger Kräfte schwinden, deren Größe und Umfang gemäß, entsprechende Möglichkeiten minderwertiger Befriedigung und wächst hingegen die veredelte, innerliche Leidensfähigkeit.

Die Vervollkommnung der Seele bringt demnach eine Vergrößerung des Bereiches mit sich, in welchem das wohlwollende Gegenleid den minderwertigen Lustgefühlen entgegenarbeitet. Nach und nach schwindet die Mitfreude nicht nur mit „rohen", sondern mit „dummen" oder nicht hinreichend „ästhetischen", „moralischen" und „religiösen" Befriedigungsweisen.

Wie Schadenfreude und Gegenfreude ein rudimentäres Mitleid, so müssen Mißgunst und Gegenleid eine rudimentäre Mitfreude enthalten. Das fremde Lustgefühl kann ebensowenig ohne Gefühlsnach-

ahmung in der eigenen Seele zur Kenntnisnahme gelangen wie die fremde Unlust.

Die rudimentäre Mitfreude des Förderungsleids trägt aber stets Züge der Mißgunst und dient deren Steigerung, während die rudimentäre Mitfreude des wohlwollenden Gegenleids nur soweit Unlustgefühle zuläßt, als sie Bilder der Erhaltungsschwankung oder Entwicklungsschädigung anderer vermittelt. Beide Arten des Gegengefühls verweilen nicht gern bei der Betrachtung der Freude. Während aber die Mißgunst von dieser weg der Schadenfreude zustrebt, neigt sich das Gegenleid, triebhafte Mitfreude unterdrückend, dem Mitleid zu.

Beim Anblick der selbstschädigenden Freude eines Mitmenschen weilt das wohlwollende Gegenleid nur, sofern sie von der äußeren und inneren Anschauung der mitleiderregenden Schädigung und einer eventuellen Hoffnung auf eine Besserung nicht zu trennen ist.

Die rudimentäre Mitfreude des Gegenleids kann unter Umständen bedeutend anwachsen und die Entstehung oder Entfaltung des Mitleids hemmen, welches zur Verhinderung oder Beseitigung des Übels führen könnte. Besonders ist dies der Fall, wo das Gegenleid von der triebhaften Abwehr der Mitfreude zu wenig unterstützt oder im Stiche gelassen wird. —

Sehr oft genügt der Anreiz der Sinnlichkeit, daß ein unreifer oder willensschwacher Mensch um die Kraft komme, eine Mitfreude an einer minderwertigen Belustigung abzuwehren. Es kann aber auch eine verblendete Liebe zuweilen kaum übers Herz bringen, eines geliebten Wesens Freude zu zerstören, und sei sie noch so verderblich. So gibt sie sich oft der schädlichen Mitfreude hin, verliert die Kraft, das geliebte Wesen auf andere Wege zu bringen, fördert seine Schwäche und verhindert nicht selten seine Befreiung vom Tiefstand, seine Verfeinerung und Vervollkommnung. —

Entwicklung des Gegengefühls und dessen Fähigkeit, die Abwehr zu festigen

In zahllosen Fällen verfügt die Abwehr von Bedrohung und Angriff über keine hinreichende Kraft und Ausdauer, um erfolgreich zu werden, wenn sie ausschließlich mit Waffen des Mitgefühls vorgeht.

Denn ein falsch angebrachtes Mitgefühl kann gerade diejenigen Eigenschaften des Gegners aufmuntern und befestigen, aus denen seine Kampf-

gewalt und Angriffslust hervorgehen. Anderseits vermag es die Fähigkeit, fremdes Leid nötigenfalls zu ertragen, von fremder Freude nicht mitgerissen zu werden, sehr zu vermindern oder aufzuheben und solcherweise Nachgiebigkeit zu erzwingen. Beides ergibt sich bereits aus der vorausgegangenen Schilderung schädlichen Mitgefühls.

Im Zustande der allgemeinen Wildheit oder einer persönlichen Roheit, auf Stufen einer geringen Verfeinerung und Vergeistigung des Gefühlslebens kann sich der Mensch nur durch die leidenschaftliche Gewalt des Hasses und Rachedurstes seiner Feinde erwehren. Zwar wird seine Abwehrenergie nur wenig oder gar nicht durch das eigene, so schwach entwickelte Mitgefühl abgelenkt und entmarkt — aber in Anbetracht der Wucht und vielfachen Rücksichtslosigkeit der Angriffsschläge könnte er dennoch ohne die Steigerung der Kampfstimmung und Fehdeleidenschaft durch ein Gegengefühl durchaus nicht auskommen, ihm ist aber die edle Waffe des wohlwollenden Gegengefühls unzugänglich. Er muß sich daher des grausamen bedienen.

Erst mit der Vergeistigung und harmonischen Bereicherung seines Gefühlslebens kommt für einen Menschen das wohlwollende Gegengefühl als Schild und Wehr in Betracht. Der wesentlich Gereifte kann ebensowenig die Schwerter der Grausamkeit und des Hasses führen, als der Rohe und Unreife die Waffen des Mitgefühls und der Liebe.

Mit der Bereicherung und Vervollkommnung des Verständnisses für Menschen entfalten sich zugleich Mitgefühl und Gegengefühl. Selbst Schadenfreude und Mißgunst, Haß und Rache werden durch Wachstum der Menschenkenntnis zielbewußter, gewandter, vielseitiger und oft entsinnlichter. Aber die Weite, die schöpferische Kraft, den Reichtum, die gedankliche, künstlerische und religiöse Vervollkommnungsgewalt des Mitgefühls können sie niemals erlangen. Wohl können sie bis zu einem gewissen Grade mit der allgemeinen Entwicklung Schritt halten. Wofern und inwieweit sich aber zugleich das Mitgefühl vervollkommnet, wird das gehässige Gegengefühl in seinem Wachstum gehemmt oder völlig verdrängt. Aber die Energie des Willens, die Bereicherung der Lebenskenntnis und selbst die Entsinnlichung, die Vergeistigung, welche durch die Entwicklung des gehässigen Gegengefühls gezeitigt wurden, fallen nicht immer mit ihm weg, sondern kommen oft sowohl dem Mitgefühl wie dem wohlwollenden Gegengefühl zugute. Diese überkommen gleich-

sam das gesunde Erbe der vervollkommneten Kenntnis menschlicher Schwächen und vieler Kampfweisen, das Erbe so mancher Kenntnisse und Fertigkeiten, die der Selbstsucht und den Machtgelüsten dienten, und eventuell auch die Verachtung rohsinnlicher Ziele. Die giftigen Früchte des Erbes werden vernichtet oder weggeschleudert.

Menschen, deren Anlage zum Mitgefühl sehr gering, die Neigung zur geistigen Betätigung verhältnismäßig groß ist, verbleiben auf der Stufe ungemischter, aber vergeistigter Gehässigkeit, die sich nicht physische, sondern geistige Schädigung zum Hauptziel ihrer Rachsucht steckt und nicht selten vor fremden Körperqualen und Krankheiten zurückschrickt.

Diejenigen aber, deren Gefühlsanlage entwicklungsfähiger, aber zu schwach ist, als daß ihre entfalteten Mitgefühle ihren Haß mit der Wurzel auszurotten vermöchten, führen das unharmonische Dasein, wo sich die gehässigen und wohlwollenden Gegengefühle wechselseitig beeinflussen und bekämpfen. Erst mit dem völligen Schwund der grausamen und mißgünstigen Triebe und Neigungen gewinnt die einheitliche Vervollkommnung des wohlwollenden Gegengefühls an Raum und Möglichkeit, erst dann entsteht eine harmonische Übereinstimmung zwischen der Entwicklung des Mitgefühls und der des Gegengefühls. —

Das Gegengefühl wird dann in seinem Kampfe gegen Eigenschaften und Strebungen, die wirklich oder vermeintlich auf Hemmung oder Schädigung des Lebens ausgehen, durch eine Liebe unterstützt, die stets bereit ist, sich einem jeden beseelten Wesen zuzuwenden. Sie fördert die triebhafte Unterdrückung einer Mitgefühlsweise, welche die Abwehrkraft und Wucht des wohlwollenden Gegengefühls abschwächt oder vernichtet. Dieses kann demnach mit dem Wachstum der Liebesfähigkeit eine ebenso große Erhöhung der Abwehrgewalt durch sie erlangen, wie die Schadenfreude und Mißgunst durch den Haß.

Das wohlwollende Gegengefühl und das neue Gewissen

Nicht eine jede Art des Mitgefühls und der Liebe ist gleich fähig, Haß und Grausamkeit zu beseitigen.

Abgesehen davon, daß geringe Kraft des Mitgefühls kaum imstande ist, selbst einem einzigen Menschen ungemischte Liebe zuzuwenden, ver-

mag sogar große Gefühlsintensität nur dann allen Haß aus der Seele zu entfernen, wenn sie bewußt oder unwissentlich einer jeden Versuchung, sich mit gehässigen Trieben zu verbinden, siegreich widerstrebt.

Diese Richtung und Kraft der Selbstbeherrschung ist teils von der individuellen, teils von der interindividuellen Art der allgemein geistigen Entwicklung abhängig.

Bislang war die Liebe zumeist den minderwertigen Eigenschaften, sogar der Selbstsucht, der Roheit, der Grausamkeit und Geistlosigkeit zugetan. Wie konnte sie da zugleich die tierischen Instinkte der Vernichtungslust ernstlich abstreifen wollen? Ihre Neigung zu einseitiger und kritikloser Bevorzugung wurde überdies durch eine derartige Verschwendung ihrer ganzen Gefühlsfähigkeit an Einzelne oder Gemeinschaften genährt, daß für andere Menschen und Gruppen nichts davon übrig blieb und sich diesen gegenüber nur Eigensucht und Haß bilden mußten. So entwickelte sich bei zahllosen Menschen eine Art Wollust im Verbinden der Liebe für Verwandte, Freunde, eine Religionsgemeinschaft, ein Volk, eine Rasse, mit Gefühlen des Hasses und der Rachsucht andern Menschen und Gruppen gegenüber. Solche lieben, zum Teil um sich den Genuß der Schadenfreude oder Mißgunst zu verschaffen. —

Die Ausdehnung des Mitgefühls und der Liebe auf eine oder mehrere Gruppen und selbst auf die ganze Menschheit vermag also allein durchaus nicht den Haß aus der Seele des Liebesfähigen auszumerzen.

Um dies Ziel bei möglichst vielen zu verwirklichen, predigen christliche, buddhistische, sozialistische, philanthropische und andere Gemeinschaften die Berechtigung des Anspruchs aller auf gleiche Liebe und die Pflicht eines jeden, diesem Anspruch durch eine völlig gleichmäßige Anwendung seines Mitgefühls bei allen Menschen entgegenzukommen.

Da der Haß die rohen Triebe schürt, die Entfaltung der Liebe und der harmonischen Geistigkeit hemmt, so glauben die Freunde der Nivellierung, es komme nur auf die bloße Entfernung des Hasses an, um das reinste Mitgefühl zu erzeugen, welches nach Belieben gleichmäßig gehandhabt werden könnte. Sie haben aber außer acht gelassen, daß der Haß als ein Gegengefühl, neben verwerflichen Funktionen, teilweise an sich berechtigte Momente enthält, die zwar in Verbindung mit der Mißgunst schädlich sind, ohne die aber auch die Liebe nicht auskommen kann, soll sie nicht machtlos und unfruchtbar werden.

Ihnen ist die Bedeutung der Abwehrsteigerung entgangen, welche nur unter Mithilfe der Gegengefühle zustande kommt, eine Kraftsteigerung, ohne welche auch die edelste Verteidigung des fremden und eigenen Lebens, die Abwehr minderwertiger Eigenschaften und Förderung wertvoller, erfolglos bleiben müßte.

Sie haben daher nicht gewußt, daß eine Lehre und Predigt über Verteilung der Liebe deren Verhältnis zum wohlwollenden Gegengefühl mit größtem Bedacht erwägen und berücksichtigen müßte. Es hätte sich dann herausgestellt, daß ein wohlwollendes Gegengefühl um so mehr nötig hat, Mitleid und Mitfreude manchmal zu unterdrücken, auf je ausgedehntere Anlagen und Dispositionen es gerichtet ist und je schädlicher und verwerflicher diese sind.

Nun sind aber die minderwertigen Eigenschaften des Charakters und der Arbeit sowohl im Innern einer Seele wie unter den unzähligen Menschen und Gruppen sehr verschieden verteilt.

Wollte also jemand versuchen, allen eine gleiche Liebe entgegenzubringen, so müßte er trachten, allen gegenüber auch ein gleiches, wohlwollendes Gegengefühl zu brauchen. Dies könnte er erreichen entweder durch Anwendung von sehr intensiven und ausgedehnten Gegengefühlen selbst auf geringfügigste Fehler und edelste Anlagen, wodurch die Liebesfähigkeit auf das Mindestmaß herabgemindert würde, oder durch eine solche nivellierende Abschwächung aller Gegengefühle, daß er und seine Umgebung der Gewalt der niedrigsten Anschläge und Gesinnungen ausgeliefert wären. In beiden Fällen müßte die Entwicklung der Liebe aufs empfindlichste leiden und durch die Verbreitung eines solchen Prinzips die gesamte menschliche Gesellschaft in Erhaltung und Vervollkommnung aufs schwerste behindert werden.

Da wohlwollendes Gegengefühl, wie Schadenfreude und Mißgunst, der Lust und Unlust anderer kontrastierende Gefühle entgegenbringt, so werden sie und die von ihnen ausgehende Abwehr mit Haß verwechselt. Man kann daher oft hören, daß der oder jener eine Eigenschaft „hasse", wo eigentlich eine wohlwollende, aber gegengefühlsartige Mißbilligung vorliegt. Mit diesem Mißverständnis verbindet sich gewöhnlich ein anderes.

Wie aus dem Wesen des Gegengefühls erhellt, können die emotionellen Bewegungen der Abwehr und des Kampfes auch ohne Haß, auch allein

aus Mitgefühl mit den Bedrohten, aus der Mißbilligung der zu bekämpfenden Vorgänge und dem Gefühl der gerechten Verteidigung ihre höchste Energie und Siegesgewalt schöpfen. Sofern aber die Kampfbewegungen häufig genug von Grausamkeit, Haß und Rachsucht begleitet sind, werden die haßlosen, selbst die liebevollen Kämpfe mit ihnen verwechselt. Dadurch werden viele verleitet, auch haßlose Abwehr und Verteidigung zu unterdrücken, sogar wo sie für eigene und mitmenschliche Erhaltung und Entwicklung unumgänglich sind. Dies ist nur Wasser auf die Mühle der Selbstsüchtigen, Rücksichtslosen und Gehässigen, welche um so unbehinderter ihren rohen Zwecken nachgehen und grausamen Trieben die Zügel schießen lassen. — Es kommt noch hinzu, daß in leidenschaftlichen Verehrern des Nivellierungsgewissens leichtlich ein kaum bewußtes Bedenken entsteht, es könnte durch das Gegengefühl die Gleichheit der Liebesverteilung gestört werden.

Denn das Gegengefühl hat ebenso wie das Mitgefühl einen instinktiven Hang zu Auswahl, Bevorzugung, Ungleichmäßigkeit.

Durch die Verbreitung des nivellierenden Gewissens bildete sich infolge der erwähnten Verwechslungen und Mißverständnisse bei vielen eine Abneigung gegen jede gegengefühlsartige Abwehr. Sie wollen nur Gutes voraussetzen, lieber von allen minderwertigen Eigenschaften absehen, als sogar dem edelsten Gegengefühl Einlaß in ihre Seele gestatten. Da es unmöglich ist, dies völlig durchzuführen, so schwanken sie zwischen Selbstbetrug und verhängnisvoller Abschwächung der eigenen und fremden Abwehrkraft und Erziehungsgewalt, welche ohne Mitwirkung des Gegengefühls kaum entwicklungsfähig sind. —

Viele andere, insgeheim dem Haß ergeben, stürzen sich auf die geringsten Schwächen der andern wie auf eine Beute, um unter dem Vorwand gleicher Liebe gerade den Feinfühligsten mit „gerechter Strafe" und „verdienter Rache" zu Leibe zu rücken. Aber die meisten sehen im Gewissen der Liebe ohne Abwehr, der Liebe ohne ein Beachten und Werten „fremder Fehler", die beste Rechtfertigung und Deckung bei der Hingabe an das duldsame Mitgefühl, welches sie zahllosen Niedrigkeiten entgegenbringen. —

Der kaum bewußte Versuch, durch ethische Nivellierung des wohlwollenden Gegengefühls die Liebe und Geistigkeit zu erhöhen, ist ebenso gescheitert wie das gleichzeitige Bestreben, dasselbe Ziel durch eine völlige

Liebesgleichheit zu erlangen. Trotzdem werden beide Bemühungen hartnäckig fortgesetzt. Da sie aufs engste zusammenhängen, so können sie nur synthetisch bekämpft werden.

Hier zeigt sich die gewaltige Aufgabe, ein neues Gewissen zu gestalten, welches die Selbstheit, das Mitgefühl und das Gegengefühl unter entschiedenster Anpassung an die individuellen und interindividuellen Entwicklungsunterschiede schöpferisch organisieren würde. Dieses Gewissen müßte nicht nur eine menschheitsfördernde Selbstheit und Liebe, es müßte ebenso nachdrücklich ein die Menschheit vervollkommnendes Gegengefühl unterstützen und zur Entfaltung bringen: ein Gegengefühl, welches also im Dienste einer umfassenderen, der ganzen Menschheit und ihrer Entwicklung zugewandten Liebe stehen würde. —

Wie Mitgefühl und Liebe nur im Zusammenhang mit der Verfeinerung und Ausbildung unterscheidender Bewertung und differenzierender Bevorzugung des harmonisch organisierten, geistigeren Seelengehaltes die höchsten Stufen individueller Entwicklung erklimmen, vermag das wohlwollende Gegengefühl nur durch eine abstufende Mißbilligung und differenzierende Abwehr des rohen und seelisch vergröbernden Verhaltens seine einheitlichste und fruchtbarste Vervollkommnung zu erlangen.

Ein allzu wehleidiges Dulden der Schwächen und Roheiten aus Mangel an energischem und entschiedenem Gegengefühl schädigt die Menschheit in ebenso furchtbarer Weise wie Haß und Rachsucht.

Es muß daher ein heldenmütiges Gegengefühl heraufbeschworen werden, welches sogar vor Leiden verursachender größter Hemmung schädlicher Triebe und Eigenschaften nicht zurückschrickt, wo es gilt, durch zeitweilige Unterdrückung der Selbstheit und des Mitleids die Höherentwickelten vor Geringeren oder Minderentwickelten zu schützen oder der ganzen Menschheit ein Unglück zu ersparen, einen wesentlichen Dienst zu leisten.

Um eine größtmögliche Vervollkommnung von Einzelnen oder Gruppen zu erzielen, muß große Energie auf Hemmung oder Beseitigung entwicklungshemmender Eigenschaften, Neigungen, Absichten angewandt werden, die in den zu Fördernden und in ihrer Umwelt leben. Solcher entschiedener Ansatz der Abwehrenergie und Verteidungskraft kann ohne entsprechende Erhöhung des Gegengefühls nicht zustande kommen. Ohne entsprechend intensives, gegen ästhetisch, moralisch, praktisch, religiös oder anders mißbilligte Vorgänge gerichtetes Gegengefühl könnte eine hin-

längliche Energie für deren dauernde und wirksame Bekämpfung nimmer aufgebracht werden.

Jemand möchte vielleicht einwenden, die Liebe allein wäre fähig, dies zu erringen. Aber wie sollte jemand die edlen geistigen Eigenschaften der Entwicklung lieben und sich für sie kraftvoll und ohne Schonung des eigenen Lebens einsetzen, wenn ihm Gemeinheit und Niedertracht den Schlaf nicht stören? Wollte man die Menschen behindern, minderwertige Eigenschaften und Handlungsweisen gegengefühlsartig zu bekämpfen, dann wäre dies gleichbedeutend mit der Herabminderung der Triebkraft von Mißbilligung und Gewissen. Wie schon erwähnt, muß eine solche Abwehr, ständig nur im Dienste einer umfassenderen Liebe tätig, stets deren wohlwollende Züge tragen. Sie kann daher niemals in mißgünstige oder gar niedrige Gegengefühle ausarten.

Wer da glaubt, durch Abschwächung auch des wohlwollenden Gegengefühls und seiner Abwehr die Menschheit zur Besinnung zu bringen, der ist offenbar mit den Schrecknissen des wirklichen Lebens nicht in Berührung gekommen oder er versteht nicht, folgerichtige Schlüsse zu ziehen. Er lebt nur in Traum und Einbildung. In jedem Einzelnen und in allen Menschengruppen der Erde leben allerlei tierische Triebe, die in den meisten in rücksichtsloseste Wildheit ausarten, solange sie nicht durch Furcht und Gewalt niedergehalten werden. Sobald sie durch Abhandenkommen des Zaumes das Gefühl der Freiheit erlangen, werden die Zäune des Zwanges zertrümmert und heraus springen die reißenden Tiere, alles zermalmend, was ihnen in den Weg kommt. Das Edelste und Heiligste wird am wenigsten verschont. Wenn dann die Menschen guten Willens retten und schützen wollen, werden sie erbarmungslos zerstampft. Sie haben nicht gelernt, der teuflischen Kraft des Hasses und der Grausamkeit die siegreiche Gewalt eines wohlwollenden aber heldenmütig abwehrenden Gegengefühls entgegenzustellen.

Selbst in friedlichsten Zeiten herrschen Selbstsucht, Trägheit, Stumpfheit, Eitelkeit, Neid, Schadenfreude und Mißgunst so allgewaltig, daß gerade die besten, geistigsten und schöpferischsten Kräfte der Seele zumeist in Fesseln geschlagen sind. Nur ein neues, ungleich feinfühligeres und zugleich kampffähiges Gewissen könnte den wertvollsten Gehalt des Einzellebens und die gütiger, idealistischer, religiöser Veranlagten vor den Klauen jener zerstörenden Mächte beschützen.

Seit unvordenklichen Zeiten haben diese die Oberhand, vernichten Rassen und Völker, zerstören Städte, verwüsten Reiche. Sie sind es, welche die Herrschaft der Besten fast unmöglich machen, Religionsschwindler, Despoten, Pöbelschmeichler auf den Thron bringen. Alle feinfühligeren, edler, ungewöhnlicher Veranlagten lassen sie der großen Masse der Stumpfen und der Rohen untertan sein, lassen sie ihre heiligsten Kräfte mißachten, vergiften, ertöten. Selbst die größten Schöpfer, von denen ein einziger eine Welt von geistiger Förderung bedeutet, werden der Verleumdung, der allgemeinen Verachtung, der Verbannung, dem Elend, dem Hunger, der Krankheit, der Sklaverei und der Folter preisgegeben. Es schiene fast, als wollten sich die Vielen an der Qual ihrer Wohltäter berauschen. Aber sie wissen ja nicht, was sie tun, sie sind zu stumpf, als daß sie auch nur den praktischen Wert einer großen Schaffenskraft zu schätzen wüßten, besonders wenn sie dem Bereiche der geistigsten Phantasie zugewandt ist. — Den Himmel großer Seelen können sie nicht sehen. Wo deren Sterne sind, wo neue Gärten blühen, schauen sie Finsternisse. —

Der Mensch steht mitten unter Bedrohungen eigenen und mitmenschlichen Lebens. Die entwicklungsfähigeren und edleren Geister stehen zumeist im Kampfe mit Stumpferen, Beschränkteren und Gefühlsärmeren. Der Mensch muß sich also entscheiden, zu wem er sich schlagen soll, will er nicht alle ihrem Schicksal überlassen und solcherweise in den meisten Fällen die Minderwertigen zu ungunsten der geistiger Veranlagten entlasten.

Die Menschen guten Willens, die wahrhaft Liebevollen, dürfen nicht länger in falscher Nachgiebigkeit und kampflosem Mitleid zuschauen, wie die wertvollsten Kräfte der Seele und die schöpferischsten Geister für das Gedeihen roher Triebe und minderwertiger Schädlinge in wahnsinniger Verschwendung aufgeopfert werden.

Sie dürfen nicht, den Einflüsterungen eines nivellierenden oder primitiv differenzierenden Gewissens gehorchend, die vollkommenere Anlage der wertloseren gleichstellen oder gar unterordnen, weil dieses Verhalten die Entwicklung der Menschheit aufs furchtbarste gefährdet. Sofern die Vervollkommnung der Menschheit das größte Meer irdischer Entwicklung umfaßt, sollen ihr alle Gedanken, alle Absichten, Handlungen und Schöpfungen gewidmet sein. Ihr diene ein jedes Opfer, eine jegliche

Entsagung, jede Hemmung und Förderung der einzelnen und der Gruppen. Da die Gefährdung, Hemmung und Schädigung der Entwickelteren und Edleren zugunsten der weniger Wertvollen die stufenreiche Menschheitsentwicklung schädigt, so muß das neue Gewissen in Fällen, in denen eine geringere oder wesentlichere Aufopferung der einzelnen Entwicklung zugunsten der Menschheit unumgänglich ist, die Hemmung der tieferen der Schädigung einer höheren vorziehen. — Es muß verlangen, man möge den edler und harmonisch reicher Veranlagten größere, liebevollere Sorgfalt in der Förderung ihrer Erhaltung und Entwicklung angedeihen lassen, als der Vervollkommnung der geringeren und weniger Fruchtbaren.

Ein neues, vollkommeneres Gewissen wird der geistigeren Anlage und Verfeinerung des Gefühls entschieden einen Vorrang den sonstigen Fähigkeiten gegenüber geben, sofern diese unabhängig von der Gefühlsentwicklung auftreten. Ist es doch gerade die Intensität, Vergeistigung und Tiefe des Empfindens, die einer menschlichen Seele und Schöpfung ihre höchste Produktivität und Weihe verleihen. Geschieht es auch zuweilen, daß sich einer feineren, sogar einer heiligen Gefühlsweise keine der bislang bekannten Ausdrucksbegabungen zugesellt, so rührt der Mangel mehr von Unzulänglichkeiten der Gesellschaft und ihrer Institutionen, als von einer angeborenen und nicht zu beseitigenden Schwäche des Durchgeistigten her. Denn häufig beruhen Unfähigkeiten des Ausdrucks auf lähmenden Erziehungsgiften, die bereits in der Kindheit eingeträufelt, oder auf Hemmungen, die erst in reiferem Alter erzeugt werden. Vergleicht man einen gefühlstiefen, aber technisch wenig hervorragenden Menschen mit einem formal und technisch begabten, jedoch gemütskalten oder sogar perversen, so darf dabei niemals außer acht gelassen werden, wie gering zuweilen des letzteren positiver Einfluß, wie gewaltig der Schaden sein kann, der von diesem der Gesellschaft und Menschheit zugefügt wird, wie groß dagegen die Förderungskraft des ersteren.

Die seelenerhöhende Kraft, die sogar von schlichtester, unscheinbarster Gemütswärme eines einzelnen ausgeht, kann erst dann in ihrem ganzen Umfang erkannt werden, wenn man sie im Zusammenhang mit der analogen Förderungskraft anderer ins Auge faßt. Erst dann kann es sichtbar werden, wie die verhältnismäßig kleine Gemeinde der trotz ihrer

Unscheinbarkeit Gefühlsreichen und Geistigen auf verschlungensten Wegen des sozialen Verkehrs eine Arbeit der Veredlung und Lebensvergeistigung vollbringt, die seelisch unvergleichlich fruchtbarer ist, als das glänzendste Wirken kalter oder niedrig gesinnter Virtuosen.

Durch eine dergestalt abgestufte Rücksicht muß die Gefühlsbetätigung so harmonisch organisiert werden, daß selbst das Mitgefühl mit den wenigst Beseelten, wenigst Geistigen immer noch größer und wärmer sein wird, als es innerhalb der nivellierten oder primitiv differenzierten Liebe sein könnte.

Das neue Gewissen wird die sorgfältigste Unterscheidung zwischen Einzelnen und liebevollste Ergründung ihrer Anlagen und Entwicklungsfähigkeiten verlangen und zu individualisierendem Entgegenkommen veranlassen.

Demnach wird auch die Liebe zu den Unbegabten und geistig Unregsamsten ihren bisherigen leeren, abstrakten und unfruchtbaren Charakter abstreifen, die Entwicklungsunterschiede unter diesen bescheidenen Pflanzen aufmerksam untersuchen, abwägend berücksichtigen und mit liebevoller Teilnahme umfassen. —

Es sei hier nachdrücklich und ein für allemal festgestellt, daß es einem neuen, vollkommeneren Gewissen nicht um eine mathematisch genaue, mithin unrealisierbare Abzirkelung und Abmessung der geistigen Entwicklungsgrößen zu tun sein wird. Wirklich maßgebend für eine gefühlsgefärbte und wirksame Unterscheidung können nur solche Abweichungen der Anlage und der geistigen Wachstumsfähigkeit sein, die deutlich sichtbar zu werden vermögen. Aber auch diesen gegenüber wäre kein Mensch imstande, eine mathematisch genaue Zuwendung bestimmter Größen der Teilnahme, Liebe und Berücksichtigung vorzunehmen und einzuhalten. Der pedantische Versuch, dies zu erreichen, müßte scheitern und obendrein zu Ergebnissen führen, die den Tendenzen des neuen Gewissens völlig zuwiderlaufen. Das neue Gewissen wünscht nur eine derartige Differenzierung der Liebesintensitäten, die verwirklicht werden kann, und deren Erstreben weder die Entwicklung des Mitfühlenden noch die des Empfängers des Mitgefühls ständig und unvermeidlich schädigen müßte. Es handelt sich also nur um eine Teilnahme und Berücksichtigung, denen bis zu einem gewissen Grade auch für zahllose Imponderabilien subjektiver Bevorzugung Raum gelassen

wird, einer Bevorzugung, die aber kaum die Macht erlangen könnte, das Hauptprinzip einer objektiven Rücksichtnahme wesentlich zu durchbrechen. —

Für das interindividuelle Leben, für Gemeinschaft und Menschheit ist es von höchstem Belang und ausschlaggebend, ob und in welchem Umfang die Einzelnen ihre größeren und größten Liebesintensitäten den wesentlich und bedeutend höheren Geisteskräften oder den viel geringeren zuwenden. Es gibt aber Entwicklungsunterschiede, deren Berücksichtigung für das seelische Gedeihen der Gesellschaft und des Einzelnen oft weniger erforderlich ist, als ein kraftsteigerndes Willfahren bezüglich mancher subjektiver Bevorzugungsregungen.

Erst ein solches subjektives Willfahren in betreff mancher geringerer Unterschiede wird der objektiven und wesentlichen Differenzierung der Teilnahme die Farben der vollen Freiheit, Improvisation und Frische geben, Empfindungen, welche zur vollen Entfaltung der Liebe und Rücksicht unumgänglich sind. —

Mit der fortschreitenden Menschheitsentwicklung, mit dem Wachstum des Verständnisses für höhere und edelste Vorgänge und Züge des menschlichen Geistes werden bei vielen die subjektiven Neigungen den objektiven mehr und mehr weichen, bis auf ein Mindestmaß, welches zu erhalten gerade im Interesse der seelischen Vervollkommnung liegt.

Vergangene und künftige Gewissens-formen kulturhistorisch beleuchtet

In dem verwirrenden Gewoge des Weltalls kann sich der Mensch nur dadurch zurechtfinden, daß sich manche gemeinsame Züge, Bestandteile, Änderungen und Eigenschaften der Dinge jedwedem aufdrängen. Aus solchen Eindrücken der Ähnlichkeit und Gleichheit wächst der Grundstamm der Lebensorientierung hervor, dem nach und nach ein ganzer Wald von vermeintlichen und wirklichen Gemeinsamkeiten aufgepfropft wird. Insbesondere wird das Kind zunächst mehr von den auffallendsten und zugänglichsten Wiederholungen und Dasselbigkeiten als von der Dinge und Menschen Abweichungen beeindruckt. Ihm sind ja selbst die häufigsten Typen noch neu und unbekannt, es fällt ihm schwer, sich darin auszukennen, sie bleiben auf lange hinaus sein wunderbarstes Ereignis.

Infolge der geringen Empfänglichkeit und Empfindlichkeit verbleiben gar zu viele auf einer Stufe verwaschener und typenhaft leerer Anschauung stehen, die nur ein kleines von der eines Kindes abweicht. Wer kennt nicht solche, die kaum eine Eiche von einer Linde zu unterscheiden wissen, für die ein jegliches große Gewächs unterschiedslos nur ein Baum ist?

Diese große Unfähigkeit, individuellere Unterschiede und Schattierungen wahrzunehmen oder vorzustellen, wird durch die sehr verbreitete geistige Trägheit wesentlich unterstützt und gesteigert. Selbst bedeutende und hochbegabte Menschen werden von ihr heimgesucht, wo es gilt, die Schwierigkeiten einer einseitigen Entwicklung und Geistesrichtung zu überwinden. —

Fällt es schon schwer, die „unbelebten" Naturvorgänge in fein und reich unterscheidender Weise vorzufinden, auf wieviel größere Schwierigkeiten muß erst eine schattierende Beobachtung der beseelten Wesen, insbesondere der Menschen stoßen! Kommen doch hierbei zu den Hindernissen der physikalischen Erkenntnis die der physiognomischen und psychologischen hinzu.

Daher gibt es Zahllose, die trotz der Milliarden seelischer Erfahrungen, die ein jeder machen muß, zwischen Mensch und Mensch feinere, verborgenere Unterschiede des Charakters und der Entwicklung kaum wahrzunehmen imstande sind und fast ausschließlich auf die allgemein bemerkbaren, auffallendsten Unterschiede des Alters, des Geschlechtes, der Rasse, der äußeren Abzeichen von Rang und Beruf sich verlassen müssen. Aus solchen Merkmalen wird ein unbestimmtes, fälschendes Gesamtbild der Seelen erschlossen und wechselwirkend zur Erklärung der Gestalten und Antlitze herbeigezogen. Die Entfaltung dieser Bilder des Geistes muß demnach überaus eintönig vonstatten gehen und zu starkem Übersehen sowohl physiognomischer wie seelischer Abweichungen führen. Solcherweise verkümmert der letzte Rest der plastisch psychologischen Einbildungskraft und der Freude an der Mannigfaltigkeit geistiger Erscheinungen. Es entsteht vielmehr das Bestreben, den lästigen Schwierigkeiten einer reicheren, verfeinerten Unterscheidung zwischen Mensch und Mensch aus dem Wege zu gehen.

Hieraus entspringt die Neigung, aus dem unterschiedlichsten Verhalten der Einzelnen allzu ähnliche Sozialschlüsse über ihr Fühlen und Wollen, ihr Tun und Lassen zu ziehen. Dies hat zur Folge, daß die individuell abweichendsten Erlebnisse und Absichten, weil nicht als wesentlich verschieden erkannt, nicht selten die gleiche Bewertung erfahren. Und es ist von höchstem Belang, daß sich, der fälschenden und typenhaft leeren Art solcher sozialer Analogieschlüsse entsprechend, nur wenig abweichende, eintönige, oft fast unterschiedslose Mitgefühle und Gegengefühle anschließen.

Wo Art und Weise der unterschiedlichsten Menschen und Seelenvorgänge als ungefähr sehr ähnlich empfunden, als ungefähr gleich „gut" oder gleich „schlecht" bewertet werden, bringt man ihnen überaus ähnliche Gefühle der Liebe oder des Hasses entgegen.

Wie ersichtlich, besteht eine sehr verhängnisvolle, ständige Wechselwirkung zwischen den stumpfsinnigen und trägen Nivellierungstrieben des sozialen Analogieschließens, des Bewertens, Mitfühlens und Gegenfühlens. Wie die gleichmäßige Wertung eine Eintönigkeit von Liebe und Haß mitbedingt, so werden auch diese letzteren infolge ihrer geringen Abstufung und Schattierung eintönig gewertet.

Diese Nivellierungsarbeit des Stumpfsinns und der Trägheit wird durch zahlreiche Empfindungen, Leidenschaften, Gefühle unterstützt und

gesteigert, von denen ich nur manche der belangreichsten hervorheben möchte. —

Die Furcht vor dem Unbekannten erzeugt oft Angst oder Bangigkeit vor dem stark Unähnlichen, weil dieses, insbesondere die größere Andersheit eines Menschen, leicht als etwas Fremdartiges, Ungewohntes und Unbekanntes empfunden wird.

Um solchem Unbehagen zu entrinnen, flüchten sich viele zu den Waffen des Selbstbetruges, indem sie sich einzubilden suchen, die gefürchtete Andersheit sei nur Schein und Irrtum. Hierin werden sie durch gewohnte Nivellierungsarbeit ihrer Stumpfheit und Trägheit unterstützt, wie diese ihrerseits durch die Selbsttäuschung gefördert und erweitert wird.

Da nicht nur Fremdheit der Rasse, des Volkes, des Berufes, sondern auch die geistige Überlegenheit angst und bange macht oder Neid und Eifersucht weckt, so sucht der Furchtsame, Eitle, Neidische nicht selten vor aller höheren Anlage und Entwicklung und selbst vor deren Vorhandensein die Augen zu verschließen. Hierin wird er gewöhnlich durch die Scheu vor der Anstrengung und Schwierigkeit bestärkt, die das Streben verursacht, Ungewohntes oder gar Überlegenes zu erraten, zu verstehen, zu ahnen.

Wird der Bequeme eines Fremden oder Überlegenen ansichtig, dann hat er oft das bedrückende Gefühl, ähnliche Empfindungen der lästigen Unbekanntheit und Unverständlichkeit jenem einzuflößen.

Diese Überzeugung von der Gegenseitigkeit gibt dem Streben nach illusorischem Ausgleich der Unterschiede einen größeren Ansporn. —

Eitelkeit und Ehrgeiz lassen oft auch begabte Menschen nicht ruhen, bis sie die ausgezeichneten Eigenschaften anderer durch Absehen, Übersehen, Andichten minderwertiger Anlagen nicht mehr gewahr werden. Hierin gleichen sie den Stumpfsinnigen und Trägen, denen zwar von vornherein die Fähigkeit fehlt, hochgeistige Züge wahrzunehmen, die aber dem Ruhm, dem Ansehen und geringeren Wettbewerb gegenüber der nivellierenden Eitelkeit einen beträchtlichen Spielraum gewähren. —

Auch das Verlangen nach gegenseitigem Verständnis und wechselseitiger Hilfe erzeugt oft Neigung zur Selbstvortäuschung einer Ähnlichkeit in Anlagen, Interessen, Entwicklungen, wo keine oder nur geringe Geistesverwandtschaft vorliegt. Während aber der Geistigere und Begabtere in

solchen Fällen gewöhnlich die Eigenschaften seines Genossen in der Einbildung erhöht, sucht der Geringere und Stumpfere die Seelenart des anderen bei sich herabzustimmen oder die eigene zu überschätzen, um den erwünschten Ausgleich zu erlangen. —

Sofern Vereinsamung und hoffnungslose Sehnsucht das Verlangen nach Freundschaft, Liebe und beseeligenden Verkehr nicht selten ins Unermeßliche steigern, bilden sie den fruchtbarsten Boden für dergleichen Versuche, sich Ähnlichkeiten und geistige Verwandtschaften vorzutäuschen, wo in Wirklichkeit fast keine bestehen oder größte Unterschiede und Gegensätze vorwiegen. —

Ein jedes Gefühl, eine jede Vorstellung, ein jeglicher Gedanke und Willensvorgang sind gleichsam Persönlichkeiten, mit eigenem Charakter, eigenen Anlagen, Kräften und Gaben ausgestattet. Nur schwer dringt das Auge des eigenen oder fremden Geistes in ihre verborgene Behausung, zu den kaum bewußten Erlebnissen, von denen sie wie von einer unsichtbaren Schar von Nebengestalten begleitet werden.

Ihre individuelle Eigenart zu fassen, dazu gehört oft eine noch größere Beobachtungsgabe, Einbildungskraft und Erkenntnis als zum Begreifen eines ganzen Menschencharakters. Es besteht daher ein überaus mächtiger Hang, auch sie, die Einzelerlebnisse unterschiedlichster Menschen, ungleich ähnlicher zu finden als sie sind, sie verwaschen, der Eigenart beraubt zu schauen und miteinander zu verwechseln.

Infolgedessen werden sie meist sehr gleichartig bewertet, wird ihnen eine wenig voneinander abweichende Weise des Gefallens oder Mißfallens, des Mitgefühls oder Gegengefühls entgegengebracht.

Die Nivellierung des Vorfindens, Wertens und Fühlens in bezug auf Einzelvorgänge der Seele steht zur analogen Nivellierung hinsichtlich ganzer Persönlichkeiten im Verhältnis reichster Wechselwirkung. Entsteht doch das synthetische Bild, welches man von einem Menschen hat, aus einer Reihe von Erfahrungen, unter welchen sich zahlreiche finden, deren Augenmerk vorzüglich dem geistigen Einzelvorgang und nicht der Totalität der Seele und ihres Ausdrucks zustrebte. Aber auch die aus der synthetischen Betrachtung des Ganzen entstandenen Erinnerungen enthalten nur eine verschwindend geringe Bruchzahl von zusammenfassenden Nachbildern eines Gesamtlebens. —

Werden also die ein Gesamtbild erzeugenden Einzelanschauungen um ihre Eigenart gebracht, so muß auch jenes Gesamtbildnis eines Menschen das Antlitz jedermanns tragen.

Die Gewohnheit, einzelne Erlebnisse anderer für sich mundgerecht zu machen, indem man sie in der eigenen Einbildung um ihre wertvollsten Eigenschaften bringt, ihre Tragweite, ihre Fruchtbarkeit oder Gefühlsfarbe mit Absicht übersieht oder fälscht, führt gar zu leicht und oft zur Leidenschaft und Neigung, die Gesamtseele vieler edler Menschen zu unterschätzen, zu fälschen, einer geistig tiefstehenden, untergeordneten Menge gleichzustellen.

Der Wunsch, einen einzigen Vorgang im Leben eines bestimmten Menschen zu verstehen, kann oft zum Verlangen, zur Sehnsucht hinüberleiten, seine ganze Seele zu begreifen. So kann auch der Wunsch nach gegenseitigem Verständnis in einer einzigen Hinsicht zum Ersehnen einer reicheren, harmonischeren Gegenseitigkeit führen. Mag jener Wunsch aus Eitelkeit oder Liebe entstanden sein, er bewirkt vielleicht ebenso oft wie das Verlangen nach synthetischem Seelenverkehr eine Neigung zur nivellierenden Selbsttäuschung. Auch in diesem Fall fördert die Vereinsamung die Intensität des Sehnens, die Kraft der Verähnlichungstäuschung und deren Ausbreitung. —

Es gibt z. B. Künstler, die einen andern ausschließlich um ein vereinzeltes Können, eine bestimmte Farbentechnik, ein einziges Stimmungsmoment beneiden und so lange trachten, diese falsch zu beurteilen, bis sie, durch das erworbene Mißverständnis beruhigt, jene wirklich wertvollen Eigenschaften zu verachten gelernt haben. — Viele hoffen dagegen, durch das Verständnis für eine technische Fertigkeit dem andern auch geistig ebenbürtig zu werden, oder daß seine Überlegenheit und Größe sich als Trugbild erweisen mögen. Ist auch diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, so wird sie doch durch die Einbildung, das Ziel erreicht zu haben, oder durch die inzwischen eingetretene Verachtung des früher Beneideten reichlich gestillt. —

Die Gemeinsamkeiten des menschlichen Typus verleiten häufig, auch dort eine Gleichheit zu sehen, wo keine besteht. Vorzüglich erschweren sie den Glauben an eine große Andersheit, an wesentliche Unterschiede des Geistes und Könnens unter den Menschen. Wahrscheinlich hat sich

der Wilde in grauer Zeit teilweise auch aus diesem Grunde Schöpfer und Heilande in tierischer Gestalt gedacht. Instinktiv suchte er der Illusionsstörung vorzubeugen, die aus einer allzugroßen Vermenschlichung der Zauberkräfte entstehen könnte.

Auch in unseren Tagen würde eine bahnbrechende, schaffensgewaltige Andersheit nicht auf soviel Mißtrauen und Unglauben stoßen, wenn ihr ein vom menschlichen einigermaßen abweichender Körpertypus zu Hilfe käme: wie etwa Alexander dem Großen die Hörner des Jupiter Ammon. —

Mit den Gemeinsamkeiten des Typus verbinden sich die der Rassen und des Volkes, des Berufes und der Religionsgemeinschaft, der Sitten und Bräuche, den Glauben an größere, persönlich individuelle Unterschiede des Geistes oft erschwerend.

Leider sind es die zahllosen Schwächen, welche als Gemeinsamkeit ungleich leichter in die Augen fallen und begriffen werden, als die wertvollen, die geistigen und die schöpferischen Eigenschaften. Jene sind es auch, welche den Glauben an wirkliche Größe und Heiligkeit wesentlich herabmindern. —

Selbst von der Gesamtnatur werden Stumpfheit und Trägheit, Furcht und Eitelkeit, Herrschsucht und Neid, Mißgunst und Rachsucht in ihrer nivellierenden Arbeit gegen den heiligen Geist gefestigt und gefördert.

Denn wie das vollkommenste Kunstwerk in der Hand eines Narren oder Bösewichts zur gefährlichen Waffe werden kann, so vermag auch die erhabenste Naturerscheinung Seelenverderben und Niedergang zu wirken, wofern sie auf Mißverstand, Aberglauben oder Wildheit stößt.

Die Tatsache, daß die Natur weder „Gut" noch „Böse" bevorzugt, erscheint vom animistischen Standpunkt aus als „Gleichgültigkeit" allen seelischen Unterschieden gegenüber.

Oft werden die Besten von Krankheiten dahingerafft, von Überschwemmung, Mißwachs, Erdbeben und furchtbaren Orkanen heimgesucht. Auch ist der Tod allen gewiß. Mögen die Menschen gegeneinander kämpfen und toben, mögen sie in Frieden und Eintracht leben, weder die Erde noch die Sterne verändern dadurch ihren Lauf. In majestätischer Ruhe und Stille strahlt die Sonne, wölbt sich der Himmel über den Gerechten und den Bösewichtern, über den Leeren und Fruchtbaren, über den Geringen und den Gewaltigen des Geistes.

Wer kann sich da auf die Dauer des Gefühls erwehren, von der sichtbaren Natur und Ewigkeit würden die edlen Eigenschaften und Seelen ebensowenig beachtet und verschont wie menschliches Gelichter und Raubzeug?

Selbst wenn er an eine gerechte Weltordnung glaubt, muß ihm doch die furchtbare Gleichheit und Unverrückbarkeit der Naturgesetze auffallen, die keinen verschonen, wenn es auch für das ganze Menschengeschlecht bitter nötig wäre.

Da kann es nicht wundernehmen, wenn viele, so mächtig in die Einflußnahme des Weltalls verstrickt, von kaum bewußter Nachahmung der Naturblindheit oder ihres vermeintlichen Gleichheitsfatalismus nur selten und wenig lassen können. Sie beugen sich dem übermächtigen Zwange und vermögen nicht zu begreifen, es könnten Wege und Mittel geschaffen werden, ihn zu überwinden. —

Selbst Heilige sehe ich ihre ganze Liebesarbeit verdorrten Gräsern zuwenden, während die schönsten Blumen und Blüten der Gier von Schafen und Rindern preisgegeben werden . . .

Furchtbar ist der nivellierenden Kräfte Gewalt, den Blick und Sinn für die wunderwirkenden Unterschiede der Geister abzustumpfen und vielfach zu ertöten!

Sie gleicht dem stillen Nagen des Wassers, welches im Laufe der Zeiten die höchsten Gebirge in zahme Hügel verwandelt und schließlich hoch und gering dem Erdboden gleichmacht.

Sie untergräbt das Interesse für feinere, geistigere, künstlerische und religiöse Schattierungen und läßt deren Bewertung wie das Mitgefühl mit ihnen völlig verflachen oder gleichgültig werden. So bereitet sie den Boden für eine roh unterscheidende Wertungsweise, welche, sich auf äußere Merkmale des Standes, der Partei und der Macht stützend, die höheren Anlagen und Eigenschaften des Geistes hintansetzt und sie dem Zufall der Abstammung, der Kraft des Körpers, der Größe oder Geringheit des Besitzes, der Mittelmäßigkeit oder sogar Verkommenheit preisgibt. —

Der Stumpfsinn, die Trägheit und die andern Ursachen des schattierungslosen Einerlei in der Auffassung der Dinge und Menschen bewirken, daß sich den meisten selbst die auffallendsten, sich unvermeidlich auf-

drängenden Verschiedenheiten in Natur, Gruppe und Einzelseele zumeist in nebelhaften Umrissen und teilweise in gefälschter Gestalt darstellen. Infolgedessen kommt es nur äußerst selten zu feinerer Unterscheidung, und das unvermeidliche Vorfinden von Verschiedenheiten hat von selbst nicht Kraft genug, dem übermächtigen Anprall der alles gleichmachenden Wogen erfolgreich standzuhalten.

Sofern in einem jeglichen wenigstens kaum bewußte, dumpf empfundene Idealbedürfnisse schlummern, ein Verlangen nach dem Glücksgefühl verehren, bewundern, bevorzugen zu können — suchen die meisten ihr Heil in der Idealisierung, der sich am leichtesten, ohne geistige Anstrengung darbietenden Differenzierung.

Die Unterschiede in Körperkraft und Gewandtheit, in äußerer Macht und Gewalt, in unverdientem Erfolg oder Ruhm, in sinnlichen oder zerstörenden Eigenschaften bemächtigen sich fast ihres ganzen Augenmerks und eines Großteils ihrer Teilnahme, ihrer Phantasie, ihres ästhetischen, künstlerischen und religiösen Interesses.

Es ist ersichtlich, daß die Vorliebe für eine so geartete Differenzierung im Auffassen, Bewerten und Mitfühlen — das Entstehen wahrhaft geistiger Unterscheidnng in höchstem Maße behindert und mit der Neigung wesentlichere, seelische Abweichungen nicht zu sehen oder nicht zu beachten aufs engste verschwistert ist.

Infolge dieses unabsehbaren, ungeheuerlichen Dranges nach Gleichmachung höherer und höchster Geisteskräfte und nach *Steigerung einer minderwertigen Rohdifferenzierung* gelangen am leichtesten und häufigsten mittelmäßige oder nichtige, streberhafte, brutale, machtlüsterne Elemente zu Ansehen und Gewalt, während die edlen, feinfühligen, geistigen und schöpferischen zumeist verkümmern und in den Hintergrund gedrängt werden.

Selbst diejenigen, die siegreich aus dem ungleichen Kampfe hervorgehen, haben oft den Großteil ihrer Gesundheit, ihrer Frische und Schaffenskraft verloren. Schon in der Kindheit, der Zeit der größten Unbewußtheit und der geringsten Widerstandskraft hebt er an, der grauenvolle Strauß. Das begabtere oder genial veranlagte Kind beansprucht keine andere Erziehung und Behandlung als sie selbst den unfähigsten, den stumpfesten zuteil wird. Es leidet aber unter unrichtiger Auffassung seiner Wünsche und Bedürfnisse unsäglich, auch wenn man

ihm mit Zärtlichkeit und mißverstehender Güte entgegenkommt. Es fühlt sich gehemmt und bedrückt, ohne es zu wissen und ohne zu ahnen warum. Die allzu geringe Berücksichtigung oder das Nichtbeachten seiner wesentlichen und schöpferischen Eigenart, die es am belangreichsten von andern Kindern unterscheidet, tötet viele wertvolle Keime seiner Anlage, schwächt diese ab, legt allerlei Samen der Selbsthemmung in die Seele und verlangsamt übermäßig die Entwicklung. —

Und muß es erst hervorgehoben werden, wie fast eine jede geringere oder größere Ausnahme, insbesondere wirklich große, bahnbrechende Menschen meist einem größeren Haß, einer größeren Verfolgung und Unterdrückung und Lebensbedrohung ausgesetzt sind als die Mittelmäßigen, die geistig Gleichgültigen oder die rohen und rücksichtslosen Egoisten?

Was wurde im Laufe der Zeiten unternommen, um diesem furchtbarsten Verhängnis der Menschheit zu steuern, um deren segensreichste, schönste, heiligste Kräfte zu retten und der Vervollkommnung der Gesamtheit freiere Bahnen zu eröffnen? Was haben die bisherigen Kulturgestalter getan, um uns alle vor den blinden Trieben und der Zerstörungswut der rohen Massen zu beschützen? Hat sich die Wissenschaft, haben sich Kunst und Religion, Philosophie und Moral mit vollem Bewußtsein des Zieles und der Mittel und mit Entfaltung der größtmöglichen Energie diesen wahren Martern der Hölle, der Hölle der Besten, entgegengestemmt?

Dies kann nur im Zusammenhang mit der Untersuchung des Einflusses ermittelt werden, den im Laufe der Zeiten die unterschiedlichen Arten der Regierungsform, der Gesellschaftsordnung und der Sitte auf die Gestaltung des Wertens in bezug auf die geistige Gleichheit und Ungleichheit der Menschen ausübte.

Gleichheit und Verschiedenheit

In grauer Urzeit, von der zu uns kein Zeichen gedrungen ist, von der sogar die ältesten Gräber schweigen, stand der Mensch an Geist und Wissen weit, weit hinter den wildesten Naturvölkern der Gegenwart zurück. Wollen wir uns aber von der Beschaffenheit ihrer Lebensweise

einen mutmaßlichen Begriff bilden, so müssen wir unser Augenmerk auf die zahlreichen Gruppen richten, in welchen sich primitive Bräuche und Sitten am reichsten und naturwüchsigsten erhalten haben. Auf so jungfräulichem Boden fußend, können wir die Ursprünge der alten Großkulturen deutlicher versinnbildlichen und ahnen, die Entwicklung des Mittelalters und der Neuzeit sachlicher messen und beurteilen.

Wir wollen hier wenigstens flüchtig andeuten und ins Auge fassen, wie die Naturvölker und wie die schöpferischen Kulturen der Erde sich den geistigen Anlagen gegenüber verhielten, wie deren Wurzeln, Äste, Zweige und Früchte von ihnen gesehen, empfunden, bewertet, behandelt wurden, wie in ihnen die Gefühle von menschlicher Gleichheit und Ungleichheit zur Entfaltung gelangten. —

Der Kannibalismus, die Menschenopfer und die unaufhörlichen Kriege haben das Menschenleben so sehr entwertet, daß die Tötung Neugeborener bei vielen Primitiven bis unlängst in Blüte stand und noch jetzt nicht völlig verschwunden ist. Vielweiberei, Polyandrie und Weibergemeinschaft trugen ihrerseits dazu bei, das Kind dem Vater oder beiden Eltern zu entfremden, ihm den Reiz der Neuheit und Seltenheit zu nehmen und seine Beseitigung zu erleichtern.

Der geringste Anlaß, um so mehr eine Hungersnot oder die Erregung einer abergläubischen Furcht reichten hin, ein unschuldiges Wesen erbarmungslos zu vernichten. Wo es galt, dabei eine Wahl zu treffen, wurden gewöhnlich die kräftigeren Kinder am Leben gelassen und höchstwahrscheinlich auch solche, von deren Verkauf man größeren Gewinn zu erfeilschen hoffte. Noch vor kurzem war es unter manchen Bantustämmen „geheiligter" Brauch, das schwächere Zwillingskind auszuhungern oder zu erwürgen. Kann man annehmen, daß bei der furchtbaren Wildheit solcher Sitten eine Mutmaßung der geistig höheren Anlagen bei der Opferwahl in die Wagschale fallen konnte? Kaum. Denn auch Wilde werden wohl bemerkt haben, daß sich der größeren Körperkraft durchaus nicht größere magische, dichterische oder künstlerische Begabung anschließen müsse. Für sie waren also bloße Nützlichkeitserwägungen bei der Bevorzugung der Stärkeren maßgebend, es sei denn, daß eine Vorliebe für geistige Begleiteigenschaften der physischen Kraft mitschwang.

Auf dieser Stufe der Entwicklung konnten sie noch nicht die Erfahrung gemacht haben, daß unter zarten und körperlich schwachen Kindern oft die genialsten Anlagen zu finden sind. Aber auch mit ihrer geringen Kenntnis der höheren Geistigkeit und Schöpferkraft wären sie gewiß vorsichtiger bei der Aufopferung schwacher Kinder, wenn sie sich in höherem Maße von feineren seelischen, als von utilitären Unterschieden bestimmen ließen. — Wo sie auch nicht auf Tötung der Schwächeren abstellten, unterwarfen viele Stämme ihre Knaben und oft auch Mädchen zur Zeit der Pubertätsweihen solchen grausamen, nicht selten lebensgefährlichen Körperprüfungen, wie Beschneidung mit halbscharfem Messer, Überladung des Magens, Fasten, übermäßiges Wachen bei großer Anstrengung — daß die Zartesten und Empfindlichsten daran starben oder fürs ganze Leben körperlich und geistig Schaden nahmen. Auch in diesen Fällen fand meist eine bewußte Auslese der physisch Kraftvollen statt. Daß es dabei häufig auch um eine Bevorzugung und Förderung roher Instinkte zu tun war, zeigen z. B. die Riten der Tonga[1]. Bei diesem Bantustamme werden oft die noch nicht beschnittenen Knaben von den beschnittenen während der Pubertätsweihen gröblich mißhandelt und unterdrückt, werden diese armen Opfer zu lasziven Gesängen und Gesprächen angehalten. Es ist, als hätte man es auf die Vernichtung feinerer Regungen des Mitgefühls und der Einbildungskraft, auf Entfaltung der sexuellen und seelischen Minderwertigkeit abgesehen, in der Überzeugung, dadurch wahrhaft nützliche und erwünschte Eigenschaften der physischen Ausdauer und der kriegerischen Unerschrockenheit zu erzielen.

Wie unterschiedslos und roh auch weibliche Kinder behandelt werden können, zeigt die Sitte in Neu-Pommern, Mädchen von ihrem sechsten oder achten Jahre bis zur Verheiratung in kleinen Käfigen zu halten. Wieviele mußten durch diesen Brauch um ihre Gesundheit, ihr Leben, ihren Verstand kommen? Nur größte Stumpfheit vermag eine solche Lebensweise fortzuschleppen, ohne größeren Schaden an Leib und Seele zu nehmen. Mit erschreckender Deutlichkeit zeigt sich da ein ungeheuerlicher Mangel an Verständnis für die einfachsten geistigen Bedürfnisse und Triebe selbst durchschnittlicher Menschen. Um so klarer tritt dabei die Unfähigkeit zutage, höhere oder als höher gewertete Anlagen zu berücksichtigen und unterschiedlich zu behandeln. Es wird da nur das Alter

[1] Henri A. Junod, The life of a South African Tribe, Neuchatel, 1912.

und der rein äußerlich bedingte Umstand des Unverheiratetseins in Betracht gezogen. Der Gesundheitszustand, die körperliche Kraft oder Schwäche, die damit verbundenen Eigenschaften, Wille und Charakter, Güte und Schlechtigkeit, Begabung und Verstand werden außer acht gelassen.

Ähnlich unterschiedslos in geistiger Hinsicht wird die Kinderheirat bei vielen Naturvölkern betrieben. Bei den Tonga genießt eine solche Ehe manche Vorrechte. Bei den Papua, welche die Nordinseln der Neuen Hebriden bewohnen, leben die zur Ehe bestimmten Kinder in einem gemeinsamen Häuschen, wodurch sie Gelegenheit haben, sich näher kennenzulernen und gegenseitig zu beeinflussen. Dies kann gleichwohl die Nichtberücksichtigung der geistigen Unterschiede und der Unterschiede überhaupt, die zwischen beiden Gefangenen bestehen, durchaus nicht wettmachen. Durch solche Heiraten werden wohl in den meisten Fällen keine höhern Ziele verfolgt. Die Braut wird bei vielen Naturvölkern einfach als Kaufobjekt betrachtet und für Büffel, Geld oder Schweine verschachert. Wer würde sich da noch Sorge machen, ob die beiden zueinander gestimmt sind, ob sie überhaupt für ein Zusammenleben geeignet sind, welches, von langer Hand vorbereitet, dem Bedürfnis nach freier Wahl und nach eindrucksvoller Neuheit so wenig entgegenkommt?

In der Kinderheirat wird gleichsam eine Syntheſe der unterschiedslosen Mißhandlung beider Geschlechter vor Augen geführt. Sowohl der Knabe wie das Mädchen haben da nichts zu sagen, nichts zu entscheiden. Sie werden wie unbeseelte Dinge willenlos aneinandergekettet, mögen sie klug sein oder dumm, kalt oder gefühlvoll, stumpf oder begabt. Daß die feinfühligen, empfindlichen, schaffenskräftigen dabei am meisten zu leiden haben und am ärgsten abschneiden, braucht wohl kaum der Hervorhebung. —

Es wäre aber verfehlt, aus den bisherigen Ausführungen zu folgern, die Primitiven ermangelten jeglichen Verständnisses für geistige Unterschiede, welche unter Kindern bestehen, oder sie wären vollständig unfähig, seelische Anlagen und Eigenschaften, die ihnen zusagen, entsprechend zu bewerten und zu bevorzugen.

Es ist nur ersichtlich, daß in ihrer Wertung die körperliche Kraft und Gesundheit weit vorangeht, die rohen Eigenschaften nachfolgen und geistigere Fähigkeiten ganz hintennach kommen, am wenigsten der Be-

achtung gewürdigt, aber trotzdem nicht selten bemerkt und manchmal geschätzt. Selbst in der Bevorzugung der Körperkraft machen sich Spuren einer geistigen Unterscheidung bemerkbar. Denn in den Zügen der Kraft lesen sie häufig die Ankündigung künftiger Kühnheit und Tapferkeit. Gleichwohl sind diese Ansätze zur Unterscheidung und Höherbewertung seelischer Entwicklung nur ganz rudimentär und bilden neben dem machtvollen Baum der groben Nützlichkeitsschätzung ein ungepflegtes, unbegossenes, armseliges Pflänzchen. Infolgedessen muß neben der Unterscheidung der größeren oder geringeren Einkommensquelle, der physischen Hilfsfähigkeit, der gesellschaftlichen Macht, die man sich von der Gesundheit und Körperkraft oder dem Geschlechte des Kindes verspricht, ein beherrschender Hang zur Gleichgültigkeit seinen geistigeren und innerlichsten Eigenschaften gegenüber entstehen.

Ist das Mädchen mannbar geworden, dann wird es von den Eltern gewöhnlich als Verwirklichung der Erwerbsträume angesehen. Mit darum beachten sie an ihm zumeist diejenigen Eigenschaften, welche einem Bewerber in der Regel erwünscht sind: Kraft, Gesundheit, Geschicklichkeit in Arbeit und Dienst. Daneben kommt auch eine gewisse konventionelle Schönheit in Betracht. Bei den meisten Naturvölkern wird die Frau von ihrem Gatten als Mehrerin seines Besitzstandes betrachtet. Während meines Aufenthaltes im Kapland teilte mir ein gebildeter, durchaus vornehm veranlagter Fingokaffer vertraulich und freudig mit, er hoffe für seine Töchter genug Büffel zu erlangen, um für die Zukunft, insbesondere für das Alter, völlig gesichert zu sein. Man zahle soviel, weil die Neger nicht gerne arbeiten, und Feldbestellung, Kochen und alle wirtschaftlichen Besorgungen ihren Frauen aufbürden. Allerdings werde der Wert einer mannbaren Jungfrau, mithin der Kaufpreis, durch die Abstammung aus „guter Familie" erhöht. Dieser Bericht wurde mir durch andere Neger bestätigt.

Zwar gibt es schon afrikanische Neger, die eine Heirat „aus Liebe" schließen, sich freiwillig in das Joch der Arbeit begeben, um der Frau die ausschließliche Beschäftigung mit dem Minnedienst zu ermöglichen, aber diese Fälle sind das Ergebnis der arabischen oder europäischen Beeinflussung. Sie finden meistens in Kolonialzentren statt. —

Die Ehe wird bei vielen Naturvölkern durch Kauf geschlossen, die Frau wie ein Sklave mißbraucht und ausgebeutet. Selbst bei Stämmen, wo

solcher Kauf nicht im Brauch ist, wie z. B. bei den Niam-Niam, deren Häuptling die Bräute für seine Untertanen auszuwählen hat, verrichten die Frauen die Feldarbeit, kochen, brauen eine Art Bier, während die Männer der Wildjagd obliegen. —

Die feilschenden Eltern und der kaufende Bewerber bestärken sich durch den Handel in der fast ausschließlichen Nützlichkeitsbewertung der Frauen. Dadurch sinken diese zur Ware herab und verlieren bei Gatten und Umgebung an seelischer Bedeutung. Dies muß zweifelsohne auch die geistige Selbstschätzung solcher Frauen stark herabmindern und sie für Sklavendienste gefügiger machen. Dabei wird durch den Zwang zur Wahllosigkeit auch die Abstumpfung der Frauen den geistigeren Eigenschaften der Männer gegenüber überaus gefördert.

Durch den Ankauf von Frauen wird das ökonomische Ansehen des Mannes gesteigert. An dieser Erhöhung der Macht nimmt sie nur selten teil. Dagegen gewinnt sie bei manchen Stämmen an sexuellem Wert, sofern sie bei diesen aufhört Tabu zu sein, während sie bei andern Stämmen gerade durch Tabu den sexuellen Wert für Liebesbewerber einbüßt. Die geschlechtliche Freiheit, die den Frauen vor oder nach der Heirat zuteil wird, dient aber keineswegs der Verfeinerung im Unterscheiden und Werten geistiger Züge. Wahl und Bevorzugung gilt ja in solchen Verhältnissen meistens den Eigenschaften, welche am stärksten der sinnlichen Erregung und Wollust dienen. Auf diesem Wege wird eher der letzte Rest von differenzierender seelischer Einschätzung unterdrückt nnd vergröbert.

Hat die Gleichgültigkeit in bezug auf tiefere seelische Unterschiede und die einseitige Bevorzugung der Kraft, der Gesundheit, der Sinnlichkeit und des rohen Nutzens schon in der frühen Jugend Wurzel gefaßt, sind sie dann in reiferen Jahren durch zahllose Bedingungen befestigt worden, so kann es nicht wundernehmen, daß dem unbeholfenen, bresthaften, erwerblich und kriegerisch nutzlosen Alter fast gar kein Verständnis und Mitgefühl entgegengebracht wird. Die hilflosen Alten wurden bei vielen Naturvölkern den schwachen und kranken Kindern gleichgestellt und wie diese, ohne Berücksichtigung der geistigen Fähigkeiten, unterschiedslos ausgesetzt, umgebracht, in den Busch geworfen. Bei manchen entstand aus der Not eine Tugend, aus dem Mord eine Pflicht zum Selbstmord. Aber auch jetzt, wo durch Eingreifen einer europäischen Regierung dieses schauerliche Ergebnis einer Wertnivellierung unterdrückt wird, erfreuen

sich Greis und Greisin, wenn sie nicht physisch arbeitsfähig sind, bei vielen Naturvölkern nur sehr geringer Teilnahme. Ihr Leben ist oft bitterer als der Tod. — So werden alle Altersphasen des Menschen einer nivellierenden Rücksichtslosigkeit und Gleichgültigkeit gegen wesentliche geistige Unterschiede preisgegeben.

Das ganze Leben eines Einzelnen und einer Volksgemeinschaft bildet mithin einen Zauberkreis von Wechselwirkungen zwischen den Einzelphasen, die sich in der Unterdrückung geistig abstufender Wertung zu überbieten scheinen. Aber trotz all dieser furchtbaren Stumpfheit läßt sich im Leben der Naturvölker ein kaum bewußtes, aber deutliches und triebhaftes Streben nach geistiger Vervollkommnung und ein Hochhalten mancher wirklicher oder imaginärer Seelenkräfte wahrnehmen. Selbstverständlich mußten diese Ansätze infolge der stumpfen, trägen, mit Hilfe des Herkommens eingewurzelten Unterscheidungslosigkeit nur höchst mangelhaft und rudimentär bleiben. Sie kommen am auffallendsten in der scharfen, meist durch Weihen oder Feier zum Ausdruck gebrachten Trennung der Altersphasen zum Vorschein.

Am meisten verbreitet sind die Pubertätsweihen, welche neben dem Übergang zur geschlechtlichen Reife auch das Entstehen einer höheren Stufe erwünschter geistiger Kräfte darstellen, wie Ausdauer, Tapferkeit, größeres Wissen in Sachen des praktischen und rituellen Verhaltens.

Die indianischen Jünglinge suchten während der Übergangsweihen nicht nur kriegerischen Sinn zu erlangen, sie erstrebten durch Gebet und Fasten in eine ständige Beziehung zu ihrem Schutzgeist zu treten. Und war es auch nicht ein Geist im Sinne höherer Kulturstufen, war es nur ein in Gesichten erschautes Tier, es gab ihm dennoch Zauberkraft und erhöhte seine persönliche Bedeutung. Nach solchen Mysterien galt der Jüngling als Mann, dem es gestattet war, in die Geschicke seines Stammes mit einzugreifen, an einem Kriegszug teilzunehmen. —

Bei manchen Stämmen südafrikanischer Neger herrscht noch jetzt die Sitte, den Eintritt ins reife Mannesalter durch Krönung des Hauptes mit einem schwarz gefärbten, durch Stäbchen und Stricke zusammengehaltenen Wachsdiadem zum Ausdruck zu bringen. Diese Auszeichnung wird unter Tanz und Freude gefeiert und bildete lange eine unumgängliche Bedingung für das Betrautwerden mit sehr belangreichen Aufgaben im Dienste der Gemeinschaft. —

Die Primitiven empfinden einen Großteil ihres Lebenslaufes als eine Annäherung an ihre Ideale der männlichen oder weiblichen Reife, der geschlechtlichen, kriegerischen, erwerbsmäßigen, magischen und gesellschaftlichen Macht. Diese Annäherung erleben sie als eine durch das Alter wesentlich bedingte Entwicklung, wenn dies auch meistens in keiner abstrakten Begriffsform ihnen zu Bewußtsein gelangt. Das Entwicklungsgefühl, welches dem Alterslauf bei sich und andern abgewonnen wird, muß bei jeder Unterscheidung und Wertung von Menschen mitklingen. Mag man sie in bezug auf ihren Besitz, ihre Kraft oder Zaubergewalt einschätzen, die Schätzung muß je nach dem Alter des Beurteilten verschieden gefärbt sein. —

Leider wird bei den Naturvölkern auch die Entwicklungswertung durch Maßstäbe der rohen Nützlichkeit, der kriegerischen Wildheit, der sinnlichen Schönheitsgelüste, der äußeren Macht am stärksten beherrscht und gestaltet. Sie räumen sogar der Zauberkraftschätzung meist einen viel geringeren Einfluß ein, sofern sie einer magischen Fähigkeit gilt, die nicht mit gesellschaftlicher oder erwerbsmäßiger Macht verbunden ist. So gelangen die schützenden und heilbringenden Zauberkräfte der Menschen nur dann zu größter Einflußnahme und Bedeutung, wenn sie mit einem ärztlichen, priesterlichen oder königlichen Beruf und Stand vereinigt, mit dessen autoritärer Hilfe Furcht und Gehorsam einzuflößen verstehen. —

Aber am geringsten vermögen sich die, keinem groben Nutzen, keinem Rohkampf, keiner Wollust dienenden, rein geistigen Maßstäbe des Mitgefühls, der Güte, der künstlerischen Fähigkeiten höhere Geltung zu verschaffen. Wohl lauschen Kinder und Erwachsene den Sagen, Märchen und Geschichten erzählender Frauen und Männer, betrachten viele mit Freude Ornamente und Zierwerk an Booten, Waffen und Bauten, tanzen und belustigen sich gern bei den Klängen ihrer primitiven Musik; aber nur wo die Macht eines Berufes und Standes hinzukommt, wird der künstlerischen Fähigkeit eine größere Würdigung gezollt. Diese gilt indessen nicht so sehr dem größeren Können als der ererbten oder erworbenen gesellschaftlichen Macht des Berufes. —

Während wahrhaft begabte Dichternaturen ihrer Anlage und Entwicklung wegen kaum größere Liebe oder Verehrung erregen, erfreuen sich berufsmäßige, wenn auch unfähige Verseschmiede und Barden, wenigstens bei feierlichen Anlässen, Festen, rituellen Zeremonien eines nicht geringen

Ansehens. Dieses wächst in dem Maße, in welchem sich der Dichtkunst andere geschätztere Berufe wie der eines Medizinmannes, eines Priesters, eines Kriegers oder gar eines Häuptlings hinzugesellen. Solche, die ihr Talent nicht in dieser praktischen Weise, durch Verquickung mit Machtfaktoren des Standes auszunutzen verstehen, werden nicht sonderlich geschätzt. Es gibt sogar bei manchen Stämmen umherziehende Erzähler, die zwar gern angehört, aber wie Bettler entlohnt werden. Ähnlich liegen die Verhältnisse auf andern Gebieten künstlerischer Anlage und Betätigung. Musik, Gesang und Tanz sind sehr verbreitet und beliebt, tragen aber nur wenig zur Erhöhung des persönlichen Wertes bei, wenn ihre autoritäre Wirkung nicht durch die Macht und Suggestion des Standes unterstützt wird. —

Am meisten wird die Zauberkraft geschätzt, gefürchtet, bewundert. Stand jemand im Verdacht, diese Kraft zu mißbrauchen, so wurde er einer Prüfung unterworfen und, wenn der Schuld überwiesen, gewöhnlich ums Leben gebracht. Bedient man sich ihrer um Krankheit zu heilen, böse Geister zu verscheuchen, Siege herbeizuführen, so kann man unter Umständen zum Medizinmann, Exorzisten oder Priester vorrücken. Diese Kraft wird aber meist dem Besitz von Zaubermitteln oder magischen Formeln zugeschrieben oder von der Ausführung verschiedener äußerlicher Handlungen, wie Fasten, Enthaltsamkeit, Tanz bis zur Raserei, betäubender Musik abhängig geglaubt. Sie wird daher oft als Erbschaft übermacht und als Familienberuf ausgeübt. Infolgedessen ist ihre Bewertung in hohem Maße von der Einschätzung der seelischen Eigenschaften unabhängig. Sie wird kaum als Ergebnis von Güte, Verstand, Phantasie oder geistiger Schaffenskraft empfunden. Die Huronen glaubten an das Dasein einer Riesenschlange, deren Haupteshorn selbst Berge und Klippen zu durchbohren fähig sei. Medizinmänner suchten in den Besitz eines solches Horns zu gelangen. Wahrscheinlich haben sie allerlei im Boden gefundenes Beinzeug oder Gehörn für das Gewünschte gehalten. Dieses wurde zermalmt, in Pulver zerrieben, in Wasser aufgelöst und vor einem Kriegszug als glückbringendes magisches Getränk unter die Männer verteilt. —

In den Fällen, wo die Zauberkraft sich der Gedanken, Vorstellungen, Wünsche oder Visionen bedient, um auf die Geister, die Fetische, die

Seelen fern weilender Verwandter einzuwirken, wird oft dem sprachlichen, sanglichen oder mimischen Ausdruck der inneren Zustände mehr Wirksamkeit zugeschrieben, als diesen selbst. Allerdings sind daraus bei manchen begabteren Stämmen allmählich auch geistiger gefärbte Bräuche des Zaubers hervorgegangen. Die Dakotah, die Omaha und viele andere Indianerstämme, die einen festen Glauben an die Fernwirkung der Musik und des Gesanges auf Geister und Menschen hegten, bildeten eine Gattung von Liedern aus, welche dem Fernschutz kämpfender Krieger dienten. Die heimgebliebenen Frauen sangen im Zelte der Familie des Heerführers wenige, aber aufmunternde Worte von Gefahr und Sieg, um wenigstens solcherweise ihren Männern, Söhnen und Freunden zu helfen und sie mit Kraft zu erfüllen.

Man kann diesen Weisen kaum eine gewisse Innerlichkeit absprechen. Sie offenbaren zugleich den geringen Glauben an die hinlängliche Wirksamkeit des bloßen Wunsches, ohne Mithilfe von Wort und Gesang.

Der Glaube an Zauberkräfte enthält Keime von sehr wichtigen seelischen Entwicklungen. Er nährt und erhält den Sinn für das Ungewöhnliche, Geheimnisvolle, Wunderbare. Er weist hin auf die große Bedeutung der unsichtbaren und unbekannten Kräfte und weckt leise, kaum bewußte Ahnungen eines vollkommeneren Lebens. Aber innerhalb des Gesichtskreises der Naturvölker bildet der Zauber eher ein nivellierendes, als ein geistig differenzierendes Prinzip. Er weist den groben Stoffen und den äußeren Geschehnissen eine ungleich größere Gewalt zu als den inneren seelischen Vorgängen und Eigenschaften. Er wird überaus häufig gegen die Macht der Geister und Fetische angewandt, wodurch eine religiöse Verehrung wesentlich beeinträchtigt und die übermenschliche Zauberkraft nicht viel höher eingeschätzt wird als die menschliche.

Zu alledem vermindert er die Zuversicht in die rein seelische Kraft des Willens, des Verstandes und anderer geistiger Eigenschaften, sofern ihm auf die Dauer ein jeder unterliegen muß, da er als die Hauptursache des Todes angesehen wird und bei vorausgesehenen Angriffen nur durch Gegenzauber bekämpft werden kann.

Wie wenig die Zauberwertung von der Wertung der Seele beeinflußt wird, offenbart sich im Glauben, daß die Seele eines jeglichen nach dem Tode zum überaus zaubergewaltigen Geiste wird, mag er im Leben so oder anders gewesen sein. Die Steigerung der Zauberkraft Verstorbener

wird höchstens zu deren Stand und Rang in Beziehung gebracht, ihr Wohlwollen und ihre Feindschaft als abhängig von der Zugehörigkeit zur eigenen oder fremden Familie, Clan- und Stammesgemeinschaft empfunden.

Da die Zaubergabe so leicht zu erlangen oder erblich ist, und sogar von ganz beschränkten und charakterlosen Individuen, ohne Entfaltung geistigerer Fähigkeiten gehandhabt werden kann, hat sich ihrer die Machtgier habsüchtiger Häuptlinge und ehrgeiziger Priester als autoritätssteigernden Mittels erfolgreich bedient. Die Tongaherrscher verdanken einen großen Teil ihres Ansehens und ihrer Gewalt dem Besitze der zauberkräftigsten Medizin. Allerdings teilen sie Ansehen und Verehrung mit ihrem Hofpriester, dem eigentlichen Eigentümer des heilenden, wunderwirkenden Stoffes. —

Erst durch die königliche oder priesterliche Würde geheiligt, erlangt die Kraft des Zaubers ihre höchste Wertschätzung. Die magischen, geheimnisvollen, Furcht und Achtung einflößenden Eigenschaften des Herrschers werden auf den Stoff oder die persönliche Zauberkraft übertragen. Sofern diese dem Wohle des ganzen Stammes dienen, werden sie von den Nachklängen, Farben und Stimmungen der Herrschgewalt, der Führerschaft, des patriarchalischen Schutzes umwoben. Die größte Zauberkraft wird meist als erblich, durch Abstammung von königlichen Geistern, Medizinmännern oder Priesterherrschern überkommen betrachtet. —

Es ist ersichtlich, daß bei Naturvölkern, insbesondere bei den barbarischsten Stämmen, der Wert des Menschen mehr physisch, sinnlich und magisch, als seelisch eingeschätzt wurde. Sowohl die körperliche und magische wie die seelische Wertung wurde von der Einordnung und Einschätzung des Menschen nach Stand und Rang, Amt und Beruf, Besitz und Macht völlig beherrscht. Jene erhielt zwar ihre größere, interindividuelle Wirksamkeit von dieser niederen Schätzungsweise, wurde aber von ihr in solchem Maße überwuchert, gehemmt und zu Boden gedrückt, daß ein wesentliches Fortschreiten der Wertung und des Mitgefühls von roheren zu geistigeren Maßstäben, von der Gleichgültigkeit hinsichtlich seelischer Unterschiede zu deren belangreicher Berücksichtigung in Gewissen und Liebe, Kunst und Religion völlig unmöglich wurde. —

Die Vorbedingungen des Standes, Amtes, Berufes, Besitzes, Ranges waren meist nicht an geistige Eigenschaften, nicht an Wahl und Bevor-

zugung einer bestimmten Art des Charakters, der Phantasie, des Verstandes, der Schaffenskraft geknüpft. Abstammung, Erbschaft, Herkommen, Alter und Protektion waren mit wenigen Ausnahmen entscheidend. Erst wo diese Bedingungen erfüllt werden konnten, kam oft als nachträgliches Erfordernis das Einhalten von traditionell festgestellten Gesetzen und Tabuverboten hinzu, die nicht selten äußerst abstumpfend, einengend und verblödend wirkten. Diese Vorschriften regelten und bestimmten großenteils das äußere Verhältnis zur Umgebung, waren meist durch Aberglauben erzwungene Maßregeln magischen, rituellen und zeremoniellen Verhaltens.

Nur im Kriege kam eine freiere Unterscheidung persönlichen Wertes zur Geltung. Da waren aber Körperkraft, rohe Tapferkeit, Geschicklichkeit in Mord und Raub alles.

Bei Wahl und Bevorzugung war es also wahrhaftig nicht um feinere geistige Unterschiede zu tun. Diese wurden vielmehr unbeachtet gelassen, wurden instinktiv unterdrückt und abgestumpft. Wo eine solche Verrohung nicht recht gelingen wollte, galt der Unglückselige als Feigling, geriet leicht in Gefangenschaft, wurde vom Feinde mit Leichtigkeit überwältigt, umgebracht oder gefressen. —

Im Kriege wurden also die geistigeren Eigenschaften weder bei Freund noch bei Feind berücksichtigt. Sie waren vielmehr der größten Vergewaltigung ausgesetzt, der schonungslosen Vernichtung in allen Lagern preisgegeben. —

Zum Heerführer ward gewöhnlich ein Krieger auserkoren, der sich durch größte Anzahl der Totschläge auszeichnete. Selbstverständlich kam ihm die Abstammung von einem Häuptling oder Kriegshelden sehr zustatten. Bei den Indianern war für die höchste Auszeichnung ein Berühren des verwundeten oder getöteten Feindes in Gegenwart seiner Mitkämpfer noch unerläßlicher als die Tötung selbst. Oft verband der Häuptling die Würde eines Herrschers mit der eines Heerführers oder mit der eines Priesters.

War schon die einseitige Herrschaft des Standes und Ranges entwicklungshemmend und wertnivellierend, so übte die Kluft, welche zwischen dem eigenen und den fremden Stämmen, zwischen dem eigenen oder fremden Clan bestand, geradezu seelenverheerend. Die Gewohnheit, einen Fremdling als Material für Kriegstrophäen oder Nahrung zu betrachten,

hat den Wert des menschlichen Typus wesentlich herabgemindert. Sie mußte auch auf die Bewertung des eigenen oder verwandten Lebens innerhalb des vaterländischen Stammes oder Clans wesentlich einwirken. Beim Morden und Fressen der Feinde, beim Kopfabschneiden, Skalpieren, Rauben und Sengen holte man sich die Verachtung eigener oder fremder menschlicher Regungen nach Hause. Hier, am eigenen Herd und in den Straßen der Heimat, wurden diese Errungenschaften der Kriegszüge nicht selten mit derselben Grausamkeit angewandt, wie sie im wütendsten Kampfe zum Vorschein kam. Bei solchen Gelegenheiten ist nicht nur jeglicher Sinn für geistige Unterschiede, es ist sogar die Rücksicht auf Alter und Geschlecht wenigstens zeitweilig abhanden gekommen. —

Durch Matriarchat, Patriarchat oder Herrschaft des Häuptlings wurden die Gruppen und deren Erhaltungskräfte organisiert. Sie erhielten durch die jeweiligen Herrschaftsmächte auch einen einheitlichen Mittelpunkt für die Sammlung der Gedanken, der Wünsche, Hoffnungen und für die Mythenbildung. Diese Konzentrationspunkte der Gemeinschaft waren neben dem Hofpriester, Medizinmann oder dem herrschenden Fetischpriester der höchste Maßstab wertenden Vergleichens in bezug auf Macht, Besitz, Zauberkraft. So halfen sie die Keime des Vollkommenheitserlebens und des religiösen Gefühls zu gestalten. Leider übertrugen sie auch die Roheit und Geistlosigkeit, die ihnen und den Bedingungen ihrer Herrschaft anhaftete, nicht nur auf die nachahmenden Untertanen; auch die verehrten Geister der Erde und in reiferer Phase die Geister des Himmels wurden ihrer minderwertigen Eigenschaften teilhaftig. Wie oft wurden Hunderte von Menschen umgebracht, damit deren Geister den hingeschiedenen Häuptling ins Jenseits begleiten und seine Würde forterhalten.

Die Roheit, der Aberglaube und die äußerliche, seelenlose Bedeutsamkeit irdischen Standes wurde auch den Rangunterschieden des Jenseits eingepflanzt. Beide Unterscheidungsarten, instinktiv zum Wertungsideal erhoben, dienten in ihrer unzertrennlichen Vereinigung der Veräußerlichung und Entgeistigung alltäglicher und gewöhnlicher Unterscheidung zwischen Mensch und Mensch. Unwillkürlich verglich man den Wert eines gewöhnlichen Menschen mit der rohen Macht, dem Besitz, der gefährlichen Zauberkraft des Häuptlings und der Geister. Dazu gesellte sich oft der Vergleich mit den Kriegshelden, Medizinmännern und Priestern.

Wie schlecht bei solchen Urteilen und Wertungen die Berücksichtigung oder Bevorzugung wahrhaft geistiger Unterschiede abschneiden mußte, läßt sich leicht ermessen. Kommt doch auf solcher Kulturstufe der Ertrag an psychologischer Beobachtung und Verständnis von vornherein nur wenig in Betracht, wenn man den beinahe völligen Mangel an wissenschaftlichen und philosophischen Vorbedingungen in Anschlag bringt. Die Ansätze zur philosophischen und wissenschaftlichen Überlegung waren da, aber sehr dürftig und zu stark mit Aberglauben durchsetzt. Gleichwohl läßt sich wenigstens in dichterischen Erzeugnissen höherer Entwicklungsphasen, in den Märchen mancher Bantustämme, der hamitischen und arabischen Negermischlinge, der Indianer und ganz vorzüglich in Mythen und Sagen ozeanischer und australischer Naturvölker eine Ahnung geistigeren Daseins, ein gelegentliches Erfassen feinster Seelenregungen, ein Ersehnen vollkommeneren Lebens nicht verkennen. Der Trieb zur höheren, rein seelischen Unterscheidung läßt sich wohl unterdrücken und betäuben, aber niemals völlig ausrotten. —

In dieser Hinsicht sind am auffallendsten die Erzählungen von ungerecht Behandelten und Unterschätzten, die zu Wohltätern ihrer Familie oder ihres Stammes werden.

Niemand ahnt zunächst, was für große Kräfte in den Verkannten schlummern. Infolge unscheinbaren Aussehens, unbekannter Herkunft, Nichtteilnehmenwollens an minderwertigem Treiben oder allerlei Mißverständnisse halber, werden edel, gütig, oft auch schöpferisch veranlagte Kinder und Reife von ihren Angehörigen oder Fremden unterdrückt, mißhandelt, beleidigt, verfolgt.

Im Gefühle verletzten Rechtes verlassen sie ihre Umgebung, um in der Einsamkeit oder in einem fremden Stamme ihre verborgenen, aber bedeutenden Anlagen zur Entfaltung zu bringen. Manchmal werden sie bloß zu Beschützern ihrer Eltern, ihrer Familie, zuweilen wird einer zum Häuptling eines fremden oder eigenen Stammes. Aber nicht selten gelingt es ihm, in den Himmel zu fliegen, die Sonne zu erobern, um schließlich als zaubermächtiger, glückbringender Heiland den Weg in die Heimat zurückzufinden. —

Die überraschende Tiefe und Einsicht, mit welcher in diesen naiven Dichtungen das typische Schicksal ungewöhnlicher, schöpferischer, heiliger Menschen Gestalt und Ausdruck erlangt, wird leider durch das Hinein-

ragen von zwei Motivgewächsen verdunkelt, deren Wurzeln in graueſter Urzeit verankert ſind. Der Menſch empfindet da faſt keinen weſentlicheren geiſtigen Unterſchied zwiſchen ſich und den Tieren. Ja, er glaubt ſogar an deren magiſche Überlegenheit. Daher tritt der Held oft in Tiergeſtalt auf, auch wenn er als Schöpfer der Erde gedacht wird. Dieſe ſtarke Entwürdigung des Menſchen und ſeines höchſten Fluges äußert ſich auch in totemiſtiſchen Bräuchen und Kulthandlungen. Sie trägt zur Nivellierung und Verrohung der Seelenunterſcheidung nicht wenig bei. —

Der zweite Schatten, der auf die edlen Menſchengeſtalten fällt, rührt von der überwuchernden zaubermäßigen Fähigkeit der Dinge und Menſchen her, ſich faſt in alles zu verwandeln. In beſcheidenem Maße angewandt, könnte die magiſche Wandlungsfähigkeit hohe künſtleriſche und ſymboliſche Traumwirkungen erzielen, aber ihre Überfülle lähmt die Illuſion, tötet die Friſche und Neuheit des Eindrucks, wird als Notbehelf und billiger Erſatz für Inhalte höherer Art empfunden. Gleichwohl wirft ſie ein wichtiges Licht auf die Gefühlsweiſe der Menſchen, in denen Wirkungen des Ahnenkultes, des theriomorphen, animiſtiſchen und fetiſchiſtiſchen Verhaltens ſtark und lebendig nachklingen. Denn all dieſen Kulten nnd Bräuchen liegt ein Wandlungsbild der Menſchenſeele zugrunde. Der Tierkult beruht ja zum Teil auf einer Steigerung der triebartigen Einlegung der menſchlichen Erlebnisart in tieriſche Weſen. Daraus ergab ſich mit Leichtigkeit die theriomorphe Umkehr ſolcher Verhältniſſe, die tierartige Beſeelung der Menſchen und deren Ahnen. — Auch der Fetiſchismus, ſo ſehr er auch, wenigſtens urſprünglich, als Verſinnbildlichung des Geiſtes gedacht ſein mochte, muß irgendwelche, mehr oder minder bewußte Gefühle der Identifizierung des Geiſtes mit deſſen ſymboliſcher Hülle enthalten. — Durch die hinzutretenden Zauberhandlungen wurde der Bereich ſolcher Wandlungsvorſtellungen bedeutend erweitert und erhielt einen magiſchen Charakter.

Aus den einzelnen Weiſen der Wandlung, die zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Entwicklungsepochen ſtärker oder ſchwächer hervorgetreten ſind, mußte ſich allmählich ein ſtark allbeſeelender, allſeitiger, zauberartiger Wandlungshang ausgebildet haben, welcher in der Wirklichkeit zu wenig Nahrung findend, in Märchen, Magie und Mythe einen Tummelplatz für ſeine Sehnſucht gefunden hat.

Diese Hypertrophie der Wandlungsbilder mußte ein übertriebenes, phantastisch illusorisches Gefühl der wesentlichen, seelischen Ähnlichkeit aller Dinge mit dem Menschen fördern, mithin den Sinn für die Wichtigkeit seelischer Unterschiede herabstimmen. —

Die Untersuchung hat gezeigt, daß die Stumpfheit und Trägheit im Werten und Berücksichtigen geistiger Unterschiede bei den Naturvölkern in der Herrschaft ihrer wenig beseelten Gesellschaftsordnung, in ihren halbreligiösen Vorstellungen und Riten, und auch in ihrer magischen Märchenspekulation eine gewaltige Stütze gefunden hat.

Es ist ersichtlich, daß wo die seelische Wertdifferenzierung ein völlig unentwickeltes, verdurstetes Pflänzchen geblieben ist, auch von einer mitfühlenden, liebenden Bevorzugung höherer Anlagen und Kräfte nicht die Rede sein kann. Für das Mitgefühl sind gewöhnlich die herrschenden Wertungsweisen maßgebend. Bei Frauen der Naturvölker wurde daher die erotische Liebe meist durch Körperkraft, Macht und Besitz der Männer, bei diesen durch Fähigkeit der Frauen zum Sklavendienst und sinnlichem Reiz erzeugt. Die Freundschaft entstand meist durch Geschenke, gemeinsame Kriegsarbeit, Familienverwandtschaft, dieselbe Clanzugehörigkeit.

Der Fremdling wurde gewöhnlich gehaßt. Selbst Angehörigen desselben Stammes, aber eines fremden Clans wurde meist Mißtrauen, Gleichgültigkeit oder Haß entgegengebracht. Wo wäre da noch Raum für eine Unterscheidung, Bewertung, Bevorzugung oder Liebe höherer Geisteskräfte geblieben? Konnte doch bei der Herabminderung des Lebenswertes und Seelenwertes und bei der verbreiteten Mordgier, Gleichgültigkeit und Grausamkeit nicht einmal eine wirkliche Liebe des Stammesgenossen, geschweige denn die allgemeine Menschenliebe Wurzel fassen. Infolgedessen vermochte sich das Moralverhalten, dessen Wertung auf so unwägbare, feine Unterschiede, wie Mitgefühl, Liebe, Haß und Selbstsucht gerichtet ist, bei den Naturvölkern nur zu einem kaum organisierten, kaum antriebskräftigen, höchst widerspruchsvollen, schwankenden Gewissen zu erheben. Am kräftigsten arbeitete es, wo es galt die Schädigung, Beraubung oder Tötung eines Feindes anzuregen oder zu fördern. Viel schwächer, unbestimmter, seltener war seine Billigung mitfühlenden, barmherzigen oder liebevollen Verhaltens den Angehörigen, Freunden oder Clangenossen gegenüber. Ein solches Gewissen konnte vorzüglich der

Befestigung roher Instinkte und der stumpfen Geistesnivellierung dienen. Seine Ausdrucksformen waren zum Teil den wilden Kriegssitten, den Zauberriten und Tabuvorschriften entlehnt. War es Brauch, die Feinde mit Geschrei und Geheul zu empfangen oder anzugreifen, so suchte man nicht selten auch im Gewissen den Geboten und Verboten und anderen Antrieben manchmal durch ein ähnliches Geheul in der Vorstellung oder auch laut Nachachtung zu verschaffen. Strafte man die Fetische oder Geister durch Schimpfworte und Schläge, so wandte man zuweilen ähnliche Strafmittel auch im Gewissen an.

Wendet sich der Blick vom Leben der Wildheit dem Kulturstrom der entwickelteren Völker zu, so zeigt sich in der Art der zivilisierteren Wertabstufung und Berücksichtigung seelischer Unterschiede im großen ganzen ein äußerst geringer Fortschritt.

Von Fremdenhaß und Raubgier getrieben, liegen allerlei Gruppen in wütendem Kampf miteinander. Bis in unsere Tage hat dieses Toben zahllose Opfer gefordert, gewaltige Staaten vernichtet und einen Strom von Blut und Tränen erzeugt, dessen Quellen in grauester Vorzeit zu suchen sind, dessen Ende kaum abzusehen ist. Wäre es möglich, das Nacheinander dieses Stromes in ein Nebeneinander zu verwandeln, er müßte eine Sintflut bilden, furchtbarer als die Sintflut der Sage.

So kommt es, daß sich bei den Kulturvölkern aller Zeiten, ähnlich wie bei den Wilden, eine überwuchernde Idealisierung der Leibeskraft und der kriegerischen Triebe auf Kosten der seelischen Entwicklung und deren Bevorzugung zu behaupten wußte.

Selbst zur Zeit des „weisen" Lykurgos herrschte in Sparta die Sitte, schwache Kinder dem Verhungern preiszugeben, fast ausschließlich die körperliche Kraft und Gewandtheit zu pflegen, die geistige Erziehung als recht überflüssig auf ein Mindestmaß einzuschränken. Aber auch bei den anderen Griechen nahm die Ausbildung der physischen Kraft und der kriegerischen Fähigkeiten eine beherrschende Stellung ein. Diese Pflege der Körpertugend reichte bis in die reifen Jahre hinauf und wurde vom Volke fast religiös verehrt und sogar von den Besten nicht selten über die geistige Schaffenskraft gestellt. Pindar, dem Plato sein religiöses Wissen wenigstens teilweise zu verdanken vorgibt, singt in verzückter

Begeisterung den Preis der Sieger in olympischen Spielen. Plato selbst befürwortet die Ausstoßung kranker Kinder, das Aushungern Kranker überhaupt. Zu Hütern und Königen werden in seinem Idealstaate diejenigen gewählt, die sich sowohl in Dialektik wie im Kriege auszeichneten und womöglich schon als Knaben Gefahren des Kampfes tapfer ins Antlitz schauten: ... man müsse die Knaben auch in den Krieg führen ... sie jungen Hunden gleich, vom Blute kosten lassen ... Und mag auch sein Ideal der staatlichen Knechtung geistigen Schaffens und Wirkens zum Teil der Furcht vor dem Mißbrauch seelischen Einflusses entsprungen sein, so verrät doch das Eifern gegen die persönliche Freiheit seine Abhängigkeit von der mehr auf Körper und Nutzen, als auf Unterschiede der Geistesentwicklung gerichteten Wertdifferenzierung seiner Umgebung. Man denke nur, wie es wäre, wenn Plato über die Macht Alexanders des Großen verfügte, und in seinem Reiche ein Homer, ein Äschylos und Sophokles lebten; er wäre imstande, seinem Staatsideal und seiner Abneigung gegen Epos und Drama gehorchend, diese großen Geister in Acht zu tun und ihre Schriften zu vernichten ... Er würde auch eingestandenermaßen vor Knechtung der „Barbaren", Verwüstung ihrer Äcker, Einäscherung ihrer Häuser und Ortschaften nicht zurückschrecken und jedenfalls einem Feldherrn zujubeln, der sich in dieser Weise hervortäte. Erhebt er doch einen bösartigen Hund zum Vorbild für Herrscher, für den gesamten Regierungsstand und Wehrstand: einen „edlen Hund", der gegen Unbekannte und Fremde feindselig und ihnen böse ist, auch wenn sie ihm niemals etwas zuleide getan haben, jedoch Bekannten freundlich entgegenkommt. Diese Beschaffenheit des Tieres findet Plato „herrlich" und „wahrhaft philosophisch". — Durch Beseitigung krank veranlagter Kinder ginge sein Volk und die Menschheit derjenigen schöpferischen Menschen verlustig, die, gleich Pascal und Newton, mit einer sehr schwachen Leibesbeschaffenheit zur Welt kommen. Vor Tötung kranker Greise würde er vielleicht zurückschrecken, denn abgesehen von der furchtbaren Roheit, die ein solcher Mord voraussetzt, müßte ihm die staatliche Nützlichkeit Vieler auffallen, die erst in späten Jahren ihre höchste Entwicklung und eigenartigste Schaffenskraft erlangen. Zwischen solchen Idealen und dem wirklichen Verhalten vieler barbarischer Völker besteht eine überraschende Ähnlichkeit. Ja, selbst in einem Gemeinwesen wie Sparta, hielt sich die Sitte der Kinderaussetzung hartnäckig,

und in den armen Ständen des hochzivilisierten, chinesischen Volkes kommt noch heutzutage das Ertränken weiblicher Kinder vor.

Mit dem Erstarken des Priesterstandes und des Beamtentums gewann eine sehr äußerlich geistige Erziehung, der körperlichen gegenüber, ein merkliches Übergewicht. Im späteren Ägypten war der Sinn der meisten strebsamen Jünglinge auf das Erlangen eines Amtes gerichtet. Zu diesem Zwecke besuchten sie die Schule, in der sie mit allerlei Wissenskram versehen wurden, mit geographischen und mythologischen Brocken, mit Weisheitsregeln und Klugheitsaussprüchen. Bildung und Gelehrsamkeit wurden höher geschätzt als Handwerk und Ackerbau, aber nur selten um ihres geistigen Wertes willen. Man ersehnte sie meist als die einzige Leiter, auf der höhere und höchste Gesellschaftsstufen erklommen werden konnten. In Wirklichkeit mußte die äußerliche Lehrmethode und der Geist des nüchternen Strebertums die Seele der Jugend eher schädigen als fördern und den Sinn für wahrhaft geistige Entwicklungsunterschiede in hohem Maße abstumpfen.

Diese Verkümmerung des seelischen Wertabstufens und der Bevorzugung höherer Anlagen wurde noch dadurch unterstützt, daß die Kinder vielfach je nach dem Stande, dem sie angehörten, milder oder strenger behandelt wurden. Überdies wußte die lernende Jugend, daß sie fast ohne ihr Zutun, dank der Abstammung, dem Besitz, der Protektion das Glück der Bildung genieße, während der größte Teil der andern Kinder, Mädchen und Jünglinge ganz unschuldigerweise diese Gunst des Schicksals entbehren müssen. Solche Umstände und Gefühle waren nur dazu angetan, die geistige Vervollkommnung und Begabung als gefügige Diener der höheren Stände und der herrschenden Gewalten betrachten zu lehren. Wohl besuchten auch die Kinder der Bauern und Handwerker die Schule, aber die Kinder des größten Elends und der Sklaven mußten gewiß fernbleiben. —

Schon in frühester Jugend lernte der Ägypter vor gepflegtem Bart und vornehmem Gewand den Rücken zu beugen, den Wert der Menschen aus der Art des Spazierstocks, der Perücke, des Haarwuchses, des Mantels zu erschließen. Die Kinder wenig bemittelter Bauern, Fronarbeiter und Handwerker waren, gleich den Kindern der meisten afrikanischen Negerstämme der Gegenwart fast gänzlich sich selbst überlassen, entsetzlich ernährt, körperlich und geistig verwahrlost. Infolgedessen wurde der

Großteil der Kinderschar vom Tode dahingerafft, wobei viele der Besten, nur geistig Starken am wenigsten verschont bleiben konnten.

Gewiß lagen die Verhältnisse auch in Asien nicht anders. Verfügen wir auch betreffs Schulen im alten Babylonien über kaum einen wirklichen Bericht, so können wir gleichwohl aus der regen geistigen Wechselwirkung beider Kulturen und aus den auffallenden Ähnlichkeiten, die zwischen ihren Formen der Verwaltung, Regierung und Gesellschaftsordnung vielfach bestanden, auf eine weitgehende Übereinstimmung im Erziehungswesen schließen. Man bedenke, daß sich noch bis auf den heutigen Tag im islamitischen Osten die Schule nicht über das Niveau der alt-ägyptischen erhebt, ja in vielem selbst dieser gegenüber rückständig ist. Die Ähnlichkeit ist um so auffallender, als auch hier und ebenso in China und Japan auf das Erlernen des Schreibens viel Zeit und Fleiß verwendet wird. War in Ägypten die Schreibkunde ein Symbol der Wissenschaft und der geistigen Vervollkommnung, so gilt dies in noch höherem Maße im jetzigen Asien. Dem Mohammedaner sind Schreiben und Papier heilig, da ersteres der Verbreitung des Korans dient, das zweite zum Träger des Gotteswortes geworden ist. Er lernt in der Kindheit lediglich die arabische Druckschrift und erst in reifen Jahren die Handschrift schreiben. Das Hauptziel des mohammedanischen Knaben ist das Auswendiglernen des Korans zu einer Zeit, wo er des Arabischen zu wenig mächtig ist, um den Sinn des heiligen Buches zu verstehen. Vielleicht mußte auch das babylonische Kind ihm ganz unverständliche sumerische Zauberformeln und Gebete dem Gedächtnis einprägen.

In Indien wurde seit Jahrtausenden das Gedächtnis der Kinder und Erwachsenen mit dem Auswendiglernen heiliger Texte überbürdet. Noch in unserer Zeit wird dem jüdischen Chassidenkinde die Thora mechanisch beigebracht, unter völliger Vernachlässigung des elementarsten Unterrichts im westeuropäischen Sinne. Infolge der Überschätzung des Gedächtnisses, des rein mechanisch erworbenen Gedächtniskrams, des völlig veralteten, scholastischen Denkformalismus, der Geringschätzung und Vernachlässigung neuzeitlicher Wissenschaft entstand im islamitischen Osten, aber zum Teil auch in Indien, China, Japan, Tibet, eine äußerliche Unterscheidung und Bewertung der geistigen Eigenschaften, die zur Erstarrung der Seele und zur Rückentwicklung führen mußte. Der mohammedanische Knabe empfindet den Abschluß seiner mechanischen Aneignung des

Korans als große Vervollkommnung, und dieses Ereignis wird auch von seiner Familie angestaunt und religiös gefeiert. Vorzeiten verschaffte das Studium an den recht primitiven geistlichen Hochschulen des Islam Ruhm und Macht, jetzt ergreifen hauptsächlich arme Leute diese Laufbahn, um Prediger, weltliche Priester oder Kadis zu werden. Aber meist treibt sie dazu die Armut, nicht Lernbegier. Denn sogar diese Art Wissenschaft, wie sie an solchen Lehranstalten gepflegt wird, erfreut sich nicht mehr des alten Ansehens. Gleichwohl wird noch jetzt ein „Gelehrter" dieses Schlages von kindlicheren Menschen für das Auswendigkennen tausender Rechtssprüche oder für seine unfruchtbaren theologischen Spitzfindigkeiten sehr bewundert und als höheres Wesen verehrt. Einem solchen Rückstand gegenüber bedeutet die Eröffnung zahlreicher europäisch gestalteter Volksschulen, Lehrerseminare und Hochschulen in neuester Zeit einen wirklichen Fortschritt. Aber man bedenke, daß der überwiegend größte Teil der türkischen Bevölkerung des Lesens und Schreibens nicht kundig und unser eigenes Schulwesen im höchsten Maße änderungsbedürftig ist.

Trotz der regen Arbeit Eingeborener und Fremder an der Gründung und Ausgestaltung von Schulen nach europäischem Vorbild befindet sich das Erziehungswesen auch in Indien vielfach auf sehr primitiver Stufe. Insbesondere in kleineren Städten und Ortschaften liegt der Schulunterricht ganz ungebildeten Lehrern ob, die sich nicht viel um Anlage und Entwicklung der Zöglinge kümmern und diesen kaum das Lesen und Schreiben beizubringen verstehen. Aber auch dort, wo die Lehranstalten wissenschaftlichen Geist atmen, vermögen sie nicht dem Einfluß daheim wirksam genug entgegenzuarbeiten, um das Kind und den Gereiften von Fesseln brahminischen Aberglaubens zu befreien. Infolgedessen entsteht in vielen Zöglingen eine innere Zerrissenheit, ein Leiden an der Fremdkultur und ein ständig wachsendes Hinneigen zu Uranfängen ihrer Religion, zu den Veden, den Upanishads, dem Bhagavad Gita, zum Yoga. Das Sektenwesen, die sich bekämpfenden Kulte des Siva und Vishnu erhöhen den seelischen Zwiespalt. Das greise Christentum, der Islam, der Synkretismus haben zu wenig Erneuerungsgewalt, um dem zweifelnden Gemüt eines Indiers Halt zu gewähren, um wahrer und heiliger erscheinen zu können, als die sagenumrauschten Lehren, die religiöse Dichtung und die prophetischen Gestalten brahminischen Altertums. In alten Kreisen sich bewegend, unfähig, wahrhaft Neues zu erzeugen, den Ein-

wänden wissenschaftlicher Kritik standzuhalten, die berechtigten Zweifel zu beschwichtigen, befinden sich Christentum und Islam selbst in ähnlicher Lage wie die indischen Glaubenslehren.

Weder die christlichen und islamitischen Einflüsse, noch die Einwirkung einer europäischen Gestalt der Regierung und Verwaltung sind dazu angetan, die indische Menschenliebe und Wertungsweise im Sinne einer objektiven Abstufung und Berücksichtigung der geistigen Entwicklungsunterschiede zu veredeln. Infolge der eigenen Primitivität unterstützen sie vielmehr die Gleichgültigkeit einer wirklichen Überlegenheit gegenüber und fördern überdies die uralte Vorliebe für wilde, abergläubische Selbstzerfleischung und wunderwirkende Zauberkräfte. — Im gelben Osten, insbesondere in Japan, zeigt sich eine viel größere Fähigkeit der Anpassung an die Art und Gestalt europäischen Schulwesens. Um so stärker fällt es auf, daß der Geist der Bewertung nach Stand und Amt durch den europäischen Einfluß noch erhöht wurde. Auch in den Augen des japanischen Kindes ist der Kaiser und nicht der Heilige, der Forscher, der Künstler, der Dichter, das Höchste. Der Kaiser ist der größte Sohn der Sonne. Nach ihm sind es die Eltern, denen blinder Gehorsam, unbedingte Bevorzugung seitens der Kinder gezollt werden. Zur Zeit des Schogunats wurde bei den Kindern keine Tugend so gepflegt, wie der kriegerische Mut, keine höher geachtet. Dieser Geist ist geblieben und hat in der europäisch-japanischen Schule die Gestalt neuzeitlicher Waffenübungen und soldatenmäßigen Gehorsams angenommen. Hat schon die Gewohnheit, Gedichte und Sprüche der alten Meister auswendig zu lernen und als ewig gültige Lösungen zu wiederholen, den Sinn für geistige Kühnheit, Selbständigkeit und Eigenart gehemmt und geschädigt, so kann die Überschätzung und Nachahmung der europäischen Kultur, selbst für die allgemein überkommene Eigenart, noch verhängnisvoller werden. Um so weniger und seltener vermag daher der junge oder gereiftere Zögling den Wert einer schöpferischen Anlage verständnisvoll zu würdigen und dem Wert nützlicher, kriegerischer oder amtlich und kaiserlich beglaubigter Leistungen vorzuziehen. —

Das Erziehungswesen im Mittelalter weist oft noch größere Mängel auf als das der alten Kulturvölker. Der größte Teil der Bevölkerung konnte weder lesen noch schreiben, und während vieler Jahrhunderte

blieb diese Kunst auch Königen und ruhmreichen Ritterhelden verschlossen. Ein Mann, wie Karl der Große, war nicht des Schreibens kundig. Selbst zur Zeit der Blüte mittelalterlicher Wissenschaft und Kunst lagen Erziehung und Schulwesen sehr im argen. Dem Kinde der bevorzugten Stände und der bürgerlichen Waffenzünfte ließ man fast ausschließlich Pflege der Kraft und der Kampfgewandtheit angedeihen. Sogar in den Fällen, wo ein weltlicher oder geistlicher Unterricht hinzukam, war die Lehrweise wenig geeignet, zum Beobachten und selbständigen Denken anzuleiten, geschweige denn zum Verständnis für seelische Eigenart und die Verschiedenartigkeit der geistigen Bedürfnisse der Menschen einen Grund zu legen. Ging man doch sogar in den Hochschulen des späteren Mittelalters nicht über den uralten Kreis der „freien Künste" hinaus. Selbst nach den gewaltigen Errungenschaften eines Kopernikus und eines Kolumbus blieb man lange Zeit dem alten astronomischen und geographischen Weltbild treu. — Wie noch heutzutage im mohammedanischen Osten der Koran, bildete die Bibel fast die einzige Grundlage der Entstehungsgeschichte von Mensch und Tier, von Erde und Himmel. Auch die meisten Kenntnisse der Weltgeschichte waren der Bibel und der Heiligenlegende entnommen. Sowohl in der Kindheit wie in reiferen Jahren wurden die Gebildeten mit abergläubischen Wunderlegenden gefüttert. Von einer Darstellung der individuellen Züge und Erlebnisse der Heiligen und Märtyrer war kaum eine Spur vorhanden. Die politische, organisatorische, wissenschaftliche und künstlerische Arbeit der Heiligen wurde in den meistverbreiteten Sammelwerken nicht einmal gestreift. Das schöpferische Leben der Künstler, Dichter, Philosophen und Forscher fand in den Geschichtsbüchern ebensowenig Erwähnung und Berücksichtigung, wie die meisten Ereignisse des Völkerkampfes, des Handels, der Verwaltung, des Gewerbes. Der größte Teil der Menschen, des Lesens nicht kundig, war überdies fast nur auf die Bilder, Glasgemälde und Skulpturen angewiesen, welche die Künstler auf Grund solcher legendärer Sammelwerke schufen, um die künstlerische und religiöse Gewalt der Gotteshäuser zu erhöhen. Die Predigt und die Aufführung der geistlichen Spiele bildeten dazu eine Ergänzung. —

Diese völlige Unkenntnis des wahrhaft schöpferischen Lebens mußte nicht nur der Herrschaft abergläubischer Maßstäbe der Entwicklung und der geistigen Größe Vorschub leisten. Sie hat dazu wesentlich beige-

tragen, daß die Rangwertung nach Stand, Besitz und Kriegsgewandtheit über die rein geistige Entwicklungswertung ein gewaltiges Übergewicht behielt. Dieser Geist umgab das Kind in Haus und Kirche, und es konnte sich seiner nirgends erwehren. —

Das Erziehungswesen und die Schule der Neuzeit weicht nur wenig von denen des Altertums und des Mittelalters ab. Wohl wurden schon in den ältesten humanistischen Schulen die geographischen und astronomischen Begriffe erweitert und wissenschaftlicher behandelt, wurde auf die genauere und reichere Kenntnis der griechischen und römischen Antike Wert gelegt. Aber weder damals noch jetzt hat man es verstanden, wissenschaftliche Denkweise, Beobachtung von Natur und Mensch, künstlerisches Empfinden und wahrhaft religiösen Geist im Zögling zu wecken.

Niemals hat die Wertung nach Stand und Rang, nach Macht und Besitz üppiger geblüht, niemals wurden von ihr die geistige Unterscheidung, Abstufung und Berücksichtigung gewaltiger und reicher überwuchert und beherrscht als im Erziehungswesen der Neuzeit.

An Stelle der bloßen Legende ist zwar die Geschichte getreten, aber die Schilderung der Kriege und der Herrschaft der Könige, der Päpste und anderen Machthaber nahm darin die erste Stelle ein. Von der eigentlichen Geisteskultur erfährt der Zögling noch in unseren Tagen kaum wenige zusammenhangloſe Brocken. Aus allen Einrichtungen der Umgebung, aus Kirche und Schule, Gesetz und Regierung strömt ihm der Geist einer tiefeingewurzelten, festverankerten äußeren Rangordnung allenthalben entgegen. Dagegen wird ihm weder durch die Handhabung des Geschichtsunterrichts noch auf andere Weise die Berücksichtigung der geistigen Abstufungen als ungleich wichtiger, erhabener und für das menschliche Leben unerläßlicher mit einer äquivalenten Eindringlichkeit und Klarheit beigebracht. Weder zu Hause noch in der Schule lernt der Zögling die feineren seelischen Unterschiede zu beobachten, welche zwischen Mensch und Mensch bestehen. Ihm wird nicht Liebe, nicht Verständnis für höheres geistiges Schaffen durch psychologische und kulturhistorische Kenntnis der Arbeitsweisen verschiedenster Völker und Schöpfer eingepflanzt.

Um so widerstandsloser gerät er unter die Herrschaft der fast ausschließlichen Rücksicht auf die äußerlichsten Unterschiede gesellschaftlichen

Ranges, der Rasse, der Familie, des Volkes, der Kirche, des Berufes. Mag diese überwuchernde Rücksicht auf höheren Titel, größeren Reichtum, politische Macht gerichtet sein oder die unterdrückten Stände, Völker, Rassen und Berufe bevorzugen, so gewährt sie der Rücksichtnahme auf die Unterschiede der geistigen Anlagen und Entwicklungen einen verschwindend kleinen Spielraum.

Dieser Geist der äußerlichen Unterscheidung und Bewertung findet in der unerfüllbaren Pflicht einer gleichen Liebe für alle, findet in der angeborenen Trägheit und Stumpfheit nur eine Stütze und Förderung. Im Verein mit ihnen hemmt er die Entwicklung des Wertens, des Mitgefühls und des Gewissens in der Kindheit und im reifen Alter. In Haus und Schule gefördert, trägt er rückwirkend zur nivellierenden Methode der Erziehung und des Unterrichts wesentlich bei. Ebenso wie bei dem reiferen Menschen werden auch bei den Kindern und Zöglingen der Schule die individuellen Unterschiede in Anlage und Entwicklungsfähigkeit kaum berücksichtigt. Sie werden alle an ein einziges, gemeinsames Schulprogramm angepaßt, müssen alle dieselben Vorträge anhören und von denselben Lehrern unterrichtet und geleitet werden. Es ist ein wahrer Molochdienst, dem die Begabteren am ehesten und häufigsten zum Opfer fallen.

Herrschgewalt, gesellschaftlicher Rang und Eigentum wurden fast niemals den moralischen, religiösen und schöpferischen Anlagen gemäß verteilt. Größere Geistigkeit und künstlerische Begabung wurden nicht selten zum Verhängnis für einen Herrscher, einen Priester oder sonstigen Würdenträger. König Amenophis IV., der große Reformator des Sonnenkultes in Ägypten, der Beschützer und Förderer bahnbrechender Künstler, wurde von der mächtigen Priesterschaft verfolgt und sah sich genötigt, in einer Art Verbannung zu leben. Der chinesische Herrscher Kiso, ein Maler von großer künstlerischer Gewalt, der Gründer einer großartigen Akademie, ein Mann, dem es gegeben war, die genialsten Schöpfer seiner Umgebung zu leiten und zu befruchten, hat es nicht verstanden, der hinterlistigen Politik der Tataren die Stirne zu bieten. In einer entscheidenden Schlacht wurde er aufs Haupt geschlagen und in Gefangenschaft gesetzt. Und wem wäre nicht das tragische Schicksal des

größten griechischen Staatsmannes bekannt, der, wie Amenophis und Kiso, die Kunst und ihre Schöpfer in großzügiger Weise förderte? —

Die höchste Macht war meist erblich oder geriet in Hände von streberhaften Intriganten und Günstlingen des Pöbels. Häufig wurde sie von herrschsüchtigen Feldherren oder Demagogen an sich gerissen. Nicht selten mußte sie mit einem Zauberer, einem Hohenpriester, einem Papst, einem Dalailama geteilt werden. Bei der Herrscherwahl entschied gewöhnlich die Abstammung von einer Gottheit oder der Ruf einer großen Zaubergewalt. Ägyptische Pharaonen, die peruanischen Inkas und jetzt noch die japanischen Herrscher waren Söhne der Sonne. In Nachahmung östlicher Selbstherrscher haben sich römische Cäsaren als Götter oder Gottesverkörperungen verehren lassen. Die christlichen Könige und Kaiser regieren von Gottes Gnaden.

Am genialen Schöpfer setzt die Seltenheit, das Ausnahmesein, das Geheimnisvolle seiner Wirksamkeit und die Auserwähltheit durch Schicksal, Natur oder Gott die Phantasie, den religiösen Schauer und nicht selten den Aberglauben der Bewunderer in Bewegung. Ähnlich wirkt die Ausnahmestellung und Herkunft des Herrschers auf die irrationalen und idealisierenden Kräfte der großen Menschengruppen. Nur wird ihnen in diesem Fall das Wahrnehmen des seltenen, ungewöhnlichen Daseins durch zahlreiche Abzeichen der Macht und Würde wesentlich erleichtert, während die wirklich schöpferischen und geistig großen Eigenschaften schwer und niemals ohne entsprechende Fähigkeit, Arbeit und Vorbereitung zu erkennen sind. Krone und Zepter, Tiara und Mantel, Edelsteine, Gold und lange Haartracht werden mühelos bemerkt, und deren hierarchische Bedeutung selbst von Kindern und den Minderwertigsten fast ohne weiteres aufgefaßt. Daher bilden sie für die gewaltige Masse der Unentwickelten oder Mißratenen die einzige Möglichkeit, einem Menschen die größte, weltlich religiöse Verehrung entgegenzubringen, deren sie fähig sind. Von dieser muß ihnen die Höchstbewertung des genialen Schaffens und Fühlens ersetzt werden. Und wie durch letztere die Entwicklungsfähigen und zugleich durch äußere Umstände Begünstigten zur Arbeit an der eigenen und fremden Vervollkommnung und zur religiösen Entfaltung geleitet werden, so muß für die in ihrer Bildung und Entwicklung Gehemmten die Verehrung der äußeren Würde wenigstens

eine armselige Krücke der Lebensverklärung und Religiosität abgeben.

Liegt die zentrale Herrschgewalt nicht in der Hand eines Königs, eines Kaisers oder eines höchsten Priesters, oder ist sie den Blicken und dem naiven Sinne einer Gemeinde, eines Gaus oder einer Provinz entzogen, dann kann das Verhältnis zu einem stellvertretenden Fürsten, einem höchsten Beamten oder zum Familienhaupt auf die Wertungsweise und Verehrungsfähigkeit der Bevölkerung einen vielfach ähnlichen Einfluß ausüben. Dieser kann aber niemals eine der Wirkung monarchischer Würde ebenbürtige Vielseitigkeit, Intensität und Gewalt der geistigen Anregung und Suggestion erlangen, da die Macht, von der er ausgeht, sich nur auf eine kleinere Gruppe erstreckt und von Herkommen, Gesetz und Sage nicht mit einem gleichen Nimbus umwoben wird. Ist doch der oberste Herrscher nicht selten ein göttlicher Vermittler zwischen der Gottheit und seinen Untertanen wie im alten Ägypten, ein „Schatten Gottes" wie im mohammedanischen Osten oder wenigstens ein priesterlicher Stellvertreter Gottes auf Erden wie im zaristischen Rußland. Selbst der mächtigste Lehnsherr kann sich damit nicht messen. Wieviel weniger das Oberhaupt einer Republik! Ein Fürst oder Kleinkönig stammen oft von Göttern oder Großherrschern ab. Dürfen sie auch nicht gleich diesen eine intime, unmittelbare Gottessohnschaft beanspruchen, so fließt doch göttliches, königliches Blut oder wenigstens etwas Ähnliches in ihren Adern. Weder ein Präsident der Vereinigten Staaten noch die höchsten Beamten und Würdenträger Frankreichs können sich einer solchen Abstammung rühmen. Kein Knebelbart könnte ihre Gottähnlichkeit wie bei den Pharaonen erhöhen, keine Haarlänge ihre Zauberkraft kundtun. Sie verfügen nicht über magischen Blick wie die Wölsungen der Sage, nicht über die wirksamste Zauberarzenei wie manche Häuptlinge der Bantu. Überlieferung und Sage umgeben ihre Herkunft nicht mit Traumgewebe und Märchenstimmung. Alles was ihnen von der alten Pracht geblieben ist, sind nur wenige nüchterne Abzeichen der Herrschgewalt: „Das Weiße Haus", das „Elysée" und der Titel. Aber Haus und Würde sind nicht mehr wie die Paläste und Burgen der Vorzeit. Die poesieerzeugende, sagenbildende Anregungskraft sind von ihnen gewichen. Sie verleihen dem Oberhaupt zu wenig Wunderbarkeit und Geheimnis, zu wenig Ausnahmeschein und Überlebensgröße, als daß

sie imstande wären, die Idealwertung und religiöse Verehrungsfähigkeit des Volkes wesentlich zu fördern. Mithin bieten sie ihm für den Mangel an Höchstverehrung der wirklichen Geistigkeit und Schaffenskraft nur dürftigen Ersatz. — Ein großer Teil der republikanischen Bevölkerung sucht durch Anblick und Anlockung ausländischer Titel und Würden sich zu entschädigen und gibt sich gerne deren berauschender Wirkung hin. —

So belangreich und fördernd der Einfluß der Würden für die Entwicklung der geistigen Wertung, der Kunst und Religion bis auf den heutigen Tag geblieben ist, darf man nicht außer acht lassen, daß dieser Einfluß zugleich die entwicklungshemmendsten und schädlichsten Früchte gezeitigt hat. Er gewöhnt daran, die höchsten Eigenschaften des Menschen in äußerem Glanz zu suchen und diesen zum Maßstab des seelischen Wertes zu erheben.

So kommt es, daß die meisten nicht in der ethischen, religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Entwicklung, sondern in Macht und Reichtum die höchsten Güter und die wahre Größe sehen lernen. Sind doch gerade die mächtigsten Herrscher meist unschöpferisch und gar zu oft roh und selbstherrlich veranlagt. Warum sollte da einer Eigenschaften verehren, über die seine Halbgötter nicht verfügen, für die sie nur Gleichgültigkeit oder Verachtung hegen? Selbst in den Fällen, wo ein König, ein Kaiser, ein Fürst Kunst und Wissenschaft beschützen und fördern, geben sie den Schöpfern fast niemals den Vorrang vor der eigenen Würde. Und kommt dies auch manchmal vor, so bleibt ein solches Vorgehen als inneres, persönliches Erlebnis den Augen der Menge verborgen.

Wird einmal der Macht und dem Reichtum vor geistiger Vervollkommnung der Vorzug gegeben, dann sind es nicht die großen und heiligen Eigenschaften schöpferischer Menschen, es ist das minderwertige Verhalten der Gewalthaber und der Herren des Tages, welches zum Vorbild wird für jung und alt, für arm und reich, für das ganze bunte Gewimmel der Irrenden und Verleiteten.

Die Bewunderung, das Ansehen, der Weihrauch steigen den Würdebelasteten zu Kopfe. Sie beginnen ihren Einfluß einer geistigen Überlegenheit zuzuschreiben. Um so leichter fällt es ihnen, wirkliche Begabung und Entwicklung zu knechten oder als bloße Verzierung der eigenen Würde

nach Belieben und Laune zu behandeln. Nero nötigte seinen Lehrer, den Philosophen Seneka, einen Selbstmord zu begehen. Wahrscheinlich hatte es dieser zu wenig verstanden, den grausamen Cäsaren als Helden und Künstler zu feiern. König Kanut bedrohte einen Skalden mit dem Tode, weil er ihn in einem allzu kurzen Gedicht besungen hatte. Der ungestüme, kriegerische Papst Julius II. behandelte einen Michelangelo gelegentlich als Fronarbeiter und, wenn wir Vasari Glauben schenken dürfen, drohte er, ihn vom Gerüste zu stürzen, so er nicht die Kapelle ehestens vollenden werde. Ein anderes Mal wagte er es in seiner Wut, mit einem Stock nach dem Gottbegnadeten zu schlagen.

Dünkel, Größenwahn oder herablassende Gönnerhaftigkeit der Häupter teilen sich den geringeren Machthabern mit, und von diesen gehen sie auf die herrschenden Stände über, um Stumpfheit und Trägheit des Wertens zu festigen, die Verehrung der Geistigkeit und des Schöpferischen zu hemmen, das gesellschaftliche Ansehen, den Besitz, die Macht und die Sicherheit der seelisch Schaffenden herabzumindern. Je geringer und jünger die Macht, die Privilegien und der Adel der strebernden Gruppen, desto größer die Gier, es den Herrschenden auch in Verachtung oder Bevormundung der geistigen Arbeit und Begabung gleichzutun. Dies fällt ihnen um so leichter, als ihre eigene Nichtigkeit und die Furcht vor dem Wettbewerb seitens einer andern geistigen Macht sie eifrig und zäh an dem überkommenen oder erworbenen Vorrang festhalten lassen. Haydn, das Amt eines Kapellmeisters bei einem Grafen bekleidend, wurde von diesem fast als besserer Diener angesehen.

Mozart lebte jahrelang in einer geradezu sklavischen Abhängigkeit von seinem und seines Vaters Brotgeber, dem Erzbischof zu Salzburg. Er wurde von diesem gedemütigt, getreten, zu den Kammerdienern verwiesen und schnöde ausgebeutet. Um den Vater nicht ums Brot zu bringen, duldet er lange Zeit die gemeinsten Schimpfworte dieses niedrig gesinnten, protzenden Fürsten. Um Entlassung bittend, wird er von dessen Oberstküchenmeister, einem Grafen, mit einem Fußtritt hinausgejagt. —

Friedrich der Große geruhte nicht, den größten Tonkünstler aller Zeiten selbst aufzusuchen. Er bat ihn dringend, zu kommen. Als Sebastian Bach erschienen war, „geruhte der König unverweilt", so berichtet eine Zeitung, „in eigner höchster Person dem Kapellmeister Bach ein Thema vorzuspielen, welches er in einer Fuga ausführen sollte". Als Kantor in

Leipzig mußte sich Bach gefallen lassen, daß ihm der Magistrat einen Verweis erteilte, „ins Gewissen redete" und die Besoldung „verkümmerte". Er starb fast unbekannt und in Not. Seine Witwe lebte von Almosen.

Man sollte meinen, daß die Priesterschaft, ein Stand, dessen Leben der Ausübung religiösen Kultes gewidmet ist, dem Niederhalten geistiger Mächte und der Unterdrückung einer gerecht abstufenden Würdigung schöpferischer Menschen siegreich entgegenwirken könnte. Aber gerade dieser Stand pflegte und hegte den Kastengeist entschiedener als alle andern. Weder Adel noch Krieger haben es verstanden, so gewaltige Hierarchien zu gestalten. In Ägypten gelangten die Priester zu solcher weltlicher Macht, daß die Pharaonen nicht selten in völlige Abhängigkeit von ihnen gerieten. Sie verfügten über ungeheure Güter, hoben Steuern ein und bildeten eine geistlich-weltliche Herrschaft neben der königlichen. Schon im alten Reiche erhielten weltliche Beamte priesterliche Titel, die den Glanz der Würde erhöhen sollten. Die Priesterämter wurden meist als Quelle des Reichtums und der gesellschaftlichen Macht erstrebt und umworben. So entstand ein unzertrennliches, ineinanderverflochtenes Gewebe von weltlicher und geistlicher Beamtenmacht, ein Urwald priesterlicher Titel und Würden, deren Erwerb größtenteils von der Abstammung, der Günstlingssitte, den praktischen Verwaltungsfähigkeiten und am seltensten von religiöser Anlage oder höherer seelischer Schaffenskraft abhing.

Die Hohenpriester gingen häufig aus der Reihe der Finanzbeamten und königlichen Schatzmeister hervor. Zur Zeit, wo in der mächtigen Priesterhierarchie keine Laien Aufnahme fanden, war sie größtenteils nach dem Vorbild weltlicher Herrschaft organisiert und suchte in konservativer Hartnäckigkeit Kulte und Riten in ihrer alten Form zu erhalten. So kommt es, daß sie den Sinn für gesellschaftliches Strebertum, für Beurteilung nach Stand und Rang ungleich mehr als die Entwicklung einer geistig differenzierenden Wertung förderten, obgleich viele unter ihnen die mächtigsten und einflußreichsten Vertreter ihrer Wissenschaft waren.

Diese beruhte allerdings mehr auf Zauber und Aberglauben, als auf Erfahrung und deren streng logischer Verarbeitung. Wie bei den Wilden ein unbegabter Schlaukopf zum Medizinmann und Dämonen-

beschwörer, so konnte in Ägypten der beschränkteste Priester zum Arzte vorrücken. Denn auch dieser war vornehmlich Geisterbanner. Die Ägypter teilten nämlich die Überzeugung so vieler wilder Völker, die Krankheit werde durch böse Geister verursacht. Wie der Medizinmann, bedienten sich auch die ägyptischen Priesterärzte der Arznei, aber auch diese erhielt ihre entscheidende Kraft von der Zauberformel und den sie begleitenden Gesten. Althergebrachte Vorschriften und Regeln bei Anwendung der Heilstoffe, der Amulette und der magischen Beschwörung erweckten ungleich größeres Vertrauen als Neuerungen. Sie erhielten sich auch mit größter Zähigkeit und machten es selbst den Unfähigsten leicht, auf Kranke und Verunglückte eine suggestive Wirkung auszuüben, Geschenke, Ansehen und Macht zu erlangen. — Die babylonische Priesterschaft gewährte der Entfaltung ihrer hierarchischen Fähigkeiten keinen geringeren Spielraum. An der Spitze standen die Wahrsager und Beschwörer. Auch diese geistliche Macht war vom Geiste der Erwerbsgier durchdrungen. Diese Zauberer, Zukunftsdeuter und Geisterbanner sammelten große Reichtümer, und ihre Tempel mußten ebenso Handelszwecken wie dem Kulte und den Hochschulstudien Raum und Heiligung bieten. —

Keine Priestergenossenschaft der Welt pflegte das Kastenwesen so fanatisch wie die Brahmanen. Sie entfalteten einen Hochmut des Standesbewußtseins, der in der gesamten Geschichte der Menschheit kaum seinesgleichen findet. Es gab Zeiten, wo sie sich für Götter, ja, für mächtiger als die Götter hielten. Auf die andern Stände schauten sie mit Stolz und Verachtung herab und geruhten höchstens, sie als Quelle von Almosen und Geschenken anzusehen. Noch in unsern Tagen ist der Dünkel der Brahmanen im allgemeinen sehr groß. Kein Mitglied einer niederen Kaste darf in die Nähe ihrer Heiligkeit kommen, denn eine solche Annäherung wäre für die Seele eines Priesters die schlimmste Befleckung. Es ist bezeichnend, daß aus dem Geiste dieser Priesterschaft, welche zwischen Gruppe und Gruppe, Mensch und Mensch eine so unüberbrückbare gesellschaftliche Kluft zu graben verstand, die rückhaltloseste Predigt einer künstlichen Unterdrückung jeglichen Unterscheidens, jeglicher abstufenden Wertung und Bevorzugung willenskräftiger und schöpferischer Zustände hervorgegangen ist. Ihre Philosophie und religiöse Lehre wandte sich mehr und mehr der Entwirklichung und Entwertung aller individuellen Unterschiede und jeglicher Eigenart zu, eine einzige Tugend

ausgenommen, das Erstreben und Erlangen des Âtman und späterhin des Nirwana. Dieser Zustand vermeintlich unterscheidungsloser Seligkeit mußte zu Vergleichen herausfordern, wurde im Vergleich zu andern als höchste Lebensweise gewertet und zum Ideal erhoben. Dies ergab einen neuen Maßstab der Wertung. Je mehr ein Mensch sein Leben dem Âtman oder, im Buddhismus, dem Nirwana annäherte, desto höher wurde er geschätzt. So entstand der Widerspruch, daß diejenigen für vollkommen gehalten wurden, von denen man annahm, sie verhielten sich allen Unterschieden der Natur und des Geistes gegenüber gleichgültig und wunschlos, was doch auch den Wunsch nach dem Nirwana und dessen Idealwertung ausschließen müßte. —

So gewaltig der Einfluß war, welchen die östlichen Kulte und Mythen auf die Gestaltung der griechischen und römischen Religion ausgeübt hatten, vermochten gleichwohl die geistlichen Hierarchien des Ostens der griechischen und römischen Priestergenossenschaft ihren engherzigen Kastengeist und ihre weltlichen Herrschaftsformen nur in sehr geringem Maße aufzudrängen. Mit der späteren Entwicklung der griechischen Freiheitsliebe und dem Mangel an staatlicher Einheit war eine priesterliche Despotie ebensowenig vereinbar wie ein weltliches Cäsarentum. Die Römer standen in religiöser Hinsicht stark unter dem Einflusse der Griechen und bewahrten dabei bis zum Zerfall des Kaiserreiches das etruskische Augurenwesen.

Obgleich aber diese Verhältnisse für die Bildung einer umfassenden Hierarchie der griechischen und römischen Priesterschaft nicht günstig waren, entwickelte sich eine Amtsgliederung nach Kult und Würde, und besonders in Griechenland gab es Tempel und Orakelstätten von sehr unterschiedlichem Ansehen. Zwischen manchen dieser Genossenschaften kam es oft zu einem recht hartnäckigen Wettbewerb um Gunst und Macht.

Insbesondere in der älteren Zeit hatten die Kulte einen harten Strauß um Bestand und Vorrang miteinander auszufechten, bevor ein halbwegs dauernder Ausgleich ihrer politischen und erwerblichen Kraftverhältnisse zustande kam. Dieser Kampf wurde am häufigsten zwischen Kulten geführt, die von verschiedenen Stämmen gegründet, in naher Nachbarschaft voneinander, wenn nicht in derselben Stadt, Hauptsitz oder Zweigvertretung hatten.

Aber selbst zur Zeit des kultischen Gleichgewichts waren bevorzugte Priestergemeinschaften nicht selten bestrebt, durch geschickte Ausnutzung ihrer politischen und geographischen Lage die Macht zu erhalten oder zu erhöhen. Da kam es ihnen nicht wenig zustatten, daß sie durch Zukunftsdeutung betreffs Kriegführung und Frieden, über Herrscher und Massen großen Einfluß gewinnen konnten. Aber selbst das delphische Orakel vermochte trotz seines gewaltigen Ansehens nicht eine allumfassende Hierarchie, ein panhellenisches Papsttum zu errichten, da es, wie alle andern griechischen Priestergenossenschaften, völlig unter der Botmäßigkeit der Regierung stand und die im Wettstreit befindlichen Städte niemals eine derartige geistliche Hegemonie geduldet hätten.

Wie sehr aber auch griechische Priesterschaften vom Geist des Kastenwesens beherrscht sein konnten, offenbart uns die Hierarchie der eleusinischen Mysterien. Nur zwei Familien verfügten über das Vorrecht, Priesterämter auszuüben. An der Spitze standen der Hierophantes und der Daduchos, beide so sehr verehrt, daß es nicht gestattet war, sie mit Namen anzusprechen. Ihre lebenslängliche Herrschgewalt fand auch in prachtvollen Gewändern einen beredten Ausdruck. Sämtliche Mitglieder der Familie erhielten Gebühren vom Ertrage der Opferspenden. Einige unter ihren Frauen rückten zu Hohenpriesterinnen und Verkörperungen der Gottheit vor. Das Priesterrecht der Familie überging durch Erbgang von Geschlecht auf Geschlecht und erhielt sich jahrhundertelang. Trotz dieser Macht und des einzigartigen Ansehens standen beide Priesterfamilien und die Ausübung der Mysterienkulte unter der Herrschaft und der Kontrolle weltlicher Archonten. Ihre Wirksamkeit wie auch ihre Hierarchie bewegten sich stets in engen, festgesetzten Grenzen.

Das Machtbestreben der griechischen und römischen Priesterschaft war um so äußerlicher und utilitärer, als sie fast ausschließlich mit der Verwaltung der Tempel, der Ausübung von Riten, der Anordnung vieler Festzüge und vor allem mit Zukunftsdeutung betraut war. —

Wie sehr auch die christliche Kirche durch die eleusinischen und orphischen Mysterien beeinflußt werden mochte, in organisatorischer Hinsicht trat sie nicht das Erbe der alten Griechen und Römer an. Zur Zeit, wo das Christentum aus dem Dunkel der Katakomben herauszutreten begann, herrschte im Kaiserreiche bereits seit langem der Geist der östlichen Despotie. Schon Augustus erhielt die Würde des Hohenpriesters und wurde nach

dem Tode als ein Gott gefeiert. Viele unter seinen Nachfolgern waren einer blutrünstigen Willkürherrschaft ergeben. Manche ließen sich als Götter verehren. Der Herrscher des Weltreiches war also oft weltliches, geistliches und himmlisches Oberhaupt in einem, wodurch nicht nur ein östlicher Brauch, sondern unwillkürlich und unbewußt eine barbarische Sitte vieler Naturstämme wieder ins Leben gerufen wurde. — Das junge Christentum, von den Strömungen orientalischer Kulte und der wildesten Religionsmischung umwogt, im Kampfe mit der übermächtigen Regierung und Priestern des sterbenden Glaubens stehend, mußte unwillkürlich dem Einflusse der neuen feindlichen Herrschaftsformen unterliegen.

Wohl wurde es in seinen Anfängen vom Geiste eines fast kommunistischen Gemeinschaftslebens getragen und hat auch späterhin wenigstens in der Wählbarkeit der Priester und Bischöfe einen freieren Zug bewahrt, aber nach und nach entfaltete es eine despotische Priesterhierarchie, die an Macht und Umfang alle anderen überbot. Das Vorspiel zu diesem Umschwung begann unter der Herrschaft Konstantins, der im römischen Reiche die endgültige Form einer orientalisch göttlichen Selbstherrschaft einführte, sich zum Hohenpriester der Heiden und zum bischöflichen Oberhaupt der christlichen Kirche aufwarf. Trotz größerer und geringerer Schwankungen, welche die Kirche nach dem Tode Konstantins erlitt, wuchs sie an Macht, so daß schon Kaiser Theodosius sich ihrem Richterspruch beugen mußte. Mit der Zeit entriß der Nachfolger Petri den Kaisern die geistliche Gewalt, um die weltliche an sich zu bringen. Zwar gewährte er sogar noch den deutschen Herrschern die römische Kaiserkrone, aber im Laufe der Jahrhunderte hat es die „streitende Kirche" verstanden, die gesamte Laienherrschaft christlicher Völker der despotischen Oberhoheit des Papstes unterzuordnen und dienstbar zu machen. Wie Konstantin ein Haupt der Priester, so wurde der Papst zur Zeit der größten Machtentfaltung der Kirche zum Herrn der Fürsten und Könige. Ihn schmücken jetzt noch Purpur und Tiara und andere Abzeichen der Regierungsgewalt. Kreuzzüge und blutige Ketzerverfolgung waren zum Teil sein Werk und die Tat seiner priesterlichen Helfershelfer. Giftmord, Konkubinat, Günstlingswirtschaft und willkürliche Verteilung von Kirchengütern unter Verwandten und unehelichen Kindern zierten das Leben manch eines Nachfolgers Petri.

Trotzdem erhielt er als Stellvertreter Christi die Würde eines „heiligen Vaters", um schließlich, wie Gott selbst, als unfehlbar erklärt zu werden.

Wie das Haupt der Kirche wurde die gesamte Priesterhierarchie verweltlicht. Gleich den hochstrebenden Beamten des älteren Ägypterreiches, legten sich zahlreiche Fürsten und andere Mitglieder des Adels kirchliche Würden bei, um Kirchengüter und Macht zu gewinnen. Allmählich gewann die Sittenverderbnis eines Großteils der Priesterschaft Oberhand über die Erneuerungsbestrebungen der edleren Geister. Trotz der gewaltigen Predigt eines Franziskus von Assisi, trotz des Märtyrertodes eines Savonarola und der Anstrengung Loyolas schreitet der Zerfall der Kirche und die Agonie des Kirchenglaubens unaufhaltsam der völligen Auflösung entgegen. —

Es war ein gemeinsamer Charakterzug der Priestergenossenschaften fast aller Völker und Kulturstufen, daß sie, zur Macht gelangt, ihr Dichten und Trachten mehr auf die Erhaltung ihrer Reichtümer und Güter, die Steigerung ihres weltlichen Einflusses, auf die Organisierung und Befestigung ihrer Hierarchie als auf die religiöse Erneuerung und Vertiefung, auf die Umwälzung und Entwicklung menschlichen Denkens und Schaffens richteten.

Uralten Aberglauben, wilde Bräuche und Riten, erstorbene Glaubenslehren, kurzum, alle die Mittel, durch die sie zu Besitz und Ansehen gekommen waren, suchten sie krampfhaft gegen Neuerer zu schützen, mochten diese aus ihren eigenen Reihen oder aus denen anderer Stände hervorgegangen sein. So haben sowohl im Osten wie in Griechenland furchtbare Menschenopfer die Zeit primitivster Kultur unglaublich lange überdauert. So wußten sich wildestes Zauberwesen, Dämonenbeschwörung, Teufelsaustreibung, magisches Heilverfahren, symbolisches Menschenopfer, Fetischanbetung und Talismanschutz selbst in zivilisiertesten Kulten bis auf unsere Zeit zu behaupten. Der Gegensatz zwischen der geistigen Pflicht, die Seelen zu vervollkommnen, und dem tatsächlichen Handel und Wandel mußte an der Priestergemeinschaft oft viel eindrucksvoller auffallen als an den Laienständen, die wenigstens keine religiöse Führung der Völker beanspruchten.

„Wenn sogar die geistlichen Hirten mehr nach Besitz und Genuß, nach Macht und Würde streben, wenn sogar ihnen Rang und Reichtum wichtiger sind als Seelenheil und Güte, als geistige Fähigkeiten und Begabung, warum sollte ich päpstlicher sein als der Papst? . . ." So empfanden und fühlen noch jetzt zahllose Menschen, meist ohne sich dessen völlig bewußt zu werden. Daher verbinden sich die Einflüsse der priester-

lichen, staatlichen und militärischen Hierarchien zu einem gemeinsamen Wirkungsstrom, der die Entwicklung der geistigen Wertdifferenzierung, der Bevorzugung der Gütigeren, Begabteren, Religiöseren auf das verhängnisvollste unterdrückt. Handelte es sich um die Knechtung freierer Geister, heiliger Reformatoren, bahnbrechender Denker, andersgläubiger Völker, waren die Priesterstände fast immer bereit, den Beistand der herrschenden Laienmächte zu suchen oder zu erzwingen. Gewöhnlich mußten sie nicht gar zu lange an die Türe klopfen, denn auch den privilegierten Adelsständen und den Gewalten von Gottes Gnaden waren die allzu kühnen Geister vielfach verdächtig und die andersgläubigen, wenn auch kulturelleren Völker ein gar zu verlockendes Ziel der heiligen Kriegsenteignung.

Kein anderes Gruppengebilde wirkte auf die menschliche Wertungsweise so furchtbar verrohend wie der Kriegerstand. Ursprünglich war der Kampf der Tiere das Vorbild für die in Fehde stehenden Familien, Clane und Stämme wilder Völkerschaften. Aber die gedankenlose Blutgier des Raubzeugs wurde beim Menschen zur bewußten Grausamkeit, die sich an Martern, Leiden und Schmerzen der Feinde, der Fremden, der Sklaven und schließlich auch der Nächsten berauscht. So wurden rücksichtslose Mordlust, Kraft und Gewandtheit des Körpers und all die niederen Fähigkeiten, welche die Ausrottung der Fremden oder Feinde erleichtern, zu meist erwünschten und geschätztesten Tugenden erhoben. Der technische Fortschritt geht meist schneller und leichter vor sich als die ethische Entwicklung großer Gruppen. Daher brachte die Vervollkommnung der Waffen eine Erweiterung des Kampfbereiches mit sich, eine Vermannigfachung der Mordphantasie, Steigerung der Grausamkeit und Festigung der Kriegermacht.

Könige und Adel, ursprünglich aus Räuberhorden oder Kriegerstand hervorgegangen, tragen oft noch in Zeiten ihrer größten Verfeinerung Merkmale dieses Ursprungs.

Ihr Sinn war meist auf Krieg, Kampfspiele und Jagd gerichtet. Häufig trugen sie eine Verachtung der Arbeit und des geistigen Schaffens zur Schau. Wem wären nicht Aristokraten bekannt, die noch in unseren Tagen eine künstlerische, wissenschaftliche oder dichterische Betätigung für einen erniedrigenden Beruf halten? — Der ganze Glanz der adeligen Hierarchie lieh seine Strahlen den kriegerischen Instinkten, der Ideali-

sierung der Körperkraft und physischen Kampfbegabung, während der Verherrlichung geistiger Größe nur dürftige Talglichtlein dienten.

Aber auch in demokratischen Republiken gelangte die Militärkaste zu solchem Ansehen, daß sie auf Sitte und Wertung oft einen ähnlichen Einfluß ausübte wie die aristokratischen Hierarchien.

Der Brauch einer Soldatenaushebung unter Bauern und Bürgern ist uralt. Schon im alten Ägypten war er sehr geübt und gefürchtet. In unserer Zeit wurde er in vielen Staaten zur ständigen Einrichtung. Wie schon im Altertum bei ähnlichen Anlässen die individuelle Geistesanlage gar nicht geprüft wurde, so wird auch in unserer Zeit weder die seelische Tauglichkeit für Kriegsdienste beachtet, noch der individuelle ethische, religiöse und schöpferische Hochwert als Motiv der Befreiung von Militärpflicht und Kriegsdienst ins Auge gefaßt und berücksichtigt. Zahllose Menschenleben, die in friedlicher Arbeit gewaltige Geistesschätze zum Wohle der Menschheit hervorbringen könnten, werden solcherweise unter wahnwitziger Verschwendung der unersetzlichen Seelenkraft dem sicheren Tode preisgegeben. Selbst die größte Genialität und Heiligkeit schützt sie nicht davor. Denn sie wird von den Rohlingen weder erkannt noch geliebt, und wo sie allen kund ist, wird auf sie, wenigstens im Kriegsfall, nicht die geringste Rücksicht genommen. Man kann mit größter Gewißheit annehmen, daß im Laufe der Jahrtausende manche der größten Heilande und Schöpfer durch wahlloses Kriegszwang und Soldatenversklavung umgebracht wurden. Es ist kaum abzusehen, wieviel weiter die Menschheit in ihrem Entwicklungslauf vorgerückt wäre, wenn die Verblendeten wenigstens die genialsten und heiligsten Leben gespart hätten. Kann doch ein einziger Mann wie Kopernikus, wie Kolumbus oder Phidias die Schaffensmöglichkeiten wesentlich verändern und auf Jahrtausende hinaus beeinflussen.

Es gab fast zu allen Zeiten Stämme und Völker, welche all ihre Kraft, ihr ganzes Streben fast ausschließlich auf militärische Ausbildung richteten. Um so ungestümer und rücksichtsloser war ihr Drang, der übermäßig aufgespeicherten Kriegsenergie freien Lauf zu lassen, andere Stämme und Völker zu überfallen und womöglich zu unterjochen. War die Kultur des ausersehenen Opfers größer als die eigene, dann hatte man für sie kein Verständnis oder man beneidete und haßte sie, wodurch in beiden Fällen der Vernichtung der Kunstschätze, der Tempel und

Bibliotheken, der Enteignung, Dezimierung und Versklavung der Besiegten Vorschub geleistet wurde.

Nicht nur die Horden wilder Indianer, menschenfressender Polynesier oder Neger standen in fast ununterbrochenem Kampfe miteinander. Nur allzuoft zerfleischten Stämme und Staaten zivilisiertester Völker sich gegenseitig, wobei die geistig Begabteren gewöhnlich den kürzeren zogen. So befehdeten sich Stämme und Städte des alten Griechenland, die Städte und Familien Italiens. So wurden große Geisteskulturen durch weniger bedeutende oder durch barbarische Völker unterjocht.

In diesen Kriegen und Kämpfen wurden nicht nur die seelischen Vorzüge der einzelnen Gegner unberücksichtigt gelassen, es wurde meist sogar den Entwicklungsunterschieden unter den Geisteskulturen ganzer Rassen und Völker entweder keine Beachtung oder keine abstufende Berücksichtigung gewährt.

Die Wertungsgleichgültigkeit in bezug auf die Entwicklung Einzelner wurde dergestalt auf die Wertung des Geisteslebens und der schöpferischen Errungenschaften selbst begabtester oder zivilisiertester Gruppen ausgedehnt. Diesem Verhalten fielen die Kulturen der Sumerer, Palästinas, Griechenlands zum Opfer. Auch für unsere Tage brauchte man nicht lange nach Beispielen Ausschau zu halten.

Zwischen den Ständen der Krieger, des Adels und der Priester entwickelten sich mannigfache Beziehungen, die mehr und mehr auf die Ausübung ihrer Berufe und die Gestaltung ihrer Wertmotive einen sehr auffallenden Einfluß hatten.

Schon bei den primitiven Stämmen werden Wahrsager, Zauberer und Medizinmann zu Rate gezogen, wo es gilt, den Clan oder Stamm zu verteidigen, ein fremdes Dorf zu überfallen, einen Raubzug zu unternehmen. Dieser Brauch stand selbst bei den bedeutendsten Kulturen des Altertums in hohem Ansehen. In Griechenland und Rom wurden vor Auszug in den Krieg nicht nur Orakel befragt, sondern das Heer wurde von erprobten Wahrsagern, die zugleich Opferpriester waren, begleitet und häufig beraten.

Die Priester der Hebräer zogen manchmal mit der Bundeslade mit in den Krieg.

Das Gesetz Moses' schreibt den Priestern vor, bei Beginn des Kampfes den Kriegern vor Augen zu halten, daß Gott der Herr mit ihnen sei, daß

er für sie streite und ihnen helfe. Will sich eine ferngelegene Stadt nicht ergeben, so soll „alles, was männlich darin ist, mit des Schwertes Schärfe" geschlagen werden. Aber aus den Städten, welche in der Juden Hände als neue Heimat gelangen werden, soll die gesamte Bevölkerung verbannt werden, auf daß die Eroberer zur Nachahmung des Götzendienstes nicht verleitet werden. Man kann schon hieraus aufs deutlichste ersehen, wie die priesterliche Religionspolitik selbst für die Art der Kriegführung maßgebend war und die von den Kriegern überkommene Rücksichtslosigkeit zu heiligen wußte. —

Vor wichtigen, politischen oder kriegerischen Entscheidungen wurden Propheten, insbesondere berühmte, bewunderte Seher, zu Rate gezogen. Sie waren gleichsam die Stimme des unerbittlichen, racheschnaubenden, grausamen Jehova, des eigentlichen Heerführers, so mit blutbespritzten Kleidern einhertritt und in seinem Zorn die Völker zertritt und keltert.

Ihr höchstes Vorbild war Moses, der gewaltigste Repräsentant des kriegerischen Schamanismus, Gesetzgeber, Führer und Feldherr eines wandernden Volkes, ein Seher, der mit Gott von Angesicht zu Angesicht spricht, zugleich aber Wahrsager und Zauberer, der mit seinem Stabe eine Quelle aus dem Felsen hervorzaubert, der durch Hochhalten der Hände seinem Heer einen Sieg über die Feinde davonzutragen ermöglicht.

Gott selbst unterweist ihn in der magischen Kunst. Er läßt ihn den Stab von sich werfen, es wird eine Schlange daraus. Er heißt ihn die Hand in den Busen stecken, und sie wird aussätzig, wird weiß wie Schnee.

Moses bedient sich hinfort des Zaubers, um Vertrauen und Glauben zu erzwingen, Furcht einzuflößen, Autorität zu erlangen und zu festigen. Er verwandelt Wasser in Blut, bringt durch magische Kunst allerlei Plagen über die Ägypter, darunter Pestilenz, schwarze Blattern, Hagel und den Tod aller Erstgeburt. —

Jehova ist nicht nur der „rechte Kriegsmann", der oberste Heerführer, er ist zugleich der größte Wunderarzt, der durch schwarze Magie die Feinde seines auserwählten Volkes mit Krankheiten heimsucht, hingegen seine Bevorzugten heilt und am Leben erhält. Hierin gleicht er den Ahnengeistern primitiver Stämme, den Gottheiten der Ägypter und vieler anderer Völker des Altertums und der Gegenwart.

Er nennt sich selbst einen Arzt der Hebräer und verkündet ihnen durch den Mund Moses', er werde ihrer schonen und nur ihren Hassern Krank-

heit und Seuche auferlegen. Im führenden Vermittler eines solchen Gottes mußte sich auch die krankheiterregende und die heilende Zaubermacht spiegeln. Moses vereint in sich die Würde eines Feldherrn mit der eines Medizinmannes. Mit seinem Zauberstabe vermag er Krankheit zu erzeugen und zu bannen. Die Kraft der bloßen Analogie und die Schlange spielen in seiner Magie eine ähnlich große Rolle wie bei den Medizinmännern der Wilden und in vielen Religionen höherer Ordnung.

Wild ist sein Ungestüm, blind die Bevorzugung des auserwählten Volkes. Das Mitleid mit den Hebräern reißt ihn hin zu Totschlag und Menschenvernichtung. In jungen Tagen macht er einen Ägypter nieder, weil dieser einen hebräischen Fronarbeiter schlug. Wo es gilt, sein Volk zu befreien, schreckt er vor keinem Mittel zurück, die ärgste Todesart ist gut genug für die Feinde. Felsenfest steht sein Glaube, Gott selbst beanspruche für die Hebräer eine ungleich größere Rücksicht und Wertung als für alle andern Völker. Vor dieser Scheidung erblassen und schwinden ihm alle Unterschiede der Kultur und der geistigen Entwicklung. Keinen Augenblick würde er zögern, das größte Reich, die gewaltigste Zivilisation, die gesamte Menschheitsentwicklung der Wohlfahrt und dem Gedeihen seines Völkchens zum Opfer zu bringen. Was Wunder, daß er die Ausrottung der Feinde, der im Wege stehenden Fremdlinge unterschiedslos vornimmt, ohne nach Begabung, nach Vollkommenheitsstufe der Einzelnen zu fragen.

Niemals fällt es ihm ein, bei seinem Gott für die Verschonung der Gerechten und Guten, der Schöpferischen und Edelgesinnten unter den Feinden Fürbitte zu tun. Er freut sich vielmehr über die Rücksichtslosigkeit Jehovas und betont mit Genugtuung, daß der gestrenge Gott bei Vernichtung der ägyptischen Erstlingsgeburt weder auf Größe noch auf Geringheit des Standes achten werde. Die Rücksichtnahme auf geistige Eigenschaften kommt ihm überhaupt nicht in den Sinn:

„Und Mose sprach: So sagt der Herr: Ich will zu Mitternacht ausgehen in Ägyptenland;

und alle Erstgeburt in Ägyptenland soll sterben, von dem ersten Sohn Pharaos an, der auf seinem Stuhl sitzt, bis an den ersten Sohn der Magd, die hinter der Mühle ist, und alle Erstgeburt unter dem Vieh;

und wird ein großes Geschrei sein in ganz Ägyptenland, desgleichen nie gewesen ist noch werden wird,

aber bei allen Kindern Israel soll nicht ein Hund mucken, unter Menschen sowohl als unter Vieh, auf daß ihr erfahret, wie der Herr Ägypten und Israel scheide." —

Aber trotz dieser Enge und Beschränkung offenbart sich in seinem Wesen eine gewaltige und vielseitig schöpferische Anlage, ein tief religiöser Geist. Nur wurde er durch die mangelhafte Erkenntnis seiner Zeit und deren vorzüglich nach Rang und Stand, nach Volk, Rasse und Kirchenzugehörigkeit wertendes Gewissen im höchsten Grade irregeleitet und um seine herrlichsten Früchte gebracht. —

Eine ähnliche Erscheinung tritt an kriegerischen Religionshelden früherer und späterer Zeiten deutlich zutage, bei Zarathustra, Mahomed, Karl dem Großen, Cromwell. — Sämtliche hervorragenden Nachfolger Moses' in der Würde des Prophetentums tragen diese oder jene wesentlichen Züge seines Geistes. Selbst Jesus bildet hierin keine Ausnahme.

Dies darf man nicht ausschließlich der Ähnlichkeit vieler Umstände, der Vorbildlichkeit des Gründers und der nationalen Verwandtschaft zuschreiben. Es soll nicht außer acht gelassen werden, daß man es hier mit Sagen zu tun hat, die gleich der christlichen und islamitischen Legende dem Trägheitsdrang nach Wiederholung derselben Idealzüge in hohem Maße Folge leisten. Eine solche Schablone bringt uns zwar um ein Porträtbildnis vieler individueller und wirklicher Merkmale, entschädigt aber durch instinktive Hervorhebung der allgemeiner vorherrschenden Eigenschaften und Wünsche einer Epoche.

An die Spitze des hebräischen Heeres stellen sich Propheten oder Seher nur äußerst selten.

Wie Moses zaghaft, unter allerlei Bedenken, von Jehova die Führung des Volkes übernimmt, so zögert die Prophetin Debora, mit dem Heer zum Streite zu ziehen. Erst auf das harte Drängen Baraks, dem sie durch „die Kinder Israel" die Feldherrnwürde anbieten läßt, gibt sie nach. „Sie sprach: ich will mit dir ziehen, aber der Preis wird nicht dein sein auf dieser Reise, die du tust, sondern der Herr wird Sisera in eines Weibes Hand übergeben." Barak ist für sie dasselbe, was Aaron für Moses war, die ausführende Hand; sie für ihn ein weiblicher Moses, der durch seine Begeisterung und prophetische Kraft das Volk von zwanzigjähriger Knechtschaft erlösen soll. Zwar ist sie keine Gesetzgeberin, wie ihr großer Vorgänger, aber sie ist Richterin, die Macht hat über die Gemüter. Wie eine geheimnisvolle Sibylle haust sie auf dem Gebirge unter ihren Palmen und sitzt zu Gericht, und die Kinder Israel kommen

hinauf zu ihr. Sie wird weder als Seherin noch als Medizinfrau oder Magierin geschildert. Aber sie weissagt Sieg und Befreiung und wird aufgefordert, ein Triumphlied zu singen. Sie liest in den Sternen. Sie sieht wie der Himmel, wie die Sterne in ihren Bahnen wider Israels Feinde streiten. Ein chaldäischer Einfluß. —

Ihr Mann wird kaum erwähnt. Er ist also kein Kriegsheld. Wahrscheinlich verachtet sie ihn. Eine fanatische, wilde Mütterlichkeit lebt in ihr, sie fühlt sich als Mutter in Israel. Nichts ist ihr so verhaßt wie der Mangel an kriegerischem Sinn. Mit Verachtung spricht sie von den Männern Israels, unter denen kein Schild noch Speer zu sehen war. „Es gebrach, an Regiment gebrach's in Israel, bis daß ich, Debora, aufkam." Sie verflucht die Stämme, die ihrem Volk nicht beistehen wollten und segnet die tapferen, die ihm zum Siege verhalfen. Nur ein Ziel kennt sie, die Vernichtung des Feindes, nur eine Tugend, die mordende Kühnheit. Mit Begeisterung segnet sie Jael, die grausame Mörderin des feindlichen Feldherrn. Mit Hohn und Behagen schildert sie Leiden und Sterben des Verhaßten, dem die Vielgepriesene einen Nagel durch die Schläfe bohrte. „Er krümmte sich, fiel nieder zu ihren Füßen." Sie ist entzückt über die List, mit der die Gesegnete den Feind zu hintergehen und zu locken wußte, und freut sich beim Gedanken an die Qualen der trauernden Mutter des Umgebrachten.

Ihr Gott, ihr Himmel, ihre Sterne und die ganze Welt streiten gegen die Feinde Israels, und hierin sieht sie den einzigen Wert des Lebens. —

Noch auffallender tritt dieser Zug von Grausamkeit und kriegerisch-theokratischer Rücksichtslosigkeit bei den Propheten zutage, mit denen ein erbitterter Kampf um die Macht anhebt. Diese Fehde gilt zunächst den Laienherrschern, die sich der priesterlichen Bevormundung entziehen möchten. Nach und nach artet sie aus in einen wilden Streit um die Erhaltung des reinen Jehovadienstes, der durch berechneten Abfall der machtlüsternen Könige in hohem Maße bedroht und erschüttert wird.

Schon am Verhalten Samuels kann man sehen, wie sich der rohe, blinde Priesterfanatismus und die Blutgier kriegerischer Haudegen, Ritter und Könige gegenseitig beeinflussen und zum Verderben der Guten und der Bösen führen.

Er, der von Kind auf im Tempel aufwuchs, dem schon als Knaben Jehova erschienen war, dessen Worten ganz Israel lauschte, der als

gottbegnadeter Richter genug Gelegenheit gehabt hätte, Nachsicht und Barmherzigkeit zu lernen, er bringt es zustande, seinem Könige zu befehlen, der Feinde nicht zu schonen, sondern „Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochsen und Schafe, Kamele und Esel" zu töten.

Da der König, trotz des strengen Verbotes, Mitleid zu üben, einen gefangenen Herrscher verschont, wird der eifrige Prophet durch Jehova selbst davon benachrichtigt. Die ergrimmte Gottheit bereut es, den Ungehorsamen zum König gemacht zu haben. Gewaltig aufgebracht, durch Jehova aufgestachelt, eilt Samuel zum Gesalbten, weist ihn aufs strengste zurecht und zerhaut den Fremdling zu Stücken. Es ist kaum zu verwundern, daß dem geknechteten König diese priesterliche Lehre zur Richtschnur wird. Sie steigert sein krankhaftes Mißtrauen, und er schrickt vor keiner Grausamkeit zurück. Die Rücksichtslosigkeit gegen die Feinde, welche ihm Jehova und sein Prophet einschärften, richtet er gegen die Priester seines eigenen Volkes.

Durch einen Schmeichler aufgestachelt, Verrat und Anschlag witternd, läßt er eine ganze Priesterstadt vernichten und „Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochsen und Esel und Schafe" mit der Schärfe des Schwertes schlagen.

In Samuel sehen wir Moses-Züge der kriegerischen Gewaltsamkeit, der erfolgreichen Predigt und väterlichen Führung, aber Zauberkunst scheint ihm fernzuliegen. Die magische und zauberärztliche Wirksamkeit kommt erst bei nachsalomonischen Propheten wieder zu vollen Ehren. Der verzweifelte Kampf, den sie mit den abtrünnigen Königen und den Priestern fremder Kulte auszufechten hatten, nötigte sie, alles daranzusetzen, um die Nebenbuhler auf deren eigenstem Gebiete, dem der Wundertätigkeit und Beschwörung, zu übertreffen.

Wie voreinst Moses den Ägyptern und zugleich den Hebräern seine Berufung und Macht durch Zauber beweisen mußte, den er fremden Priestern abgelauscht hatte, so gerieten nachsalomonische Propheten in einen ähnlichen Wettstreit mit den Priestern babylonischer und anderer, von wildestem Aberglauben durchsetzter Kulte.

Die reichsten Blüten des Aberglaubens treibt die Magie und Wundertätigkeit des wahrsagenden Dioskurenpaares Elia und Elisa. Es ist, als hätten alle Wünsche des Volkes nach Schamanismus und Medizinmannszauber in ihnen ihren Sammelpunkt gefunden, um für Geister

ähnlicher Artung ein Vorbild zu schaffen. Die primitive Weltanschauung Moses' ist in ihnen wiedererwacht, um vervielfältigt auf Propheten späterer Geschlechter überzugehen und schließlich in Jesus von Nazareth und in zahlreichen Heiligenlegenden die größten Siege zu feiern. Wie nachmals der christliche Erlöser, vermehren sie Speise auf wunderbare Weise, erwecken Tote zum Leben und überwinden die Gesetze des Wassers, des Feuers, der Luft und der Schwere. Elia fährt sogar in den Himmel und überträgt seine Zaubergabe auf Elisa, wie Christus auf seine Jünger. Wie so viele Einsiedler der mittelalterlichen Legende und der Märchen, wird er zur Zeit der Dürre auf Gottes Veranlassung durch Vögel gefüttert. Um die Machtlosigkeit der Baalim an den Tag zu bringen und die Überlegenheit Jehovas dem Volke mit überzeugender Sinnfälligkeit vor Augen zu führen, läßt er alle Kinder Israels und die Propheten Baals auf dem Berg Karmel zusammenkommen und ein Wettopfer veranstalten.

Auf dem einen Altar soll dem Baal, auf dem andern Jehova ein Farren dargebracht werden. Welche der beiden Gottheiten auf Anruf und Bitte mit Feuer antworten werde, diese sei Gott. Als weder Rufen und Flehen, noch Selbstverstümmelung mit Messer und Pfriemen den heidnischen Götzen aus dem Gleichgewicht zu bringen vermochten, da trat Elia an den Altar Jahves, betete inbrünstig und veranlaßte, daß wirklich ein Feuer vom Himmel fiel, Brandopfer und Altar verzehrend. Und augenblicklich benutzte Elia die Reue des überzeugten Volkes, ließ die Propheten Baals greifen, „führte sie hinab an den Bach Kison und schlachtete sie daselbst".

Wie so viele Priester und Laien bis auf unsere Tage den abergläubischen Zauber mit schöpferischer Kraft und heiliger Geistigkeit verwechselten, so betrachteten auch Elia und Elisa nur magische Gaben, nur den Deus ex machina als einzigen Gegenstand höchster Bewertung. Dies erleichterte ihnen, nicht nur eine grausame Verfolgung ihrer Gegner zu betreiben, sondern die geistigen Feindeswerte, ohne jegliche Rücksichtnahme auf deren höhere oder geringere Bedeutsamkeit, der Vernichtung preiszugeben. In dieser Hinsicht glichen sie dem wilden Zauberer oder dem griechischen Priester, der Menschenopfer schlachtete, ohne sich um deren geistigen Wert nur im geringsten zu bekümmern; sie waren den Inquisitoren der christlichen Kirche ähnlich, die zahllose unschuldige

und vielfach ausgezeichnete Menschen foltern und auf Scheiterhaufen verbrennen ließen.

Die Roheit der Herrscher und Krieger beeinflußte die Kampfweise der Priester und erhielt durch Wechselwirkung neue Nahrung, erwarb Züge und Mittel der geistlichen Rache. Die Ausrottung des Großteils jüdischer Propheten durch die Königin Isebel hat gewiß Elia zu seinem Massenmord angespornt. Diese Rache hat ihrerseits die Königin veranlaßt, den jüdischen Propheten zu verfolgen und nach seinem Leben zu trachten. Der furchtbare Wüterich Jehu, von einem Sendling Elisas zum König gesalbt, heuchelt große Anhänglichkeit an den Baalsdienst. Er kündigt ein großes Opferfest an, läßt alle Propheten und Priester des Baal in dessen Tempel kommen, Brandopfer zu tun.

Nach vollbrachtem Opfer befiehlt er seinen Trabanten und Rittern, jedermann im Hause Baals mit der Schärfe des Schwerts zu schlagen. Niemand wird verschont. Sie verbrennen die Säulen und reißen das Heiligtum nieder. Solche Früchte trug das Gottesurteil Elias. Man kann wohl annehmen, daß Jehu durch dieses Propheten Blutrache zur Nachahmung angestachelt wurde, da er auch in seinem sonstigen Verhalten durch dessen Moral und Weissagung gleichsam hypnotisch geleitet wird.

Die Wechselwirkung zwischen Priesterschaft und Kriegerstand machte sich zu allen Zeiten deutlich bemerkbar.

Die kriegerische Verehrung der Körperkraft und der Unerschrockenheit in Mord und Rache ist tief in die Seele zahlreicher Priester gedrungen. Sie erzeugte die berühmte Schattierung des berüchtigten Priesterhasses, einer Leidenschaft, die infolge der häufig geheuchelten Heiligkeit und der Beschäftigung mit theologischen Sophismen raffinierte und bösartig vergeistigte Formen erhielt.

Sie gab der mythendeutenden und gestaltenden Phantasie priesterlicher Dichter eine Hinneigung zum Überschätzen der Gewalt und der Götterroheit. Selbst Religionsgründer wie Zarathustra, Jesus und Mahomed unterlagen ihrem verderblichen Einflusse. Der iranische Prophet predigte rücksichtslosen Vernichtungskrieg gegen die Bösen, die Feinde Ahura Mazdas, der Korandichter bekämpfte die Andersgläubigen mit Feuer und Schwert und erzwang mit den Waffen in der Hand die Siege Allahs.

Christliche Priester waren schon in den Anfängen der errungenen Kirchenmacht geneigt, an Heiden und Ketzern blutige Rache zu nehmen, aus den früheren Verfolgern Märtyrer und Verfolgte zu machen.

Mit der wachsenden politischen und hierarchischen Gewalt des Papsttums nahm die Verfolgung der Andersgläubigen mehr und mehr zu, um in der zwangsweisen Bekehrung ganzer Völker, dann in den Kreuzzügen und schließlich in der Inquisition ihre Höhepunkte zu erreichen. Selbst ein Mann wie der heilige Bernhard von Clairveaux stand nicht an, Völker und Könige mit allen Waffen der Überredung und der Religionshypnose zu einem Kreuzzug anzuspornen. Ihm waren die scheußlichen Grausamkeiten der früheren Kreuzfahrer gewiß nicht unbekannt, aber was sollte sich ein Freund der machtlüsternen, gewinnsüchtigen Päpste und Könige darum scheren? Er, der Streiter Gottes, der Soldatenwerber der Kirche, stachelte die Blutgier des Pöbels mit Kreuzamuletten auf, die ihm der Papst zu diesem Behufe übergeben hatte. Und als es an päpstlichen Werbekreuzen gebrach, ließ er die eigenen Gewänder in Stücke schneiden und daraus neue Kriegsamulette verfertigen. Glänzende Siege verkündet er dem Kreuzheer. Einem zögernden König droht er mit dem Jüngsten Gericht. Über den schlimmen Ausgang des Kreuzzugs, über den schrecklichen Tod von Hunderttausenden setzt er sich hinweg, indem er sich und die Enttäuschten mit dem Hinweis auf den Himmelsaufenthalt der von Hungersnot, Pest und Feindeswaffen Hingemordeten zu trösten versucht. Gemahnt dies nicht an die Trostworte Krischnas, der dem Aruna, dem Krieger, welcher zögert, mit Freunden und Verwandten zu streiten, aufmunternd zuruft, der Mensch könne nicht wirklich sterben, der Tod sei nur Schein?

Dieser geharnischte Geist der Kirche führt zur Bildung von bewaffneten Ritterorden, unter denen sich der Orden der Tempelherren und besonders der Marien-Ritterorden durch einen ausgesprochen kriegerischen Sinn auszeichnen. Beide Gemeinschaften wurden zum Zwecke des Schutzes der Palästinapilger gegründet. Aber der verhängnisvolle Einfluß, den sie auf die Moral der Völker, der Könige und der Kirche ausüben sollten, ließ nicht lange auf sich warten.

Der ritterliche Geist der Templer verwandelte sich in Habgier und Machtgelüste. Sie ließen sich beschenken und häuften gewaltige Reichtümer. Es ist nicht zu verwundern, daß Philipp der Schöne, ein Zög-

ling der priesterlich-ritterlichen Roheit und Heuchelei, diesen Besitz an sich zu bringen trachtete. Er ließ daher die in Frankreich lebenden Tempelherren unter allerlei aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen ins Gefängnis werfen und foltern, um falsche Geständnisse und mit diesen die Enteignung ihrer Güter zu erzwingen. Die deutschen Ordensritter nötigten dem heidnischen Preußenvolke nach dreiundfünfzigjährigem Kriege die christliche Religion auf, wodurch sie nicht wenig zur späteren Verrohung und Gewaltherrschaft der Kirche beitrugen. Der Kriegsgeist der Kirche und des Rittertums teilte sich in seiner vergeistigten Form dem Jesuitenorden mit. Aber auch in manchen Helden und Haudegen der Reformation lebt er fort, um gelegentlich auf Wege der rohesten Gewalt abzuirren.

Wir haben gesehen, daß Menschen der „höheren" Stände, denen Bildung, Reichtum, Muße und Unabhängigkeit gestatten, den Schöpfungen großer Seelen das Augenmerk in hohem Maße zuzuwenden, ihre Trägheit im feineren Unterscheiden und Berücksichtigen geistiger Eigenschaften nur wenig und selten überwinden. Wieviel geringer muß erst bei der großen Masse der Ungebildeten und physisch Überbürdeten die Neigung und Fähigkeit sein, schattierend zu werten und das geistig Wertvollere zu bevorzugen!

In der Kindheit gewöhnlich mißhandelt und darbend, ohne geistige Nahrung belassen und vorzeitig zur körperlichen Arbeit herangezogen, in reiferen Jahren von Familie und Arbeitgeber ausgebeutet oder die Kräfte anderer aussaugend, leben sie dahin, meist ohne Ahnung eines höheren geistigen Daseins . . . Was vermag da ein Katechismus, was ein bißchen Lesen oder Schreiben zu bewirken! In den meisten Fällen verbreiten die bisherigen Formen der Religion und Kirche Aberglauben, blinden Respekt vor Autoritäten und in geistigen Dingen eine konservative Trägheit. Von einer Religiosität, die imstande wäre, den Sinn für das Wunderbare des menschlichen Schaffens und Fühlens, die Ehrfurcht vor geistiger Vervollkommnung und Entwicklung zu wecken, ist da nur äußerst wenig zu spüren.

Die Erniedrigten empfinden gewöhnlich den unterdrückenden Ständen gegenüber Scheu vor dem Unbekannten, Furcht vor der Macht, Bewunderung der äußeren Überlegenheit, die zum Teil geistig interpretiert

wird. Sie beneiden die „Herrschaften" um ihre Kleider, ihre Manieren, ihre gute und reichliche Nahrung, ihren scheinbaren oder wirklichen Müßiggang und um allerlei menschliche und tierische Unterhaltung.

Was also den meisten „Herrschaften" erstrebenswert erscheint, wird von den unterdrückten Massen stets zum Ideale erhoben: Genußsucht, Müßiggang, Eigennutz, Gewalt. So oft es ihnen geglückt war, das Joch abzuschütteln, riefen sie wie aus einem Munde nach Brot und Spielen, „panem et circenses", denn auch die meisten ihrer Unterdrücker kannten kein höheres Ziel. Wie sollte auch gerade derjenige Stand, dem es mehr als allen andern an Mitteln gebricht, seine eigene Seele vor Stumpfheit und Verrohung zu behüten, einen neuen Weg anbahnen, auf welchem die gesamte menschliche Gesellschaft einer höheren Geistesvervollkommnung entgegenschreiten könnte?

Wie sollte er ein geistiges Ideal verfechten, welches nur einer Ausnahmeentwicklung entspringen und nur durch große geistige Vorbereitung verstanden und erlebt zu werden vermöchte?

Zwischen den praktischen Lebensidealen des Großteils aller Stände besteht seit unvordenklichen Zeiten eine wesentliche Übereinstimmung. Die schwächeren, geringeren und unterdrückteren Stände ersehnen meist die äußere Macht und Wohlfahrt der höheren. Sie wünschen eben nur diese Güter der Beherrscher zu erlangen, die ihrem Verständnis zugänglich sind, ihrer geringen geistigen Vorbereitung entsprechen, ihren Nachahmungsdrang am leichtesten wecken. Wer also einem unterdrückten Stande oder einer ausgebeuteten Klasse ein Ideal bringt, welches den selbstsüchtigen Zwecken der Herrschenden ein neues geistiges Ziel entgegenhält, muß sowohl auf den Widerstand der meisten Erniedrigten wie auf den der meisten Unterdrücker gefaßt sein. Sie haben ja einen gleichgerichteten Egoismus. Es kann aber gerade nur ein solches Ideal das menschliche Leben wesentlich erneuern und sogar die allgemeine Wohlfahrt auf die Dauer erhöhen. Denn nur durch Überwindung des Egoismus und der geistigen Trägheit aller, ohne Unterschiede des Standes und der Klasse, kann eine wahrhaft revolutionäre Umwälzung des Lebens hervorgebracht werden, eine Revolution, die zugleich geistige und materielle Vervollkommnung wäre.

Das Unterdrücktsein, das Ausgebeutetwerden sind keine Gewähr und kein Beweis einer höheren Geistigkeit und einer edleren Gesinnung.

Wer da glaubt, daß eine unterdrückte Klasse geistig fortschrittlicher sei als die herrschende, der irrt sich gewaltig. Sie neigt zum äußeren Umsturz, weil sie von diesem die Erlangung derselben Güter erhofft, die den Bedrückern ebenso wertvoll sind wie ihr selbst. Aber beide sind weit davon entfernt, durch Klassenkampf eine geistige Umwälzung herbeiführen zu wollen und ihre utilitär praktischen Ziele den Bedingungen einer geistigen Entwicklung unterzuordnen. Ein wahrhaft geistesrevolutionäres Ziel kann daher zunächst nur von Ausnahmen aller Stände und Klassen verfolgt werden, von Menschen, denen die Erneuerung der seelischen Kultur zur Richtschnur ihres Handelns und zum Maßstab aller praktischen Zwecke geworden ist.

Die feinere, schattierende Wertung und liebevolle Berücksichtigung geistiger Unterschiede unter einzelnen und Gruppen erfordert eine so bedeutende seelische Arbeit und Vorbereitung, daß sie ohne völlig neue erzieherische Maßnahmen von ungebildeten, psychisch und körperlich überbürdeten Massen noch weniger als von den gebildeteren Ständen geübt werden könnte. Diese ungebildeten und zugleich ausgebeuteten Klassen müssen sich infolge der Abstumpfung ihrer schöpferischen und rezeptiven Anlagen nach den Abzeichen und äußeren Merkmalen des Standes, des Berufes, des Ranges und der Macht häufiger und entschiedener in ihrer Rücksicht und Menschenwertung richten, als die gebildeteren Stände, die viel öfter mit Schriften, Kunstwerken und geistig Schaffenden in Berührung kommen. Solange sie nicht durch allzu große Not oder demagogische Aufhetzung zu Auflehnung und Aufruhr getrieben werden, idealisieren sie gewöhnlich Würden, Besitz und Macht der höheren Stände, auch wenn diese ihnen zuweilen Haß, Neid oder Furcht einflößen.

Die Merkmale der äußeren Macht werden im Eigentum oder in Abzeichen des Standes und Ranges, in Kostbarkeit oder Armseligkeit des Gewandes, in manchen Körperbewegungen und Gesichtszügen, im Hörensagen und im Verhalten der Umgebung wirklich oder vermeintlich vorgefunden. All diese Kundgebungen eines Geschickes, das die Wünsche nach ähnlichen Gütern bei vielen Ungebildeten oder Notleidenden mindestens ebenso intensiv aufwühlt wie bei gebildeten Strebern — setzen die Einbildungskraft großer Massen in Bewegung, kommen ihren Bedürfnissen nach Andersheit, Sensation und Schönheit in populärer

Weise entgegen und verleihen ihrem Leben einen romantischen Reiz, von dem sie nicht gerne lassen. Manche Herrscher und Würdenträger gehen fast nie zu Fuß aus. Das Volk sieht sie selten und nur im Wagen fahrend, zu Pferde reitend oder in einer Sänfte getragen. Die feurigen Rosse, der Prunk und das Flitterwerk erhöhen den Eindruck der Andersheit und Schönheit und gemahnen die Abergläubischen an Fahrzeuge der Sterne, der Götter, der Propheten. Wo sich der Glaube an den göttlichen Ursprung der Herrscher und Fürsten nicht erhalten konnte, blieb an der Bewunderung und Ehrfurcht, die ihnen gezollt wird, wenigstens ein Nachklang dieses Glaubens haften, ein unbestimmtes Gefühl, übermenschlichen Wesen gegenüberzustehen.

Das stumpfe oder rohe Gesicht eines solchen Götzen erhöht nur die Illusion von seiner mythischen Gewalt. Hätte es wahrhaft bedeutende Züge, so würden sie mißfallen oder mit Hilfe der nichtssagenden und minderwertigen von der Menge übersehen oder bloß geduldet werden. Der Eindruck von Macht und magischer Größe, der von den äußeren Merkmalen ausgeht, wird in veränderter Form, wird als wirkliche und angeborene Kraft und Anlage in die Würdenträger hineinverlegt. Was einem schöpferischen Genius nur sehr selten gelingt, den Glauben an wirkliche Kraft und Größe in umfassenderen Gruppen zu wecken, das wird hier durch Krone und Zepter, Pracht und Reichtum, oft schon durch den bloßen Titel und ohne jegliche Begabung spielend erreicht. All diesen Worten, Zeichen und Gütern haften viele Funktionen des Fetischismus und des Zaubers an. Sie werden anthropomorph beseelt, mit seltsamen Fähigkeiten begabt. Die Seelen und Zauberkräfte dieser Fetische werden kaum bewußt auf deren Besitzer übertragen.

Sofern man sich eins weiß mit der Masse Gleichgesinnter, wird der Vorgang der einlegenden Idealisierung von Bildern mitverehrender Gruppen getragen und solcherweise die Autorität gefestigt.

Schon beim bloßen Gedanken an Könige, Fürsten oder Päpste ziehen dem Autoritätsgläubigen allerlei Vorstellungen von Ehrfurcht und Anbetung durch den Kopf: gebeugte Knie, erhobene Arme, geküßte Pantoffel, gesenkte oder abgewandte Häupter, schlotternde Beine, flehende Augen. —

Die aristokratische und hierarchische Stufenleiter der Rangunterschiede bildete für die abgestumpften, verrohten, ungebildeten Massen aller

Stände die einzige weltliche Hochschule der intensiveren, unterscheidenden, bevorzugenden Verehrung und der gesteigerten Idealbewertung. Da ihnen wahrhaft geistige, große und schöpferische Eigenschaften unverständlich und fast unbekannt sind, konnte ihnen bisher nur eine primitive Fetischanregung, die von Ständen, Kasten, Ämtern ausgeht, die erste, entfernte und grundlegende, wenn auch verunstaltete Ahnung einer wirklichen Seelenunterscheidung, einer Bevorzugung des geistig Höheren und einer Höchstbewertung der Gottheit zugänglich machen.

Ein plötzlicher Umsturz, welcher in den Massen die Idealisierung der Würden erschüttert, muß in den Enttäuschten unvermeidlich die ohnehin schwache Schätzung seelischer Vorzüge, mithin auch die religiösen Gefühle fast zum Schwinden bringen.

Dann gewinnen zunächst die niedrigsten und grausamsten Triebe die Oberhand, rohes Gelichter und blutgieriges Raubzeug gelangen zur Macht. Wurden früher die Merkmale höheren Ranges und Standes mit höheren geistigen Eigenschaften verwechselt, so werden diese jetzt als vermeintliche Zeichen von Kaste und Würde aufgefaßt, verabscheut und verfolgt. Ohne es zu wissen oder zu ahnen, begegnen sich in diesem Hasse der Geistigkeit die unterdrückten Stände und Klassen mit dem Großteil ihrer Bedrücker und Ausbeuter. Aber unwillkürlich werden dabei auch die giftigen Früchte gezeitigt, welche aus der äußerlichen Wertungsweise der „höheren Stände" hervorgegangen sind.

Haben die „Führer" der Massen jemals versucht, diesen Umständen Rechnung tragend, den Unterdrückten und Ausgebeuteten eine andere, eine fortgeschrittenere Wertungsweise beizubringen, um sie vor dem Verrohungszustande zu bewahren, in welchem die Geistigkeit leidenschaftlich gehaßt wird? Niemals! Die geknechteten Massen und ihre Führer waren auf dem Gebiete der Moral und des seelischen Schaffens stets ebenso träg, konservativ und lichtscheu, wie die Masse der herrschenden Stände.

Nicht eine neue geistige Entwicklung, nicht ein höheres seelisches Dasein wollten sie erringen, sondern das niedrig sorglose, satte Leben ihrer Herren dünkte sie ein Paradies zu sein, das einzig erstrebenswerte Ziel. Und erhoben sie gelegentlich gerechten Anspruch auf eine Besserung der ökonomischen Lage, so geschah dies in einer Weise, die sie ihren Bedrückern abgelernt haben. Sie sahen, daß diese an ihren Eigentumsformen mehr hängen als an Religion und Geistigkeit, und fühlten weder

innern Beruf noch einen theoretischen oder praktischen Ansporn, ihre Gegnerschaft geistig zu überflügeln, die entwicklungshemmende Enge des uralten Gesichtskreises zu durchbrechen. Ebensowenig wie die anderen Stände und Klassen fragten sie danach, ob die wilde, tierische Ausschließlichkeit ihres rein materiellen Ideals, ob dessen Erhebung zum höchsten Maßstab alles Lebens und Handelns, zur Gottheit, die keine anderen Götter neben sich duldet, den Erfordernissen der individuellen und menschheitlichen Geistesentwicklung angepaßt sei. Sie haben sich einfach den veralteten Glauben, materielle Nützlichkeit sei das höchste Gut, blind dogmatisch angeeignet und diese mit ebenso rücksichtslos egoistischen Mitteln erstrebt, wie sie bei ihren ausbeuterischen Meistern im Schwange waren.

Felsenfest war ihre Überzeugung, daß mit der Verwirklichung ihres materiellen Ideals wenigstens ihre Klasse die höchste Glückseligkeit erlangen müßte. Sie wußten nicht, daß selbst in verworfensten, stumpfsinnigsten Menschen unausrottbare geistige Bedürfnisse leben, deren Befriedigung eine unumgängliche Bedingung der wirklichen Zufriedenheit und eines seelischen Gedeihens bildet, welches das Leben einigermaßen wünschenswert macht. Nach Brot und Genuß verlangend, waren sie nur von dem einzigen Ziel, sich sättigen und sinnlich genießen zu können, fasziniert und besessen. Daher griffen sie stets nach der Arznei, die nur das augenblickliche physische Übel zu beseitigen versprach, ohne sich darum zu kümmern, ob das Mittel in anderen, mindestens ebenso wichtigen Hinsichten nicht schädlich, hemmend oder gar lebensgefährlich sei. Wie ein Verhungernder oder Schwererkrankter ersehnten sie fast ausschließlich Sättigung oder Genesung, ohne zu bedenken, daß eine giftige Nahrung oder eine falsch gewählte Arznei unter Umständen die akutesten Bedürfnisse befriedigen, diese Form der Krankheit beseitigen können, dafür aber die Erfüllung anderer wesentlicher Wünsche verunmöglichen und noch schlimmere Krankheit, Not, Leid, Lähmung erzeugen oder den Tod herbeiführen.

Den Weg des mechanischen Umsturzes beschreitend, glaubten sie oft etwas wesentlich Neues, Vollkommenes zu erstreben. Aber sie drehten sich nur im alten Zauberkreise uralter Egoismen und primitivster Wertungsweisen. Errangen sie gelegentlich Macht und Besitz, so verwendeten sie diese Güter in ähnlich roher und geistloser Weise wie ihre früheren Beherrscher.

Mit der Vergötzung materieller Ziele und dem Verlust des Glaubens an die Autorität des aristokratischen Ranges und der Hierarchie wurde ihr Leben um die meisten Funktionen geistigen Wertens und Bevorzugens gebracht, deren sie zur Not fähig wären, es sei denn, daß ihnen die verallgemeinernde, blinde Überschätzung ihrer eigenen Klasse hierin einigen Ersatz brachte. Wurden von ihnen früher wenigstens andere Stände bewundert und teilweise verehrt, so richten sie im Umsturzbestreben die ganze Fähigkeit zu schätzen und idealisieren auf die eigenen Stände oder Kampfgruppen, was nichts anderes als eine kaum verschleierte Steigerung egoistischer und eitler Selbstbewunderung zum Ausdruck bringt.

Jedenfalls erheben sie sich nicht über die Wertung des Menschen nach den Merkmalen des Standes, denn wie sie früher die herrschenden Stände verehrten, so verabscheuen sie jetzt fast ein jedes Mitglied dieser Stände und Klassen, ohne Rücksicht auf dessen persönliche Vorzüge und geistige Verdienste. Sie sind also im wesentlichsten genau so geblieben wie die Kasten der Adeligen, der Priester und der Bürger. Sie haben zwar bis zu einem gewissen Grade die Bevorzugung des aristokratischen, hierarchischen oder plutokratischen Ranges aufgegeben — aber sind trotzdem in der Beurteilung, Wertung und Bevorzugung der Menschen lediglich vom Gesichtspunkt des Standes, der Klasse oder Kampfgruppe steckengeblieben. Einen Weg des Ersatzes primitiver, äußerlicher Wertung durch abstufende Berücksichtigung geistiger Anlagen und Entwicklungen haben sie ebensowenig erstrebt und gefunden wie ihre Gegner. —

Neben dem instinktiven Bedürfnis, zu verehren, lebt in zahllosen, vielleicht in den meisten Menschen ein Haß gegen Überlegenheit, den sie bei der bisherigen Erziehungsweise und gesellschaftlichen Beeinflussung kaum überwinden können. Dieser Haß und Neid nähren das Verlangen, es möchte niemand in irgendeiner Weise bevorzugt, physisch oder geistig besser behandelt, mehr geliebt, verehrt und gepriesen werden. Je unbedeutender, niedriger und feiger ein Überlegenheitshasser ist, desto größer ist dessen Wunsch, seine Wenigkeit vor dem Wettbewerb mit Begabteren und Bedeutenderen durch äußere Satzungen zu schützen.

Diesem Verlangen kommen in aristokratisch und theokratisch regierten Ländern allerlei Vorrechte des Standes und Ranges entgegen. Durch

solche Vorrechte wurde sogar dem unbegabtesten Menschen und dem größten Bösewicht, dem der Zufall der Geburt und der Protektion günstig war, viel bedeutenderen und schöpferischen Menschen gegenüber ein großes Übergewicht an Macht und Selbsterhaltung verliehen.

Diese Sachlage konnte aber nur die Privilegierten zufriedenstellen.

Die Neigung zur Herabwürdigung, Unterdrückung oder stumpfen Ignorierung höherer Anlagen und Entwicklungen fand jedoch eine noch gewaltigere Stütze in einer geistigen Bewegung, die, aus dunkelsten Vorvergangenheiten hervorbrechend, sich mehr und mehr über alle Stände und Klassen ausbreitete.

Der furchtbaren Nivellierung wurde von einer Seite geholfen, an die selten ein Unterdrücker des Geistes denkt: Mystiker der Einheit und Unterschiedslosigkeit aller Dinge haben, ohne es zu wissen, für sie gedacht und gearbeitet.

Das altersgraue, primitive Dogma von der Dasselbigkeit aller Dinge, von dem bloß illusorischen Charakter aller Vielheit und Verschiedenheit wurde vom großen Strome des Christentums, der Scholastik und des Pantheismus in die gesellschaftlichen Bewegungen der Neuzeit getragen. Durch allerlei nivellierende Neigungen in Moral, Regierungsform, Gesetzgebung und Politik beeinflußt, erlangte es eine völlig veränderte bunte Form, die kaum an den Ursprung erinnert.

Das Hauptgerüste des verwandelten Dogmas wird von der verschwommenen und verworrenen Vorstellung einer angeborenen, natürlichen „Gleichheit" aller Menschen gebildet. Diesem Gerüste haften allerlei Forderungen eines „gleichen" politischen, ökonomischen und überhaupt gesellschaftlichen Rechtes an.

In dem nebligen Dusel dieses Glaubens, wo Wunsch und Erfüllung nicht geschieden werden, verlegt der politische Dogmatiker die „Gleichheit der Rechte" als angeborene Eigenschaft in die Seele des Menschen. „Alle sind von Natur gleich, allen wohnen die gleichen Rechte inne." „Diese Rechte sind in die Natur, das Gemüt, die Seele, das Innere des Menschen gleichsam eingeritzt oder hineingeschrieben." Da es sich hier um die Fiktion einer Rechtsgleichheit völlig gleicher Menschen handelt, muß zahllosen Gleichheitsdogmatikern wenigstens unbestimmt und nebelhaft das Idealbild eines Gesetzes vorschweben, welches keine menschlichen Unterschiede anerkennt oder berücksichtigt.

Dieses utopische Bild wurde für sie zum Maßstab, an dem sie die Gerechtigkeit einer demokratischen Verfassung messen, und dem sie die Gesetzgebung anpassen möchten. So kommt es, daß sie instinktiv, meist ohne es zu wissen, eine Gesellschaftsordnung anstreben, in welcher die individuellen Unterschiede der Anlage und Entwicklung weder in Gesetz und Verfassung, noch in Philanthropie, Erziehung, Schulwesen und Erwerb berücksichtigt werden.

Sie verwechseln eben eine unterschiedslose Behandlung aller mit einer demokratischen Gleichberechtigung. So gelangen sie unwillkürlich und unwissentlich zum Ideal einer möglichst großen Ungleichheit vor dem Gesetz — aber nicht durch Berücksichtigung, sondern durch Vergewaltigung der Unterschiede. Wenn man feinfühlige, schöpferische oder gar heilige Menschen ebenso behandelt wie die stumpfen und rohen, so bedeutet das oft nichts anderes, als daß man edle Anlagen Martern unterwirft, ihre besten Schaffenskräfte vergeudet oder vernichtet, während den Minderwertigen eine angemessene Vorsorge und Betreuung zuteil wird. Sind doch die Menschen geistig und körperlich sehr verschieden beschaffen, und eine Gleichberechtigung kann logischer- und folgerichtigerweise nur das Recht auf Berücksichtigung der individuellen Anlage und Entwicklung bedeuten. Sobald aber die nivellierende Auffassung demokratischer Gesellschaftsordnung um sich greift, führt sie zu Tendenzen und Bewegungen, welche eine Ungleichheit zugunsten der Stumpfen und Minderwertigen erstreben. Denn eine annähernde Gleichheit läßt sich nur durch Vernichtung höherer Menschen und schöpferischer Anlagen herbeiführen — da die große Masse der anderen viel geringere Abweichungen und viel größere Ähnlichkeiten aufweist. Eine Nivellierungsauffassung der Demokratie muß also unweigerlich zur Aufhebung des wahrhaft demokratischen Ideals der Gleichberechtigung zugunsten eines kakokratischen Ideals der Bevorzugung und Herrschaft seelisch Minderwertiger führen.

Da dieses bislang in keiner demokratischen Republik zum gesetzlichen Staatsprinzip erhoben werden konnte, lebt in niedrig gesinnten politischen Identitätsschwärmern ein um so leidenschaftlicheres Verlangen, wenigstens die Förderung höher Veranlagter in Gesetz und Leben, Amt und Schule, Beruf und Presse, Partei und Privatverkehr nach Kräften zu hintertreiben. —

Dergleichen Neigungen wachsen mit der Roheit und Unbildung ins Ungemessene und können unter Umständen zu einer ernsten Gefahr für die geistige Kultur der gesamten Menschheit werden. —

Die dialektisch spekulativen Erklärungen mystischer Versenkung in die Gottheit sind uralt und reichen wahrscheinlich viel weiter in die Vergangenheit zurück als ihre ältesten auf uns gekommenen Dokumente.

Merkwürdigerweise besteht nicht nur zwischen den Zuständen selbst, sondern auch zwischen deren begrifflichen Fassungen eine Übereinstimmung, die durch Jahrtausende geht und einen mächtigen Einfluß auf Religion und Weltanschauung ausübt.

Einer primitiv spekulativen Denkweise entsprungen, hat sich der uralte Grundstock mystischer Lehren zum Teil infolge der geringen Entwicklung der Menschheit in Beobachtung und wissenschaftlicher Ergründung geistiger Vorgänge und mit Hilfe der Autorität berühmter Mystiker und Dogmen bis auf den heutigen Tag in zahlreichen Seelen erhalten. —

In einer Zeit geringster Übung in naturwissenschaftlichem Denken konnte der Drang nach größtmöglicher Sammlung und nach größter Vereinheitlichung der verwirrenden Mannigfaltigkeit physischer und geistiger Vorgänge nicht durch eine Harmonie der Unterschiede, sondern nur durch eine Zurückführung des Weltreichtums auf eine möglichst leere, numerische Einheit gestillt werden. Durch das Absehen von der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen konnte man sich von der Verwirrung und Beängstigung auf einen Hieb befreien und, ohne jegliche wissenschaftliche oder künstlerische Geistesarbeit, der Versenkung in eine möglichst anschauungslose, möglichst undifferenzierte Leere hingeben. So ging man den Schwierigkeiten zeitweilig aus dem Wege, ohne sie wirklich zu beheben. Diese Flucht kam der geistigen Stumpfheit und Trägheit, die nach Versimpelung, Eintönigkeit und Gleichmäßigkeit in Natur und Seele triebmäßig streben, in reichem Maße entgegen. Fast unvermeidlich wurden daher die Lösungsversuche spekulativer Probleme der Welt, der Gottheit, des Ich in diese Geleise gedrängt, um selbst nach Jahrtausenden, durch ehrwürdiges Alter, Patina, geheimnisvolle Rätselhaftigkeit begünstigt, für unaussprechliche, religiöse Zustände Symbol und Ausdruck zu liefern. Sogar Menschen, deren reiche Phantasie und An-

schauungskraft einer bildlichen, gestaltenden Religiosität zugewandt waren, konnten sich dem Zauber des uralten Raunens nicht entziehen.

So flüstert es durch die Jahrhunderte zu uns:

. . . Die Vielheit und Verschiedenheit der Erscheinungen sind Trug und Schein. Nur das Eine, welchem keine Mannigfaltigkeit, keine anschaulichen Eigenschaften anhaften, ist wirklich vorhanden, ist das wahre Wesen der Welt. Mithin ist es auch an den Menschen das einzig Wirkliche. Die individuellen Unterschiede unter Menschen sind Trugbilder, sind dem unabsehbaren Scheinmeer aller Naturdifferenzen beizuzählen . . .

Derartige Spekulationen nahmen je nach Zeit und Kultur ihrer Entstehung sehr verschiedene Farben und Triebkräfte an. Reicht auch ihr Beginn in sehr ferne Vergangenheit zurück, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sie erst mit dem starken Hervortreten einer Empfindlichkeit und Abstraktionsneigung, die den ausgesprochen theriomorphen und fetischistischen Religionsepochen fernlagen, anheben konnten. Erst die gesteigerte Fähigkeit zu leiden im Zusammenhang mit dem Interesse für das Geschehen des Weltalls drängte zur verallgemeinernden Ausdehnung der negativen Bewertung unerwünschter Vorgänge und Ereignisse auf die Gesamtheit der Natur. Solange diese Enttäuschung und Weltentwertung einem Glauben an verhältnismäßig rohe, halbbarbarische Götter und Geister gegenüberstand, konnte die einfache und logische Annahme, das Übel komme manchmal von der Gottheit und zuweilen von bösen Geistern, kaum einen Zweifel an dessen Berechtigung aufkommen lassen. Erst mit der erstarkten Idealisierung der Macht und Güte einer Götter und Geister unvergleichlich überragenden Gottheit mußte die Frage geboren werden: „Wie kann ein Gott, der alles erschaffen hat und gütig ist, das Übel erzeugen und dulden?" „Wie konnte er nur die böse Welt hervorbringen?" — Dieses Problem führte manche zum Unglauben oder zur Entwertung der Götter. Aber sehr vielen vermochte ein solches Verfahren nicht Genüge zu tun, und sie machten den kühnen Versuch, die Schöpfung auf eine andere Art zu betrachten, um deren Schöpfer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und zugleich mehr Einheitlichkeit in die Widersprüche zu bringen.

Hielten sie an Güte und Allmacht des Schöpfers fest, so mußten sie annehmen, daß er die vorgefundene, so schlechte Welt der Erscheinungen

nicht hervorgebracht habe. Nun zeigte die Erfahrung der Träume, des Selbstverkehrs und des wachen Phantasierens, daß Vorgänge als Wirklichkeit erlebt werden, die sich bloß in der Vorstellung abspielen. Was konnte einer primitiven Denkweise näherliegen, als diese Erfahrung auf die ganze Natur zu übertragen und sämtliche Vorkommnisse und Ereignisse des Weltalls als Trugbilder zu erklären.

Mit dieser Deutung der Welt fiel der Zweifel an der Güte und dem Sein Gottes weg: Gott hat kein Übel und kein Böses erschaffen, weil diese in Wirklichkeit ebensowenig vorhanden sind wie alle andern Erscheinungen. Aber ohne Glauben an irgend etwas Erwünschtes zu leben, ist keinem gegeben. Überdies konnte ja dem Schöpfer seine Schaffenskraft nicht abgesprochen werden. Man ließ ihn also das wirkliche Wesen der Welt erzeugen. Mit diesem wurde er teils identifiziert, teils bloß in engster Verbindung stehend gedacht. —

Hatte man die Welt der Erscheinungen als Übel und Trugbild erklärt, so konnte man folgerichtig nur im Nichts und in einer anschauungslosen Leere das Wirkliche und Erwünschte suchen. Da jedoch der Mensch auch den leersten Vorgang als „Etwas" erleben muß, so war man genötigt, die geringste Zahl, die numerische Einheit als halbsymbolisches Weltwesen anzunehmen, weil sie den geläufigen Symbolen angehört, die am meisten von der Vielheit und der Konkretheit der Erscheinungen abstrahieren.

Die Idealisierung der numerischen Einheit entsprang auch teils dem Bedürfnis nach einem einheitlichen Weltbild, teils der hohen Wertung der monarchischen Einzigkeit des Schöpfers und der Übertragung pessimistischer Wertung von den Erscheinungen auf deren Vielheit und Unterschiedlichkeit. Waren Vielheit und Unterschied bloß Schein und Übel, so konnte ja nur das Nichts, oder wenigstens eine numerische, nicht harmonische Einheit das Wirkliche sein. Hier konnte es sich nicht, wie in der Wissenschaft und Kunst, um eine umfassende, einheitliche Organisierung des Vielen und Unterschiedlichen, um eine reichverzweigte Harmonie handeln, sondern vielmehr um deren Ausschluß.

Da aber die Einheit nur im Zusammenhang mit einer Vielheit vorgestellt werden kann, so glaubten viele, durch eine Versenkung ins Nichts der Welt der Erscheinungen noch besser entrinnen zu können. Die Folgerichtigen hielten aber sowohl die Anschaunng der Einheit, wie die des

Nichts, für unvollkommene Versuche und Notbehelfe, sich von aller Anschauung, Vielheit und Unterscheidung zu befreien. Sie empfanden es wohl, daß auch die Vorstellung vom „Nichtsein", als menschliches Erlebnis, der Welt der mannigfachen Erscheinungen entnommen sei. Ist doch das „Nichts" nur ein „Vermissen" von „Etwas"[1].

„Damals war nicht das Nichtsein, noch das Sein,
Kein Luftraum war, kein Himmel drüber her . . .
. . . Es hauchte windlos in Ursprünglichkeit
Das Eine, außer dem kein andres war[2]."

So wird in einem Hymnus des Rigveda der Vorbeginn der Erscheinungswelt geschildert. —

Wird mit der inhaltsberaubten, anschauungsleeren Welt ein Weltschöpfer identifiziert, so fällt seine Einzigkeit mit der undifferenzierten Einheit, dem geheiligten Nichts zusammen. Im Gegensatz zum Scheindasein, zur Verwerflichkeit oder Sündhaftigkeit der Vielheit, Getrenntheit und Unterschiedlichkeit der Erscheinungen, wird das Eine, „außer dem kein anderes ist", zum höchsten Ideal erhoben und angebetet. Auf dieser Stufe der Weltauffassung und religiösen Entwicklung muß folgerichtigerweise auch die Vielheit und individuelle Verschiedenheit der Menschen als verwerfliches, unheilbringendes Trugbild betrachtet werden. Also nicht die unterscheidenden Züge und Anlagen der Menschen verdienen in den Augen eines folgerichtigen Einheitsmystikers Beachtung und Teilnahme, sondern das Eine, Göttliche, Undifferenzierte, welches ebenso wie in der übrigen Welt der Trugerscheinungen auch in den Menschen das einzig Wirkliche sein könne.

Je nach Anlage, Kultur und Entwicklung zogen daraus die Mystiker die abweichendsten Schlüsse. Da die gesamte Lehre unlogisch, unpsychologisch und widerspruchsvoll ist, so konnten selbst entgegengesetzte Folgerungen gleichzeitig Anspruch auf Berechtigung erheben und nicht selten in einem und demselben Menschen ungestört nebeneinander leben und hausen. Viele hielten die völlige Gleichgültigkeit allen Vorgängen der Natur und Seele gegenüber, mithin auch den Mangel an Mitgefühl und Liebe für den höchsten Zustand des Menschen. „Wer gleichgültig ist gegen Feind und Freund, gegen Ehre und Schande, gegen Kälte und

[1] Siehe hierzu des Verfassers Ausführungen in „Wesen und Methoden der sozialen Psychologie" (Archiv für Philosophie, II. Abt., IX. Bd., 1. Heft, 1903). [2] Deussen: Die Geheimlehre des Veda, Leipzig 1911.

Hitze, gegen Lust und Schmerz, frei von Anhänglichkeit . . . der ist mein Freund[1]." Für andere waren gerade Teilnahme, Mitgefühl und Hilfsbereitschaft das höchste Gebot; denn manche sahen gerade in der Göttlichkeit des unterschiedsbaren Menschenkernes einen Anlaß zur Menschenliebe; für viele war diese nur eine Form der Selbstliebe, da sie im Nebenmenschen nur sich selbst, das eigene göttlich Eine zu sehen vermochten. Für andere waren Mitgefühl und Liebe ein willkommener Anlaß, von den verabscheuten Trugerscheinungen des eigenen Lebens abgelenkt zu werden, von der Täuschung, ein „Ich", ein „Selbst", ein „anderer" zu sein als die Nebenmenschen. Im Sutta Nipâta, dem ältesten Buche der Buddhisten, finden sich neben Lobsprüchen auf Mitgefühl und Barmherzigkeit auch viele Anpreisungen der Selbstsucht und Gleichgültigkeit:

„Einer Mutter gleich, die unter Lebensgefahr ihr Kind behütet, ihr einziges Kind, pflege ein jeder unbegrenztes Wohlwollen allen Wesen gegenüber."

„Wer Mitleid mit seinen Freunden hat und mit vertrauten Genossen, verliert seinen eigenen Vorteil, da sein Geist gefesselt ist; diese Gefahr in der Freundschaft sehend, wandere er allein, gleich dem Rhinozeros[2]."

Sowohl das Mitgefühl wie die Selbstliebe sind bei den Wissenden, Eingeweihten und Aufrichtigen nur dem „Einen" oder dem „Weltselbst", dem „Âtman", dem „Gott", dem „Nichts" oder dem „Nirwâna" zugewandt. —

Aber die Uneingeweihten, Unwissenden, zu denen nur unbestimmte Ergebnisse und Brocken der Heilslehre gedrungen sind, schenken ihr Augenmerk den flüchtigen Zuständen und Eigenschaften der Menschen, sei es in Liebe, sei es in Selbstsucht und Haß. Gleichwohl werden ihr Gefühl und ihr Wille durch die Vorstellung von einer Gleichheit der Menschen mächtig beeinflußt, deren metaphysische Begründung ihnen völlig unzugänglich ist. Die unbedingte Identität wird bei ihnen zur bloßen „Gleichheit", zur möglichst geringen Abweichung und Unterschiedlichkeit, zur größtmöglichen Ähnlichkeit. Aber diese Überzeugung von der Gleichheit und deren Anschauung sind von Nachklängen und nachhaftenden Bildern ihres religiösen Ursprungs umwoben.

Bei vielen fördern sie ein Mitgefühl, welches nur auf weniger individuelle, mehr typisch gemeinsame, geläufigste Erlebnisse, wie Krankheit

[1] Deussen: Der Gesang des Heiligen (Leipzig 1911), S. 40, 18. [2] Sutta Nipâta (Max Müller: Sacred Books of the east, X. Bd.), S. 25 u. 26.

und Schmerz, Armut und Sterben, Glück und Unglück, Gesundheit und Reichtum, Kindersegen und Wohlstand gerichtet ist. Aber bei dem weitaus größeren Teil der Menschen steigern sie die Gleichgültigkeit in bezug auf alle wertvolleren Unterschiede in geistiger Anlage und Entwicklung der einzelnen und der Gruppen, ohne die Liebe zu den Gemeinsamkeiten des menschlichen Lebens und Schicksals zu erhöhen. Denn bei ihrer Stumpfheit, Trägheit oder Roheit kann die Menge aus der mißverstandenen metaphysischen Gleichheit nur die einzige Folgerung ziehen, niemand sei mehr wert als sie selbst, niemand sei daher berechtigt, einen größeren Anspruch auf Wohlergehen, Besitz und Genuß zu erheben, als ihr selber zusteht. Aber sehr häufig verhindert die große Stumpfheit sogar einen solchen Schluß zu ziehen; und meist lebt er nur kaum bewußt und kümmerlich in Gesellschaft anderer traumhaft nebelhafter Wünsche, niedergehalten von erzwungenem Verzicht und der Gewalt der äußeren, rechtlichen, ökonomischen, standesmäßigen und politischen Verhältnisse.

Das schwache Aufkeimen von liebevoller Deutung der Gleichheitsmythe wird obendrein durch den übermächtigen Einfluß einer seelenfeindlichen sozialen Ungleichheit und durch das verderbliche Beispiel der Scheinheiligen hintangehalten, welche sich zur mystischen Menschengleichheit bekennen, aber trotzdem der niedrigen Selbstsucht und dem verletzenden Kastenwesen ergeben sind. —

Am auffallendsten zeigt sich der scharfe Gegensatz zwischen einer hochmütigen Selbstherrlichkeit und der Lehre von der metaphysischen Dasselbigkeit aller Menschen in dem zähen Festhalten indischer Brahmanen an der starren und grausamen Kastenabstufung ihres Volkes.

Schon zur Zeit, wo die indischen Götter, selbst der Himmelsgott Varuna, trotz unleugbarer Veredlung, ihre primitiven Züge noch nicht ganz abgestreift hatten, begann eine Elite von Priestern, die Lehre von der absoluten Einheit alles Seienden in scharfen Umrissen auszuprägen. Sie glaubten offenbar nicht mehr an die Roheit, welche die veraltete Mythe den Göttern zuschrieb, und mußten die Ergründung eines wahrscheinlicheren Verhältnisses zwischen Gott, Welt und Mensch ersehnen, unter Zweifeln erstreben.

Hie und da griff in die neue Denkentfaltung ein Angehöriger des Kriegerstandes, ein Prinz oder König mitgestaltend ein. Aber im großen ganzen waren es Brahmanen, namentlich die begabteren und aufrichtig

suchenden, welche die zweischneidige Klinge schmiedeten, deren äußerste Schärfe einige Jahrhunderte später ihrer eigenen Kaste zum Verhängnis werden sollte. Nichts weniger als die völlige Entwertung aller Unterschiede unter Menschen und allen Dingen erstrebend, mußten sie zweifelsohne auf den heftigsten Widerstand der großen Priestermasse stoßen. Diese hatte es ja verstanden, im Laufe der Jahrhunderte ein gut Teil der Herrschaft an sich zu reißen, und verspürte keine Lust, das einträgliche Klassenwesen abzuschwächen. Zwar haben die Neuerer für ihre Lehren einen geistigen Sieg errungen, aber wie im Mittelalter die heiligen Reformatoren von ihrer Kirche, wurden sie von der brahminischen Mehrheit bloß als Verfeinerer, nicht als völlig selbständige Schöpfer einer neuen Religion anerkannt.

So bildeten die mystischen Dogmen der Einheit und der Verwerflichkeit aller Unterschiede die Bestandteile einer esoterischen Weisheit, welche kaum über die Grenzpfähle des brahminischen Kastenbesitzes hinauskam, während der alte Götterkult Gemeingut fast aller Stände verblieb, den Glauben an die Berechtigung der Kastenunterschiede unter Göttern und unter Menschen erhaltend.

Um der mystischen Neuerung die gefährliche politische und ökonomische Spitze zu nehmen, hatten es die Brahmanen unternommen, der Entstehung ihrer Klasse und der Klassenabstufung überhaupt eine religiöse Heiligung zu verleihen. So besingen sie schon in Hymnen des Veda das Hervorgehen der Stände aus den Gliedern des tausendköpfigen Weltschöpfers Puruscha oder, in geistigerer Auffassung, die Erschaffung der Stände durch Brahman. In den Upanishads des Veda wird geschildert, wie aus dem Âtman-Brahman sich zunächst die Götterkasten entfalteten, und wie diese Gottheit, die bereits Züge starker Entsinnlichung trägt, sich im irdischen Priesterstande verkörperte.

Im Bhagavadgîta wird sogar auf eine Glaubensüberlieferung hingewiesen, nach der die Vermischung von Kasten durch Höllenstrafen gebüßt wird. „Durch diese Sünden der Familienverderber und durch die Vermengung der Kaste als Folge davon, werden die ewigen Pflichten der Geschlechter und der Familien entwurzelt[1].“ In welch merkwürdigem Gegensatz dazu stehen im Veda die mystischen Hymnen und Lehren, welche in der Vielheit der Menschen nur das eine, das Göttliche, den

[1] Deussen: Der Gesang des Heiligen.

Âtman sehen wollen! Nicht auf Vermengung der Unterschiede, sondern auf den Glauben an ihre Wirklichkeit folge die furchtbarste Strafe.

„Im Geiste sollen merken sie:
Nicht ist hier Vielheit irgendwie;
Von Tod zu Tode wird verstrickt,
Wer eine Vielheit hier erblickt[1]."

Die Macht der älteren Überlieferung und der einträglichen Idealisierung des Kastenwesens erwies sich auf lange hinaus stärker als deren mystische Entwertung. In hartnäckigen Kämpfen mit dem Kriegerstande errangen die Priester die Oberhand. Mehr und mehr konnten sie sich einer endgültigen Festigung ihrer zahlreichen, zum Teil rohen Vorrechte widmen, um endlich eine kaum übersteigbare Kluft zwischen der Priestergemeinschaft und den andern Ständen und Berufen herbeizuführen.

Wohl mußten sich im Schoße der Priesterschaft selbst Gruppen von Zweiflern bilden, denen es nicht eingehen mochte, wie die Verwerflichkeit der Unterschiede mit der Heiligung grausamer Standesvorrechte zu verbinden wäre. Auch sickerte gewiß die esoterische Einheitslehre, gemeinverständlich entstellt, in das Bewußtsein der unterdrückten Klassen ein. Aber so gewaltig war die Macht der überlieferten Standessitten, daß selbst der Buddhismus, der sich gegen die Erblichkeit des Priesteramtes und die Unterschätzung der niederen Kasten auflehnte, die Kastenordnung selbst nicht anzutasten versuchte.

Der Buddhismus hatte das Dogma von der Wertlosigkeit und dem Scheindasein aller Unterschiede übernommen. Er hat es sogar, wie niemand zuvor, in die Massen zu tragen gewußt. Aber die große Menge lernte daraus nicht, das ungerechte Kastenwesen zu verachten, sondern nur, die geistigen Unterschiede noch mehr unbeachtet zu lassen als bis dahin. Dies fiel der Menge um so leichter, als ihr fast jeglicher psychologische Sinn und auch dies geringe Wissen abging, welches den Bevorrechteten durch den Veda und späterhin durch allerlei philosophische Systeme zugänglich wurde. Wie sollte sie also ihre eigenen Gelüste nach Unterdrückung und Verachtung anderer wirklich aufgeben, wenn ihre viel gebildeteren, geistigeren Schulmeister im Kastenwesen diese Folgerung in ihrem praktischen Verhalten nicht zu ziehen vermochten. Sie pflegten also ebenso eifrig wie die Brahmanen die Sitten und Vorschriften ihrer Berufskasten weiter und waren nicht weniger hochmütig, nicht weniger auf

[1] Deussen: Die Geheimlehre des Veda.

ihren Stand eingebildet und auf viele andere Stände mit Verachtung herabsehend.

So vermochte der Buddhismus die Erhöhung des Standesbewußtseins niederer Kasten auf Kosten der brahmanischen Vorherrschaft hervorzurufen. Aber durch die Entwertung der individuellen, seelischen Unterschiede unter den Menschen konnte er die Geistigkeit, die Phantasie und die Denkweise der Massen durchaus nicht heben, sondern vielmehr einer größtmöglichen Verwilderung überliefern. Die Macht der Brahmanen wurde gebrochen, ihr hochentwickelter Götterkult verdrängt, aber an Stelle davon vermochten die Moral und das Erlösungsstreben des Buddha im Bewußtsein der Masse kaum Wurzel zu fassen.

Im Volke wucherte, durch Verballhornung des Buddhismus und die Beseitigung einer höheren Religiosität mächtig gefördert, der wildeste, üppigste Geisterglaube, voller Dämonie und Spukhaftigkeit.

Erst nach Jahrhunderten ist es den Brahmanen geglückt, die Macht wieder an sich zu reißen, die Reste des ursprünglichen Buddhismus aus Indien zu verdrängen und durch Verquickung der inzwischen entstandenen Geisterkulte mit der Anbetung Vischnus oder Sivas einigermaßen entwickeltere, edlere Religionsweisen einzuführen.

Die Identitätslehre ist so voller Widersprüche, daß es keinem Mystiker möglich wäre, ihr völlig folgerichtig nachzuleben. Dies kam in mystischen Schriften oft zum Vorschein, und blieb es in der Seele verborgen, so kam es gewiß in Antlitz und Gebärde, in Tun und Lassen an den Tag. Das unbedingte Festhalten an der tatsächlichen Einheit müßte ein Streben nach dieser Einheit ausschließen, denn was schon da ist, muß und kann nicht erst hervorgebracht werden. Daher nehmen viele Mystiker an, die ursprüngliche Einheit wäre gestört worden und könne nur durch ganz besondere Mittel wiederhergestellt werden. (Wodurch konnte sie aber gesprengt werden, wenn außer ihr nichts wirklich vorkommt?) Verschiedene Schulen preisen die unterschiedlichsten Wege an, die zu diesem Ziele führen sollen: allerlei asketische Lebensweisen, Selbstkasteiung, Atemübungen, Selbsthypnose und die mannigfachsten Arten der Versenkung. —

Es gibt einen Typus des Mystikers, dem eine bloße Vereinigung genügt . . . andere erachten sie als Resignation. Viele würden den Glauben an eine wirkliche Identität als Gotteslästerung empfinden. Ein Gott, der

nicht unendlich vollkommener wäre als selbst der beste Kern ihres eigenen Wesens, müßte für sie aller Anziehung bar sein. Häufig kommt auch ein anderer Typus vor, der nur gelegentlich oder niemals auf eine vollständige, restlose Dasselbigkeit mit Gott verzichten möchte. Lieber nimmt er schon Widerspruch und Hochmut, Lästerung und Ketzertum auf sich, als daß er sich das wilde Glück nehmen ließe, ein Gott zu sein. Aber in den meisten Mystikern der Einheit leben die Strebungen nach Vereinigung und Dasselbigkeit nebeneinander, zu seltsamen Schwankungen und Gefühlsmengungen führend. —

Eine der belangreichsten Unkonsequenzen der ursprünglichen Lehre ist der Pantheismus. Man wollte ja Menschen und Welt mit Gott identifizieren, um alle Erscheinungen als verwerfliches Trugbild zu erklären, ohne dadurch deren guten Wesenskern mit aufzulösen. Es wurde also nur das Wesen, nur der gute Kern der Dinge mit Gott vereinigt. Aber die gedankliche und gefühlsmäßige Gewohnheit einer solchen Verbindung führte bei vielen kaum bewußt und unwissentlich, bei andern völlig bewußt zur Identifizierung der Erscheinungen selbst mit der Gottheit. So kam zur gleichen Minderbewertung aller Erscheinungen und Menschen deren Vergöttlichung und gleiche Hochwertung hinzu. Schon auf dem ursprünglichen Standpunkte war die Wertung nicht eindeutig, denn um des göttlichen Kernes willen konnte oder mußte man trotz der Verwerflichkeit die konkreten Gestalten achten oder lieben. Hierdurch entstand bereits allerlei Verwirrung und Willkür in der moralischen Deutung des Dogmas und dessen praktischer Anwendung. Aber mit der pantheistischen Identifizierung wuchsen und mehrten sich die Widersprüche um ein beträchtliches. Man kann sagen, daß sie die wichtigsten Keime zur Auflösung des Einheitsdogmas brachte. So kam es, daß nicht selten ein und derselbe Mystiker den Gott der völligen Leere liebte und zugleich die Welt der Erscheinungen göttlich verehrte. Lao-Tse, einer der extremsten Anbeter des Nichts, hat in China eine pantheistische Woge herbeigeführt, die eine wundervolle Kunstblüte förderte.

Der ausgesprochene Pantheismus hat nur die als böse gewerteten Eigenschaften der Menschen und Dinge für Trugbilder und Nichtsein gehalten — aber zuweilen auch im „Bösen", „Schlechten" und „Perversen" das Göttliche verehrt und gepredigt. Oft übernahm er von der ursprünglichen Identitätslehre die nivellierende Gleichheitswertung.

Noch häufiger drängte er dazu, von den schlechten Eigenschaften als vom Nichtseienden abzusehen, mithin eine der wesentlichsten Quellen der individuellen Unterschiede unbeachtet oder wenigstens bei der Wertung nicht ins Gewicht fallen zu lassen. Dies leistete der Unkenntnis auch wertvoller Eigenschaften Vorschub, hemmte die objektive und verfeinerte Seelenbeobachtung und die Bevorzugung höherer Geistigkeit.

Suchte er aber wie im Christentum alles „Gute" nur Gott zuzuschreiben, dagegen das Böse nur dem Menschen in die Schuhe zu schieben, so blieb fast nichts anderes übrig, als alle Menschen für verwerflich zu halten oder, von ihren bösen, mithin nichtseienden Eigenschaften absehend, allen Gleichgültigkeit entgegenzubringen.

Aber das alchimistische Durcheinandermengen unterschiedlichster Lehren bewahrte die Menschen häufig vor extremen Folgerungen in Wertung, Liebe und Selbstsucht. So wurde das Böse auch von katholischen Pantheisten meist als schlimme Verirrung mißbilligt, das Gute als Menschenverdienst geschätzt, geliebt und bewundert.

Systeme in der Art der indischen, chinesischen oder persischen Einheitsmystik hat die alte griechische Spekulation niemals hervorgebracht. Wohl erklärte Parmenides nur das Sein als das einzig Seiende, dagegen das Werden und die Vielheit als nichtseiend; aber ihm ist es nicht darum zu tun, die Verwerflichkeit der Erscheinungen zugunsten eines völlig unanschaulichen Einheitswesens zu beweisen. Ihm fällt es nicht ein, den forschenden Blick vom sichtbaren Weltall abzuwenden, um in sich selbst, in seiner eigenen Seele das „Eine" zu finden. —

Selbst mystisch veranlagte Männer, wie Pythagoras oder Empedokles, vielleicht beide durch religiöse Lehren des Ostens beeinflußt, streben mehr nach dem Erfassen einer Harmonie der Naturvorgänge als nach deren absoluter Entsinnlichung in Seele und Lehre.

Man vergleiche nur Empedokles mit dem persischen Mystiker aus dem 12. Jahrhundert, Ferîd-eddîn Attâr.

Beide sind philosophische Denker und begeisterte Dichter. Beide lieben das Ungemeine, wollen Gott sein. Aber während Attâr sein Denken, seine Sinne und die mannigfachen Wünsche in Fesseln zu legen bestrebt ist, um durch gewaltsame Zerstörung seiner Anschauungswelt über sich selbst

hinauszuwachsen, gibt sich der Grieche allen Eindrücken der Natur willig hin, mögen sie groß und erhaben oder unscheinbar und intim sein.

Empedokles möchte die ganze Natur in Sinn und Seele schließen. So wenig genügt ihm der geringe, winzige Ausschnitt, der einem einzelnen zugänglich ist, daß er Phantasie und Gedanken in fernste Vergangenheiten schweifen läßt, um Ursprung des Lebens in reichen Bildern zu schauen. In apokalyptischen Visionen sieht er aus der Mischung von Elementen lebendige Glieder gesondert hervorgehen: Köpfe ohne Stirn und Augen, nackte Arme und andere Körperteile entsprießen der Erde und irren herum, nach Vereinigung strebend. Erst als Liebe und Streit in große Fehde geraten, kommen die Glieder aneinander, seltsame Ungetüme bildend: Männer mit Ochsenleibern, Menschenkörper mit Ochsenköpfen, doppelbrüstige, mit zwei Gesichtern versehene Gestalten und andere Mischgeschöpfe. Da wirft das Feuer warme und feuchte Erdklumpen in die Höhe und bringt die ungestalten, in Nacht gehüllten Ahnen der Menschen ans Licht. Es ist, als sähe man, wie dem gewaltigen Ausbruch feuerspeiender Berge ein mythisches Idyll nachfolgt; die furchtbare Lohe ist erloschen, die Nacht erhellt, und dem rauchenden Brodem zerwühlter Schollen entsteigen Männer und Frauen. —

Das Weltbild des griechischen Denkens ist farbenreich, hat Erdgeruch. Auf seiner seelischen Wanderung begegnen wir allerlei Pflanzen und Getier:

Taucher streichen mit ihren Flügeln über die Wellen . . . Fische in der Salzflut . . . Gepanzerte Meerschnecken und steinschalige Schildkröten . . . Maulesel . . . Igel mit stachligen Borsten . . . Berglöwen . . . Wild, welches Fußspuren ins zarte Gras drückte . . . Ständig belaubte, immer fruchttragende Bäume . . . die Beere des blauen Holunders . . . den Lorbeer und dessen Phoibos geweihte Blätter . . . Weinreben . . . hohe Olivenbäume . . . spätreife Granaten und saftige Äpfel . . .

Wir sehen dies alles in seiner abgeschlossenen Ruhe, vergessen aber nicht die Entstehung der werdenden, sich vervollkommnenden Einzelgestalten aus den ewigen Kräften des Seins, aus der Erde, dem Luftkreis und dem Äther.

Wie gemalte Vögel und Fische, Männer und Weiber, Bäume und Götter aus einer Mischung vielfarbiger Gifte durch die Kraft kunstbegabter Maler hervorgebracht werden, so entstehen die Dinge der Welt

aus der Mischung der Elemente durch die Schaffenskraft der Liebe und des Streites. Die entstandenen Harmonien lassen uns ein Höheres ahnen . . . sie führen zum Sphairos. Frei vom bunten Getriebe der Sonne, der Erde, des Meeres lag die Urkugel, der Urgrund der Welt in ungestörter Harmonie. Aber es kam eine Zeit, wo sich der Streit seiner Glieder bemächtigte und sie der Reihe nach in Bewegung setzte. Die Urkugel enthält Züge, die manchen Merkmalen des mystischen Einheitsgottes gleichen. Der Sphairos ist eine Gottheit, die Empedokles auf dem Wege starker Abstreifung der größten Mannigfaltigkeit individueller Gestalten gefunden hat. Aber er ist durchaus nicht entsinnlicht, aller Formen, aller Gefühle bar; er ist keine numerische Einheit, kein Nichts. Er ist einsam und freut sich der Einsamkeit. Er hat eine Kugelgestalt und Glieder, denen nur durch einen Eid die Dauer ihres völlig harmonischen Beisammenseins eingeräumt wurde. Und verweilt der Dichter gelegentlich beim Anschauen dieser Gottheit, um auf der Pilgerfahrt in die Ewigkeit den wegmüden Geist zu beruhigen, so kehrt er gleich wieder in die Welt des Werdens und der Vielheit zurück, um das gewaltige Verlangen nach reicherer Harmonie zu stillen. Hier entzückt ihn das göttlich schöne Gefüge der weißen Knochen, fesselt ihn die Wirbelsäule, das Gehör, welches er mit einer Glocke der Töne vergleicht, der eine Blick aus beiden Augen und deren Entstehung aus dem urewigen Feuer und anderen Elementen. Die Vielseitigkeit seiner Forschung und die plastische Phantasie gemahnen an Lionardo. Das Schwarz auf dem Grunde eines Stromes vergleicht er mit der Dunkelheit zerklüfteter Höhlen und schreibt die Entstehung beider Eindrücke dem Schatten zu. Beim Anblick der Haare und Blätter, der Federn und Schuppen ahnt er die stoffliche Einheit der organischen Körper. Seine Sonne umwandelt den Himmelsraum, seine Nacht ist blindäugig und einsam; die Erde schwitzte das Meer aus, die Luft dringt in sie mit ihren langen Wurzeln, und viele Feuer brennen unter dem Boden. —

Es wäre völlig verfehlt, Empedokles für einen unreligiösen Geist zu halten, der in einzelnen Naturgesetzen, Eindrücken und Beobachtungen Genüge findet und höchstens in einem dynamischen Kräftesystem Trost und Beruhigung erstrebt. Nicht Rationalismus und Nüchternheit sind seine Feinde, sondern vielmehr das übermäßige Hinneigen zu traumhafter Phantastik, das ihn in die Arme des Aberglaubens stürzt und den wildesten

Einflüsterungen des eigenen Volkes und fremder Kulturen zugänglich macht.

Einem Schamanen und Medizinmann gleich, glaubt er sich im Besitze unfehlbarer Mittel gegen die vernichtende Gewalt der Winde, des Regens, der Trocknis. Er kennt alle Gifte, die fähig sind, Krankheit und Alter zu vertreiben; ja, er vermag sogar aus der Unterwelt gestorbene Manneskraft zurückzuführen. So gewaltig kann seine Verirrung werden, daß er in unbändigem Drange nach dem Wunder sich selbst für einen unsterblichen Gott hält. Wie ein gutmütiges Kind frent er sich darüber, daß ihm die Anhänger als Zeichen göttlicher Anbetung Tänien und blühende Kränze ums Haupt flechten. Aber kurz dauert der Wahn. Von Reue erfaßt, hält er sich für das Opfer einer blutigen Missetat, die er vor seiner Geburt in einem früheren Dasein beging. Er sieht die vergangenen Phasen seiner Seelenwanderung, sieht, wie er aus großer Glückesfülle auf die Erde gefallen sei . . . „den freudlosen Ort, wo Mord und Groll und Scharen anderer Unglücksgeister, wo dörrendes Siechtum und Fäulnis und Überschwemmung auf der Unheilswiese im Düsteren hin und her schweifen[1]". Und von Erbarmen ergriffen, klagt er: „Weh, wehe, du armes Menschengeschlecht, weh du jammervoll unseliges: aus solchen Zwisten und Seufzern seid ihr entsprossen[1]!"

Dieser Mann war nicht kühl und nüchtern. Wohl haben wir es hier nicht mit einem Mystiker der leeren Einheit zu tun, aber ein Mystiker war er. Denn er war von einer Gottheit beherrscht und durchdrungen, welcher er die Offenbarung seines Liedes zuschreibt, einem Gott, in dem sich „nur ein Geist, ein heiliger und unaussprechlicher, regt, der mit schnellen Gedanken den ganzen Weltenbau durchfliegt[1]".

Auch der persische Dichter liebt die Natur und kleidet seine spekulativen Gedanken, sein Streben nach Gott und die errungene Erlösung in farbige Bilder ein. Aber wenigstens in seinen Hauptwerken findet man nirgends ein leidenschaftlicheres Eindringen in die Gesetzmäßigkeiten der Natur, nirgends eine völlig vertrauensvolle, kindliche Hingabe an die sichtbare Welt. Die Welt der Vielheit und der trennenden Unterschiede ist für ihn ein Hindernis auf dem Wege des Gottwerdens. Denn Gott könne man nur durch ihn selbst kennenlernen und nicht durch Verstand oder Anschauung und mannigfaltige Wünsche. Um zum Höch-

[1] Diels: Die Fragmente der Vorsokratiker (Berlin 1903).

sten zu gelangen, müsse man sieben Täler durchwandern. Man müsse allem entsagen, auf alles verzichten, sich von allem Besonderen losreißen. Dann fasse man eine Liebe, die, einem Feuer gleich, die armselige Vernunft in Rauch und Nichts aufgehen läßt. Wurde das Tal der Erkenntnis erreicht, so wirkt die Länge des Weges entmutigend. Schreitet auch die Seele unentwegt vorwärts, so bricht der Körper zusammen. Aber schließlich erblickt der Pilgrim das eigentliche Wesen der Welt, den Kern, der sich hinter der Hülle der Dinge verbirgt.

Hat er Geist und weltliche Neigung aufgegeben, hat er gelernt, sich selbst zu genügen, dann kann er es wagen, das Tal der Einheit zu betreten. Hier verschwindet durch Vereinigung alle Vielheit, alle Sichtbarkeit und jeglicher Unterschied. Man ist selbst nicht mehr da, und auch die anderen sind verschwunden, denn nur Einheit sind alle, und die Welt ist Einheit. Hierauf gelangt man zunächst in ein Tal, wo einen tiefstes Leid erfaßt, wo man nicht mehr weiß, wo aus noch ein, wo es nur Seufzer und Klagen gibt. Von Angst bedrückt, den Weg fast verlierend und nach einer Aussicht spähend, erreicht der Wanderer das Tal des Todes. Wie stumm ist da alles, wie vergessen und ohnmächtig. Die vielen Schatten, die den Menschen umgeben, verschwinden. Hier ist nichts als nur das ewig Eine. Das Ich ist gestorben, um als Gott geboren zu werden. —

Der Unterschied zwischen Empedokles und Attâr ist in vielem typisch für alle griechischen Philosophen. — Selbst dem mystisch denkenden Plato, der in seiner „Republik", trotz entschiedener Bevorzugung der Weisen, starker und gefährlicher Nivellierungsneigung Ausdruck verleiht, liegt eine extreme und unbedingte, anschauungslose Identifizierung aller Menschen und Dinge völlig fern. Wie er aristokratischen Ahnendünkel und Verachtung niederer Stände in seiner Seele hegte, in der „Republik" einer Einteilung der Staatsgemeinschaft in dialektisch geschulte Despoten und in völlig anders als diese zu erziehende Hörige das Wort sprach, so führte er eine rigorose kluftartige Trennung zwischen „sinnlichen", „veränderlichen" und darum „nichtseienden" Dingen und deren „unsinnlichen", rein geistigen, wahrhaft seienden Typen oder „Ideen" ein.

Trägt er auch kein Bedenken, die Gemeinsamkeiten sowohl unter Menschen wie unter „Tugenden" auf Kosten individueller Unterschiede zu bevorzugen, eine fortschrittslose und starre Gleichmäßigkeit der Erziehung, der Arbeit und Lebensweise innerhalb der Stände zu wünschen, so wird

er gleichwohl von dem dünkelhaft chauvinistischen Gegensatz von Hellenen und Barbaren entschieden beherrscht. Und wie er trotz aller Neigung zur sozialen Nivellierung an einer rohen Standesdifferenzierung festhält, so hat er mit der Verselbständigung metaphysischer Abstraktionen, denen er ein höheres Dasein zuschreibt als den wirklichen Dingen, eine rein spekulative Hierarchie in das Weltbild eingeführt: das Reich der „Ideen" mit der „Idee des Guten" an der Spitze.

Dergestalt gründete er eine kosmische Wertdifferenzierung, die auf Gnosis und Scholastik vieler Jahrhunderte großen Einfluß nahm, gleichwohl aber infolge ihrer krassen Verwechslung von Begriffen mit Dingen durchaus nicht fähig war, der alles gleichmachenden Identitätsmystik die Spitze zu bieten. Ihr Reich der bleichen Gespenster wurde im Lager der Nichts-Verehrer sogar mit Begeisterung aufgenommen. Waren doch die leeren Schemen äußerst geeignet, die Aufgabe einer unvermeidlichen Wertdifferenzierung in bezug auf die erwünschten und unerwünschten Kräfte der Welt zu erfüllen, ohne durch stark hervortretende Anschaulichkeit und sinnliche Fülle die Versenkung ins Nichts übermäßig zu behindern.

Aber diese spekulative Wertunterscheidung der Weltkräfte vermochte durchaus nicht einer feineren, schattierenden Seelenwertung die Wege zu ebnen. Durch ihre abstruse Dialektik hatte sie sich den Weg zur wahrhaft psychologischen Betrachtungsweise völlig abgeschnitten, während sie durch ihre anschauungsbare Leere verurteilt war, fast ausschließlich in den Seelen weniger, weltabgekehrter Begriffsschmiede eine lebendige und fruchtbare Wertabstufung zu ersetzen.

Fast zu allen Zeiten gab es tiefere Naturen, welche es schmerzlich empfanden, daß die Einzelnen mehr nach ihren äußerlichen Merkmalen als nach ihrem geistigen Wert beurteilt werden.

Aber trotz dieses Bewußtseins sind sie niemals zu einer umfassenden Wertdifferenzierung vorgedrungen, welche den mannigfachen Unterschieden der Anlage und Entwicklung innerhalb der Einzelseelen und interindividuell gerecht werden könnte. Nie tauchte in ihrem Innern das Bild einer Kultur auf, deren gesamtes Leben von einer instinktiv gewordenen gesellschaftlichen Forderung und einem Gewissen beherrscht wäre, die den Fähigkeiten, welche den

Aufstieg der Menschheit geistiger und harmonisch reicher fördern, mehr Berücksichtigung und Bevorzugung einräumen, als den weniger menschheitsfördernden.

Zu sehr auf einer primitiven, alltäglichen Psychologie fußend und in den Vorurteilen einer starren Rangordnung unbewußt befangen, vermochten sie nicht, trotz aller zur Überwindung der äußerlichen, geisttötenden Wertdifferenzierung unternommenen Vorstöße, über die vagsten und abstraktesten Gebote der Liebe hinauszugehen.

Ihnen ist es gleichwohl zu verdanken, daß die besten, geistigsten Bewertungsinstinkte der Menschheit niemals gänzlich im Sumpfe einer wilden Rangordnung und Rangschätzung untergegangen sind, daß zu allen Zeiten das Bewußtsein von der weitgehenden Unabhängigkeit geistiger Anlagen von Macht und Besitz wenigstens dämmern und gelegentlich zu hellen Flammen auflodern konnte. Daraus vermochte sich im alten Griechenland das verhältnismäßig geistige Ideal des innerlich freien, wahrheitsliebenden, wenn auch weder sehr beseelten noch gemütstiefen Weisen herauszubilden, welchen die Stoiker dem Sklaven der Sinne und der Vernunftlosigkeit als Vorbild entgegenstellen, wes Ranges er in der Menschengesellschaft auch sei. Aus solchen Quellen schöpfte bereits im alten Ägypten der pantheistische Religionsstifter König Amenophis IV., in dem die Künstler einen großen Beschützer, unter dessen Herrschaft die Künste eine neue Hochblüte erlangten.

Es wurde eben, je nach der Art einer Kultur, diese oder jene geistige Eigenschaft wenigstens von einer Elite zum Idealmaßstab der Menschen erhoben und zur engeren, äußerlichen oder standesartigen Bewertung in Gegensatz gebracht. So hat Buddha, so hat Christus die Freiheit von den Versuchungen des Besitzes, des Reichtums und der äußeren Macht gepriesen, weil sie den Menschen von dem erlösungbringenden, gottgemäßen Lebenswandel abbringen.

Der ist ihnen ein wahrhaft erleuchteter oder der Erlösung gewisser Mensch, dem es gegeben ist, sich aller Reichtümer zu entschlagen und nur das Seelenheil zu erstreben. —

Aber sie alle, all diejenigen, welche die eine oder andere Eigenschaft des Verstandes oder die eine oder andere Art des Willens, des Gefühls, des Lebenswandels als höchsten Maßstab der Bewertung betrachteten, haben nicht vermocht, die vereinzelt und bloß instinktiv auftretende Höher-

bewertung der Geistigkeit von der subjektiven Willkür und Einseitigkeit zu befreien. Ihrer Zukunftsahnung, ihrer Schaffensgewalt entzog sich daher die Aufgabe, eine neue, die wesentliche Entwicklungsabstufung der Seele und der Menschheit berücksichtigende Wertdifferenzierung zielbewußt anzustreben, in das Gewissen einzuführen und in die gesamte Lebensgestaltung zu tragen.

Wie hätten sie also vermocht, eine Gesellschaftsordnung zu begründen, welche in ihren Regierungsformen, ihrem Erziehungswesen, ihrer Besitzverteilung, kurzum ihrem ganzen Tun und Lassen nach Möglichkeit jede positive Seelenentwicklung in objektiv abstufender und individualisierender Weise zu berücksichtigen gesucht und diese Rücksichtnahme allem anderen unbedingt vorangestellt hätte. —

Ihre Unfähigkeit, einen objektiveren Wertungsweg zu finden, drängte sie, trotz ihrer Hochbewertung mancher geistiger Eigenschaften, zur Nivellierung. Sie waren Spezialisten der Idealisierung; sie erhoben die eine oder andere Eigenschaft in den Himmel, um alle anderen desto sicherer ins Herz zu treffen. In der Ignorierung oder Verurteilung gewaltiger, großartiger Schaffensgebiete und deren Schöpfer, Förderer, Verehrer begegneten sie sich mit den Verächtern aller überragenden Geistigkeit. Ja, nicht selten werden sie selbst zu mächtigsten Antriebsgewalten der sozialen und geistigen Nivellierung oder einer primitiven Rangordnung in Staat und Kirche.

So wünscht Plato, sein utopischer Staat möchte nur von kriegerisch veranlagten Dialektikern regiert werden, dagegen bedeutenden Vertretern der Dichtung und Kunst keinen Raum in seinem Schoße gewähren. So wehrt sich Augustinus gegen die vermeintlich gefährlichen Einflüsse, die von den Künstlern und selbst von der reinen Hingabe an die Schönheiten der Natur ausgehen. Unter allen Wegen, die zu Gott führen, schätzte der heilige Franziskus die Tugenden der Armut und der Demut am höchsten, bezichtigte dagegen die Wissenschaft und das „Studieren" eines von Gott ablenkenden Einflusses und riet aus diesem Grunde ab, die Bibel zu lesen.

Bei vielen der Größten kommt zur Einseitigkeit einer Spezialistenschätzung der respekteinflößende Glaube hinzu, die soziale Rangordnung sei von Gott selbst eingesetzt. Gegen diese Autorität wagen sie kaum mit der Waffe einer geistigen Einschätzung anzurücken. Sogar in der Hölle

naht Dante dem Papste mit dem gewohnten Respekte eines Katholiken. In seinem Vorfegefeuer läßt er, der weltlichen Rangordnung Rechnung tragend, die Kaiser höher sitzen als die Könige und am tiefsten einen Markgrafen. —

Man sollte meinen, daß ein Luther, der gewaltige Zerstörer der katholischen Hierarchie, auch der weltlichen gegenüber sich freier fühlte. Er bekundet aber häufig eine noch eingewurzeltere, heillose Ehrfurcht vor der barbarisch-aristokratischen Gesellschaftsordnung, als viele unter seinen Gegnern. —

Wenden wir aber das Augenmerk von all diesen großen Lenkern menschheitlichen Lebens hinweg, um der hehrsten Gestalt des christlichen Mythos ins Auge zu sehen, so können wir schwerlich, trotz aller Liebe und Dankbarkeit, die wir für sie hegen, die bittere Frage unterdrücken: wie verhält sich in dieser Hinsicht Jesus Christus, der Schöpfer des Christentums?

Zunächst erscheint er in unserem Geiste in einer Gestalt, wie sie im Lauf der Jahrhunderte aus einem unübersehbaren Meere von durchgeistigten Visionen, Kunstwerken, Legenden, Sitten und Überlieferungen hervorgegangen ist. Unsere Kindheit wird heraufbeschworen, denn schon in frühen Tagen dringen zahlreiche Strahlen dieser mythischen Sonne ins Gemüt, tiefe Wurzel fassend und Empfänglichkeit bereitend für Menschenliebe und Andacht. Spielten wir damals mit Blumen, tummelten wir uns in duftendem Grase herum, allerorts fühlten wir die Nähe des göttlichen Kindes. Es sah uns teilnehmend an und versprach uns Blüten und Früchte dereinst zu schenken, herrlicher als alle Pflanzen der Erde. Zuweilen spielte es mit uns, zuzeiten aber wandelte es sich in einen Hüter und Pflegevater, der unsagbar gut und so ernst war und doch wie wir selbst, wie wir, die Kinder. Alles, was wir an den Menschen sahen, verglichen wir mit ihm; und ihr Gutes erschien uns dann weniger gut, und desto schlimmer, finsterer ihr Böses.

Mit dem Wachstum unserer Reife nahm in unserer Seele die Gestalt des Schirmers nach und nach immer bestimmtere, reichere und heiligere Züge an. Wie die Bienen den schönsten Blumenkelchen ihren Honig, so entnahmen wir dem Anblick herrlichster und edelster Menschen, der Schilderung von Helden und Heiligen, den Darstellungen des Heilands,

seinen „Grablegungen", Himmelfahrten und Kruzifixen die erhabensten Eigenschaften, die wir nur wahrzunehmen und zu verstehen vermochten, und gaben sie unbewußt und unwillkürlich unserem Erlöser und Führer.

Daß wir in Anachronismen befangen waren, daß wir einem Manne, der vor so vielen Jahrhunderten lebte, sublimste Züge von Christusgestaltungen der Renaissance und der zeitgenössischen Kunst verliehen, war uns nicht bewußt. Selbst die idealisierende Verschmelzung der legendären Gefühlsweisen des heiligen Franziskus oder Buddha und vieler anderer Menschheitslehrer mit der Gemütsart des evangelischen Heilands kam uns kaum oder nie zu Bewußtsein. So gewöhnten wir uns, selbst in höchst unvollendeten Darstellungen Christi sein göttliches Antlitz und Wesen zu suchen und zu empfinden, wir lernten es, uns über allerlei störende, illusionshemmende Darstellungsmerkmale hinwegzusetzen, die unser Idealbild um seine Harmonie und hehren Heiligkeitsausdruck bringen könnten.

Es ist uns daher ein leichtes, in einer so herrlichen Schöpfung, wie sie uns im Neuen Testament entgegentritt, fast nur diejenigen Teile der Charakteristik der in uns lebenden, der uns beglückenden Erlösergestalt zu beachten, welche mit ihrem Wesen, mithin auch mit unseren Wünschen übereinstimmen.

Wollen wir jedoch noch anderen, höheren Zielen, wollen wir der Erforschung der Wahrheit dienen, gerade um die Menschheit im Sinne der heiligsten Lehren Christi und anderer Propheten zu fördern, so dürfen wir uns nicht der Einsicht verschließen, daß wir im Evangelium einer in vielen Zügen anderen Persönlichkeit gegenüberstehen als dem Erlöser in unserem Herzen, der Schöpfung vieler Geschlechter . . .

Der Charakteristik des evangelischen, nicht des jetzt lebenden Mythos gilt das Nachfolgende.

In den evangelischen Schriften wird Jesus durchaus nicht als spekulativer Mystiker der Welteinheit geschildert. Wohl hält er sich für einen Sohn Gottes, aber niemals leugnet er die Wirklichkeit der Erscheinungswelt, und nie betrachtet er die Unterschiede unter den Menschen als belanglos und illusorisch. Er hat ausgesprochene Lieblinge, wie Lazarus, den Jünger Johannes, Maria Magdalena und andere, die er besonders begünstigt und durch seine Freundschaft beseligt. Benachrichtigt, daß Mutter und Brüder mit ihm reden möchten, hebt er ausdrücklich her-

vor, die Jünger seien ihm Mutter und Brüder. „Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder, Schwester und Mutter." Er gibt sich also völlig naiv und unbefangen dem instinktiven Drange einer Bevorzugung hin. Wohl empfindet er, wie alle tieferen Naturen vor und nach ihm, eine instinktive Neigung, geistige Vorzüge höher zu stellen als etwa physische oder ökonomische und soziale Macht. Aber es liegt ihm ebenso fern, die geistigsten, populär gewordenen, mosaisch prophetischen Maßstäbe der wirklichen Frömmigkeit und Güte zu durchbrechen, um den Weg zu einer wesentlich neuen, umwälzenden, geistigen Wertdifferenzierung anzubahnen. Er begnügt sich daher mit Ermahnungen zur Friedfertigkeit, Feindesliebe, Erbarmen und Gottesliebe, er weist darauf hin, daß ein Armer oft besser sei als ein Reicher, daß Herrschsucht und Reichtum die Menschenliebe und Frömmigkeit beeinträchtigen. Aber niemals gelangt er dazu, die Berücksichtigung aller wesentlichen Geistesunterschiede der Menschen im täglichen Verkehr, in einer neuen Gesellschaftsordnung, im Himmel seines Gottes und in einem neuen Gewissen zu wünschen und zu verkündigen. Bringt er gleich den Elenden, den Kranken, den Armen im Geiste sein ganzes Mitleid, seine innigste Barmherzigkeit entgegen, so findet er für die seelischen Leiden und das schwere Schicksal der Künstler, Dichter, Forscher und anderer schöpferischer Geister kein Wort der Teilnahme.

Der Glaube an die zwei höchsten Liebesgebote Moses' und der Propheten ist so fest in seiner Seele verankert, daß er sich eine höhere, vollkommenere Wertungsweise als diejenige ist, die aus diesen Geboten hervorgeht, weder vorstellen noch verlangen kann.

Wie er keine wesentlich neue Wertdifferenzierung angestrebt hat, so konnte er eine solche auch nicht in sein Gewissen einführen.

Eingestandenermaßen übernimmt er vom Alten Testament die unbestimmten Liebesgebote, die sich auf Gott und Menschen beziehen. „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte." „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." (3. Mose 19, 18.) Dieses Liebesgebot ist so allgemein gefaßt und enthält, besonders im Hinblick auf Konfliktsfälle innerhalb umfassenderer Gruppen, so gewaltige psychologische Widersprüche, daß deren Übernahme durchaus nicht den Eindruck einer göttlichen Eingebung machen muß.

Christus genügte diese Formel. Er unternahm keinen Versuch, den Menschen einen wesentlich neuen, psychologisch begründeten und weniger widerspruchsvollen Weg des Fühlens und Wollens zu zeigen.

Sein Verhältnis zu Gott und Menschen, seine Lehren und Predigten, Verheißungen und Drohungen verraten weder eine Einheitlichkeit des Gewissens, noch Bestimmtheit und Einheitlichkeit des Denkens in Dingen der Moral. Neben Äußerungen, die eine höhere Stufe der Gefühlsverfeinerung kundtun, finden sich Handlungen und Worte von geradezu erschreckender Wildheit der Gesinnung und des Glaubens. Wie läßt sich mit seinem Gebot der Feindesliebe die häufige Androhung und Verkündigung von Gottesstrafen, Verdammnis, Schrecken des jüngsten Gerichtes und der Unversöhnlichkeit Gottes verbinden? „Da wird sein Heulen und Zähneklappern, wenn ihr sehen werdet Abraham und Isaak und Jakob und alle Propheten im Reich Gottes, euch aber hinausgestoßen."

Wie kann er Liebe predigen und zugleich die Roheit und Grausamkeit seines Gottes gerecht finden? Wie kann er sich der Ausmalung solcher Roheit als eines Mittels bedienen, die Menschen zum Glauben an seine Heilslehre zu zwingen?

„Wer nun mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater.

Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor dem himmlischen Vater."

Welch nacktes Bekenntnis zur Rache und Vergeltung! Wahrlich, dieser ungestüme Heiland hat die Rachelehren seines göttlichen Vaters beherzigt. Selbst Zoroaster oder Mohammed konnten nicht ihre Strafandrohung den „Ungläubigen" und „Verstockten" wuchtiger an die Köpfe schleudern. Wir sehen, daß in Jesus ebenso wie in seinem Gotte neben der Liebe auch Rachegelüste Raum finden. Und wie eng er gelegentlich das mosaische Liebesgebot aufzufassen vermochte, wie sehr im Sinne einer beschränkten und grausamen Gruppenmoral, zeigt uns am besten das Bild von seiner Begegnung mit dem kanaanäischen Weib.

Die verzweifelte Frau fleht ihn an, ihre besessene Tochter vom Teufel zu befreien. Aber ihre Bitte rührt ihn nicht. Er erwidert kein Wort. Da bitten ihn auch die Jünger. Er aber weigert sich, einer Fremden, die nicht dem Hause Israel angehört, zu Hilfe zu eilen. Selbst als die Unglückselige vor ihm niederfällt, um Erbarmen flehend, sagt er das

harte Wort: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde." Schließlich wird er durch die Größe ihres Glaubens an seine Wunderkraft bewegt, mittels einiger zaubergewaltiger Worte des Einwilligens die Tochter zur selben Stunde zu heilen.

Wir sehen, daß der Heiland der evangelischen Legende weder eine neue und harmonisch zusammenhängende Gewissenslehre begründete, noch in seinem Tun und Lassen eine solche befolgte. In seinem ethischen Verhalten kommen zu verschiedenen Zeiten Gefühlsweisen und religiöse Überzeugungen von so auseinanderliegenden Kulturstufen zum Vorschein, daß ein jeder Einzelne, eine jede Gemeinschaft und ein jegliches Volk je nach Anlage und Entwicklung aus den evangelischen Berichten die unterschiedlichsten, nicht selten entgegengesetzten Moralfolgerungen ziehen konnte.

Wenn trotzdem so etwas wie ein herrschendes christliches Gewissensideal zustande kam, das zwar selten befolgt und häufig mißbraucht wird, das, mit älteren Idealen der Selbstsucht, der Rache, der Gruppenmoral verquickt, dennoch seine Autorität zu wahren vermag, so verdanken wir dies zum großen Teil dem Wettstreit der aufkeimenden Religionsmacht mit den einheitlicheren und philosophisch begründeten Lehren der späteren griechischen und östlichen Mystik, des Neuplatonismus und der Gnosis.

Schon in dem apostolischen Teil des Neuen Testaments wird man nicht selten aus der jugendlich naiven, aber zugleich derberen und primitiveren Auffassung der Liebe und Gottes zu wahrhaft mystischen Bekenntnissen hinübergeleitet. Insbesondere findet man in den Schriften von Johannes und Paulus Äußerungen vor, die bereits an die ausgebildete Mystik des Mittelalters gemahnen. Zweifelsohne macht sich hier der Einfluß griechischer Philosophie bemerkbar.

Aber schon umweht uns in diesem Tempel ein neuer Geist und eine neue religiöse Stimmung.

Die Intensität der lyrischen Begeisterung wird oft so gewaltig, die subjektive Gefühlsfärbung so stark und hinreißend, wie nur selten in den heiligen Schriften des Buddhismus und noch seltener in der alten griechischen Philosophie und Dichtung. Bereits wird die unio mystica, die Vereinigung mit Gott gepredigt, aus der die Gotteskindschaft hervorgehe. Ihr gegenüber werden Verstand und Vernunft nur gering veranschlagt, denn wie einer andere Menschen durch seinen menschlichen

Geist verstehen könne, so vermöge er nur durch den empfangenen, ihm innewohnenden Geist Gottes die Tiefen der Gottheit zu ergründen.

Paulus unterscheidet scharf zwischen dem „natürlichen" Menschen, der nicht „geistlich gerichtet" sei, und dem „geistlichen", der den „Sinn Christi" besitze. Aber er betont zugleich, unkonsequent wie fast alle Mystiker, Gott wirke alles in allen, er sei es, der das Wollen und Vollbringen in allen Menschen wirke. Ähnliches meint auch der Evangelist Johannes, wenn er sagt: „Das (Wort) war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen." „Es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbe gemacht; und die Welt kannte es nicht."

Die spekulative Mystik bringt es mit sich, daß Paulus und der Evangelist Johannes den biblischen Geboten der Liebe zu Gott und zum Nächsten nicht mehr so unbefangen und naiv gegenüberstehen wie Christus. Sie begnügen sich nicht mit dem Predigen der Liebe, sondern suchen den gewaltigen Wert der Liebe mystisch zu begründen. Die Liebe zu Gott mache den Menschen zum Kind Gottes, zum geistlichen Menschen, in dem Gottes Geist ist. Nach Johannes ist sie es, welche eine Vereinigung von Gott und Seele möglich macht. Indem sie den Menschen vom Hangen an den vergänglichen Dingen der Welt abbringt, sichert sie ihm die göttliche Ewigkeit. Johannes verheißt sogar, die Kinder Gottes werden dereinst gleich sein, denn sie werden ihn sehen, wie er ist. —

Aber welchen Wert hat die Liebe zum Menschen?

Nach der Ansicht Johannes' ist die Liebe nichts anderes als Gott selbst. Wer Gott liebt, der muß also auch die Menschenliebe in sich hegen. Nur so wird er von Gott geboren und kennt ihn, „und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm". Von dieser Begründung des Liebeswertes weicht die des Apostels Paulus wesentlich ab. Für ihn fällt die Liebe nicht, wie bei Plato die Idee des Guten, mit Gott zusammen. Sie ist bloß ein Weg, der zu ihm führt, aber nicht er selbst. Für ihn kann es also nur in Betracht kommen, ob dieser Weg vollkommener oder ungeeigneter sei als die anderen.

Er vergleicht also daraufhin die Liebe mit allerlei Tugend, aber vorzüglich mit Erkenntnis, Weissagen, Glauben und Hoffnung. Und er gelangt zum Ergebnis, daß unser Wissen und Weissagen ein Stück-

werk sei. Sie werden ebenso wie die Sprachen und so manche andere Gabe vergehen, wenn wir das Vollkommene nicht mehr stückweise, nicht „durch einen Spiegel in einem dunklen Wort", sondern von Angesicht zu Angesicht erkennen werden. „Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen." Diesen Höchstwert der Liebe begründet er teils psychologisch, teils mystisch spekulativ. Alle Geistesgaben seien ohne Liebe tot und unnütz. Um dies zu veranschaulichen, werden die großen seelischen Eigenschaften der Liebe hervorgehoben. Erst dann weist er auf die ewige Dauer der Liebe hin und läßt aus dem Zusammenhang erkennen, daß uns die Liebe am vollkommensten ermögliche, schon bei Lebzeiten Gott zu erkennen, denn sie werde auch dann bleiben, wenn wir ihn von Angesicht sehen werden. Bei der geringen logischen Folgerichtigkeit der Mystiker wäre es möglich gewesen, daß Paulus ebenso wie Johannes die Liebe für Gott hielt. Aber aus seinen Ausführungen kann logischerweise gefolgert werden, daß sie für ihn nur der beste Weg zur höchsten Vollkommenheit war, jedoch nicht diese selbst. Allerdings erfährt man ebensowenig, warum er der Liebe die ewige Dauer zuschreibt, wie man von Johannes erfahren kann, warum er die Liebe mit Gott identifiziert. Sei dem, wie es will, es genügt zu wissen, daß beide die Liebe nicht nur als Gebot und Pflicht, sondern als unterschiedslos höchstes Ideal des Gefühlslebens auffassen.

So wird schon durch die Apostel der Weg zur absoluten, unterschiedslosen Bewertung der Liebe, ohne jegliche Berücksichtigung ihrer jeweiligen Eigenschaften, Verhältnisse und Tendenzen angebahnt. Aber ihnen lag es noch fern, ihre Ideale und Überzeugungen in die dialektische Zwangsjacke platonischer und brahmanischer Begriffe restlos hineinzuzwängen.

Vielleicht bewahrte sie davor ihr starker Wirklichkeitssinn, ihr lyrischer Schwung, ihre Führung der Gemeinden.

Wohl warnt Paulus vor der rohen Sinnlichkeit und Sündhaftigkeit des Leibes, ermahnt Johannes, die Welt und was in ihr ist, des Fleisches Lust und der Augen Lust, nicht zu lieben, aber nirgends erklären sie die Vorgänge der Natur und die individuellen Unterschiede als Schein und verwerfliches Trugbild. Paulus hebt hervor, es bestehe kein Ansehen der Person vor Gott. Aber nicht minder eindringlich wird von ihm betont, daß die unterschiedlichsten Geistesgaben, Weisheit, Erkenntnis, Glaube, Wunderkraft, Geistesunterscheidung, Sprachkenntnisse, so

gesondert sie auch unter den Menschen verteilt sind, dennoch dem „gemeinen Nutzen" dienen.

Allerdings haben sie auch starke Keime zur Wertnivellierung geschaffen. Alle guten Eigenschaften und Entwicklungen des Menschen werden ihm, wenigstens dogmatisch, nicht als Verdienst angerechnet: sie stammen sämtlich und ausschließlich von Gott. Dagegen kommt die Sünde vom Menschen, alle sind sündhaft und allen haftet überdies die furchtbare Erbsünde an. Trotzdem stehe es niemandem an, die anderen zu richten, da kein Mensch Verdienste haben könne und keiner frei von Sünde sei. Selbst die geringste Sünde sei eine ungeheure Beleidigung Gottes, wie es die Erbsünde zeigt. Angesichts der übermenschlichen Vollkommenheit des beleidigten Gottes komme es kaum in Betracht, ob die Sünde größer oder geringer ist. Alle Sünden, groß oder klein, seien an Gott gemessen ungeheuerlich, sie seien teuflisch, ein Stachel des Todes, ein Sterben.

Ist es also nicht angebracht, einem Menschen ein Verdienst zuzuschreiben oder seine Sünden zu richten, was darf dann an einem Menschen gewertet werden? Folgerichtig müßte man darauf antworten: am Menschen darf nur Gott bewertet werden, der in ihm lebt und in allen alles wirkt. Nur Gott soll im Menschen geliebt werden, aber die Unterschiede in Gutem und in Bösem sollen keine Beachtung finden! Diese logische Folgerung wurde jedoch von ihnen weder bewußt gezogen, noch entschieden geäußert, wenn sie auch gelegentlich eine Neigung hierzu verraten.

Es bedurfte erst der jahrhundertelangen, gewaltigen Mitarbeit des Neuplatonismus, der Gnosis, der Mystik und Scholastik, damit unter entscheidender Mitwirkung barbarisch-sozialer Entwicklungshindernisse aus dem kindlich-leeren Liebesgebot und der Wertungsnivellierung des Neuen Testaments der sieghafteste Gewissenstypus des Christentums hervorgehe. Erst durch solche Einflüsse wurde in die Seelen zahlloser Menschen jene abstrakte Starrheit, jene hypnotische Hemmung im differenzierenden Abwägen und Berücksichtigen der unterschiedlichsten Umstände, Anlagen, Entwicklungen gesetzt, die für diese Gewissensgestalt so charakteristisch ist. —

Plotinus, der Hauptgründer des Neuplatonismus, betrachtet die Gottheit, wie alle Identitätsmystiker, als das absolute Eins, welches weder ist noch nicht ist. Die Welt der Erscheinungen und deren Unterschiede

ist auch für Plotinus und seine Nachfolger ein Nichtseiendes und unterste Rangstufe der Ewigkeitsordnung. Der Neuplatonismus wurde während mehrerer Jahrhunderte zur herrschenden Philosophie und artete bei seinen Anhängern in Aberglauben und Zauberkunst aus.

Groß war sein Einfluß auf die Gnosis, die den mystischen Einflüssen der Griechen, Juden und des Ostens Tür und Tor öffnete und den Kirchenvätern das Hauptgerüste für ihre Rationalisierung des Christentums lieferte.

Schon auf diesen Wegen erhielt die neutestamentliche Liebesmystik und Menschengleichheit einen recht dogmatischen, spekulativ-abstrakten und unbedingten Charakter. Selbst eine so vielseitige, künstlerische Natur wie Augustinus vermochte sich kaum diesem Einfluß zu entziehen. Er wünscht nichts anderes, als nur Gott zu lieben. Das Verlangen der Menschen nach weltlichen Dingen sei bloß ein unwissentliches Streben nach Gott. Man soll im Menschen nur Gott lieben, denn nur er sei wahrhaft seiend, während alles andere erst durch Teilnahme an diesem Sein Wirklichkeit habe. Das Böse, wie alles Gottlose, komme eigentlich nicht vor, sei nur ein Mangel an Gutem, an Göttlichem. Alle Menschen seien göttlichen Ursprungs und haben göttliches Sein. Daher sei die Würde sogar verkommener Seelen überaus groß und das Böse könne ihr als Nichtseiendes kaum Abbruch tun.

Auf solchen und ähnlichen Wegen verwandelte die Patristik den christlichen Gott in eine absolute, unveränderliche Einheit. Mit diesem Eins wurde die Liebe, das Wesen der Welt und das wahre Sein des Menschen identifiziert. So erhielt die Liebe ein selbständiges, vom Menschen getrenntes Dasein. Sie wurde zu einer starren Abstraktion, die obendrein durch die völlige Entsinnlichung Gottes, mit dem sie zusammenfiel, auch seine leblose Absolutheit und Unwandelbarkeit überkommen mußte.

So wurde sie zu einer hehren Gottheit erhoben. Aber die Gottheit war ohne Blut und Wärme, denn man hatte ihr das Wichtigste genommen: ihre Verwurzelung in der konkreten Mannigfaltigkeit der Seelenprozesse, in dem Gewoge sozialer Verhältnisse, in dem unabsehbaren Reichtum der Naturvorgänge. Ein kirchliches Dogma wurde sie, ein unantastbarer Götze, dessen unverrückbarer Standort im Weltall ein für allemal festgelegt wurde. Man durfte sie nicht in verschiedener Beleuchtung, nicht in Bewegung und Wandlung sehen. Ihre Wirksam-

keit wurde verallgemeinert, ihre Wertung um die Berücksichtigung ihrer individuellen und sozialen Verschiedenheiten und Folgen gebracht.

Aber auch der Mensch ist eine bloße „Idee" geworden, zum bloßen Schatten seines konkreten Lebens herabgesunken.

Auch er wurde zum starren Gespenst, an dem eigentlich nichts sein eigen genannt werden darf, weder sein wirkliches Wesen, noch seine guten Anlagen und Handlungen, an dem sogar die bösen Eigenschaften nur eine bloße Negation des Seins bilden. Sein individuelles Ich schrumpft fast zum Nichts zusammen, und es steht kaum dafür, sich um Eigenschaften und Fähigkeiten, die ihn von andern unterscheiden, viel zu kümmern.

Das Menschliche am Menschen wurde ebenso entwertet wie das Weltliche an der Welt. Daß zum „Menschlichen" und „Weltlichen" nicht bloß das roh Sinnliche und wirklich Minderwertige gezählt wurde, kann man schon dem Neuen Testament entnehmen, wo auf das künstlerische, wissenschaftliche und philosophische Schaffen nicht der geringste Wert gelegt wird.

Die aszetische Tendenz, welche mit dem Neuplatonismus und den babylonisch-parsischen Einflüssen in das Christentum eingedrungen war, verschärfte diese Entwertung der Natur und Kunst um ein beträchtliches. Der heilige Augustinus, der die „Harmonie" in allen Dingen liebt, dem die Musik am Herzen liegt, wird durch den Genuß der nicht zu meidenden herrlichen Farben und Strahlen der Natur in seinem Gewissen beunruhigt, rät ab vom Genießen der Malerei und Plastik, da sie von Gott ablenken und der Seele Schaden zufügen. Er hält die schöpferischen Menschen, welche schöne Werke hervorbringen, für Verschwender, die ihre Geisteskräfte vergeuden, anstatt sie bei Gott zu verwahren.

Man kann sich denken, wie sehr die Verbreitung solcher Überzeugungen die ohnehin erstarkte Entwertung der individuellen Unterschiede ins Maßlose steigern, das Leben der empfänglichen, insbesondere der schöpferischen Geister bedrohlich erschweren und ihre Entwicklung gefährden mußte.

Die Scholastik hat unwillkürlich die Unbiegsamkeit, die geringe Beziehungsfähigkeit der Liebe und des Gewissens durch Gewöhnung großer Menschengruppen an die platonische Verwechslung von wirklichen Vorgängen mit deren Abstraktionen noch absoluter, dogmatischer gestaltet

und die Moral ins Reich der seelischen Gesteinsabdrücke gerückt. Hatte schon Plotinus seine spekulativen, erschreckend leeren Begriffe eines absoluten Eins, einer Vernunft und einer Seele der Welt mit der konkreten Natur identifiziert, so war für die meisten Scholastiker, insbesondere für die extremen „Realisten", ein jeder Begriff seiender und wirklicher, als die konkreten Dinge oder Vorgänge, aus denen er abgezogen wurde. Die ganze großartige Denkenergie der Scholastik war überdies auf Erhaltung und nicht auf Umwandlung der dogmatischen Wertung und Gefühlsweise gerichtet, welche durch die Kirche und deren Lehrer mitgestaltet wurden.

Selbst der scholastische „Nominalismus", dem es gegeben war, nach jahrhundertelangem Kampfe mit dem „Realismus" schließlich den Glauben an die höhere Wirklichkeit der Begriffe und die philosophische Beweisbarkeit spekulativer Dogmen zu brechen, führte dennoch nicht zur Befreiung der christlichen Liebe und des christlichen Gewissens von deren kirchlich-dogmatischen Fesseln. Ja, sogar der Reformation, welche die Autorität der Kirche in so vielen Ländern vernichtete, war dies nicht bestimmt. Man bedenke, daß Instinkte, welche durch so viele Jahrhunderte erworben wurden, nicht so leicht zu verdrängen sind. Wurden doch die Denkergebnisse der Kirchenväter und Scholastiker während vieler Jahrhunderte durch zahllose Prediger in stark vergröberter Weise verbreitet und den Seelen unabsehbarer Massen durch unaufhörliche Drohung, Überredung, Buße, Strafe und Gebet gewaltig eingeprägt.

Sie wurden auch durch die vielen plastischen Darstellungen der Legenden, durch Aufführungen von Mysterien, durch Erziehung der Kinder und des Hausgesindes nicht weniger eindringlich ins Gemüt gepflanzt. —

Wurde auch die Macht des Papstes und der katholischen Kirche in protestantischen Ländern gebrochen, so vermochte man doch nicht die großen Dome und die kleineren Kirchen sämtlich niederzureißen und all ihre Kunstwerke zu vernichten. Zwar hatte man mit vielen Bildern, Glasgemälden und Skulpturen gründlich aufgeräumt, aber alles der Vernichtung preiszugeben war kaum möglich. Manch eine Kirche mußte zudem den päpstlich Gebliebenen unangetastet und unverändert belassen werden. Übrigens war zu dieser Zeit der Völkerverkehr so rege, daß viele Protestanten, insbesondere Handelsleute, Handwerker, Künstler, Studenten, Krieger und Spielleute, ihre katholisch-künstlerischen Erinnerungen und Kenntnisse in fremden Ländern erneuerten oder ergänzten.

Aber abgesehen vom fortlebenden Einflusse der alten, plastischen Darstellung wirkten im Protestantismus auch viele katholische Dogmen, selbst die alte Mystik, unentwegt weiter und fanden nicht nur in Schrift und Predigt, sondern in Lied und Musik, Traktat und Kunst große Verbreitung.

Ja, durch die für einen jeden „Christenmenschen" eroberte Freiheit, die Bibel selbständig auszulegen, durch deren Übersetzung in die lebenden Sprachen und Mundarten wuchs das Interesse für die mystische und scholastische Bibeldeutung, sofern sich diese im Protestantismus erhielten und fortentwickelten.

Dies hatte eine gewaltige Rückwirkung auf die katholischen Völker, wo zum Teil aus dem Gefühl des Verfalles wahrhafter Religiosität, teils aus Reaktion gegen die Abtrünnigen eine neue Blüte katholischer Mystik hervorging.

War die Überredungskraft der Mystiker schon im Altertum und Mittelalter vielfach sehr groß und hinreißend, so wurde sie in den Schriften eines Johann vom Kreuz, einer Therese von Jesu und anderer durch die Sublimität der psychologischen Deutung und Ausführung bedeutend erweitert. Ging auch von der älteren und neueren Mystik zum Teil eine wahrhaft veredelnde, vertiefende und heiligende Wirkung aus, so geschah dies nicht infolge ihrer schroff negativen Einheitsdoktrin, sondern dieser zum Trotz. Denn nicht selten griffen heilig veranlagte, aber spekulativ befangene oder kindlich autoritätsgläubige Seelen nach dieser uralten Lehre und deren Symbolen nur, um für ein grenzenloses Hingebungsverlangen einen Weg, und für das Unaussprechliche der religiösen Seligkeit einen Ausdruck zu finden. Aber der großen Masse der halbwegs Frommen und der Unfrommen war nicht die Ekstase, die Gefühlsgewalt, die Sublimität und Tiefe dieser Mystiker, sondern nur die populäre Verwässerung ihrer zerstörenden, abstumpfenden und nivellierenden Dogmen zugänglich. Unter allen Schriften, die schon früher eine derartige Aufgabe zu erfüllen hatten, erlangte die „Nachfolge Christi" die größte Verbreitung. Wie die „legenda aurea" von Voragine, wie das Passional und andere Sammlungen der Heiligenlegenden wurde die „Imitatio" zur Quelle für zahllose Predigten und Erbauungsschriften.

Hier ging man geflissentlich allen übertriebenen Kühnheiten der Identitätsmystik aus dem Wege, um die volkstümlich gewordenen Nivellie-

rungsdogmen noch deutlicher, eindringlicher und mundgerechter zu machen, als sie schon ohnehin waren. Faßt man die wesentlichsten im Durchschnitt zusammen, so ergibt sich ein System, welches mehr oder minder bewußt in der Seele unzähliger Christen lebte und zur Zeit noch fortlebt.

Das Leben Jesu sei das höchste, kaum erreichbare Vorbild menschlichen Verhaltens. Eine Seelenentwicklung, die darüber hinausginge, könne es daher nicht geben. Die größtmögliche Vollkommenheit vermöge der Mensch nur durch die Nachahmung Christi zu erlangen. —

In wem diese Überzeugung festgewurzelt ist, der kann logischerweise nicht ein anderes Bild der Seelenvollendung ersehnen oder neue Wege und Ideale der menschlichen und menschheitlichen Entwicklung erstreben. Ja, er kann für derartige Ziele weder Neigung noch Teilnahme hegen und wird vielfach zum erklärten Feind und Verfolger alles geistigen Fortschritts, der über den Rahmen des Kirchendogmas hinauswill. Nach ihm müßten alle Anlagen und Wünsche, die vom göttlichen Vorbilde Christi abweichen, nach Kräften unterdrückt werden. Da Jesus weder gemalt hat, noch sonst künstlerisch oder wissenschaftlich tätig war, so könne ein derartiges Schaffen durchaus nicht hoch angeschlagen werden. Es sei jedenfalls zur Erlangung höherer Geistesvervollkommnung durchaus nicht erforderlich und eher gefährlich und behindernd, sich mit so „weltlicher" Arbeit zu befassen. —

Die Lehren Christi seien göttlich, wären nicht durch menschliches Forschen und Wissen zu erlangen. In wessen Fähigkeit und Gewalt läge es, diese göttlich offenbarten Ideale der Liebe, des Gewissens und des gesamten Verhaltens durch eine neue menschliche Erkenntnis, ein neues Forschen nnd Schaffen zu ersetzen, oder gar zu überflügeln? Er müßte ja unfehlbarer sein als Gott selber!

Aber auch jede andere wissenschaftliche und philosophische Arbeit sei dem Irrtum und der Täuschung unterworfen, lenke von Gott und dessen unfehlbarer Weisheit ab, erzeuge Hochmut und Unglauben. Erweist sie sich manchmal nützlich, so stehe dies in keinem Verhältnis zum Schaden, den die Seele nimmt, wenn sie sich mit anderem befaßt als mit dem eigenen Heil. —

Durch die Pflege solcher Instinkte, die nur der angeborenen Trägheit und Stumpfheit entgegenkommen und solcherweise unwissentlich die Herrschaft des Reichtums, des Standesbewußtseins und der äußeren

Würden fördern, wird der Verachtung oder Gleichgültigkeit gewaltiger Massen in bezug auf Gedeihen und Entwicklung schöpferischer Anlagen unaufhörlich Vorschub geleistet. Wenn Kunst und Wissenschaft, wenn alles, was nicht unmittelbar zu Gott führt und nicht von der Kirche ausgeht, vom Teufel kommt oder wenigstens „weltliche" Gifte birgt, wenn alles eitel und wertlos ist, ausgenommen die Liebe zu Gott und Gott zu dienen, warum sollte man Kräfte und Menschen hoch bewerten, die dem „weltlichen" Neuschaffen ergeben sind? —

Selbst die nützliche Arbeit und das wahre Wissen der Menschen komme von Gott und sei nicht sein Verdienst. Wie es demnach unsinnig sei, sich in die Brust zu werfen und stolz zu sein auf eigenes Können, so gebe es auch keinen vernünftigen Anlaß, irgendeinen Menschen wegen der Vorzüge, die nur von Gott kommen und durchaus nicht ihm selber als Verdienst anzurechnen sind, viel höher zu bewerten als alle anderen. Dies wäre Götzendienst. Denn indem man dem Menschen selbst das Wirken des Guten zuschreibt, verkenne man dessen wahre und einzige Quelle. Zudem übersehe man die bösen und erlösungshemmenden Eigenschaften eines Tun und Lassens, sobald man vergißt, daß nur von Gott das Gute komme, daß ihm allein Lob und Preis gebühre. —

Diese überaus verbreitete Entwertung des Schaffens und der geistigen Schöpfer findet in den allerorts beliebten Nachklängen der Identitätsmystik eine mächtige Stütze. Da der großen Menge die Vaterschaft und Mutterschaft eine Entstehung des einen Wesens aus anderen, und die, wenigstens partielle, Dasselbigkeit mit deren Leben am verständlichsten vor Augen führt, so hat sich die Identitätslehre zum Teil aus diesem Grunde am zähesten und am häufigsten in der Form der Gottesvaterschaft erhalten. Dieser Familienzug Gottes ist uralt und stammt aus der Zeit, wo das patriarchalische System der unbegrenzten Vatermacht vorherrschte: Das Kind war einerseits Fleisch von Vaters Fleische, Gebein von seinem Gebeine, galt aber nichts vor ihm. So sind die Menschen für mystisch beeinflußte Massen Geist vom Geiste Gottes, sind Kinder Gottes und gelten vor ihm alle gleich wenig oder gar nichts. Diese Gotteskindschaft verflüchtigt sich meist zur bloßen Gleichheit vor Gott: „Vor Gott sind alle gleich."

Überaus häufig wird sie versinnbildlicht durch die Gleichheit aller in bezug auf den Tod, etwas seltener durch die Gleichheit des Typus, die

gleiche Notwendigkeit, sich zu nähren, die gemeinsamen Grenzen in Voraussicht und Rückblick, in Verstand und Können, Gefühl und Vollendung. Im Mittelalter war die Darstellung des Todes, besonders seiner Rücksichtslosigkeit allen gegenüber, ein Lieblingsstoff der Prediger und Künstler. Diese Neigung reichte tief in die Neuzeit hinein und erhält sich jetzt noch hartnäckig in der Seele der Menschen, wenn sie auch seltener zum künstlerischen Ausdruck gelangt. Prediger verschmähen auch jetzt nicht, in Schrift und Ermahnung ihr Rechnung zu tragen. Und auch das Sprichwort hat sich ihrer bemächtigt. —

Wie sich die „Kindschaft in Gott" zur „Gleichheit vor Gott" verflüchtigte, wobei in den meisten Fällen die Entstehung dieser Nivellierungsgefühle aus der Identitätsmystik vergessen wurde, so verwandelte sich die „Gleichheit vor Gott" im Bewußtsein zahlloser Gruppen nach und nach in die Überzeugung von der Menschen-Gleichheit überhaupt, ohne Bezugnahme auf Gott und Religion. Wie aus dem Verlauf der ganzen Untersuchung zu ersehen ist, waren starke Ansätze zur unterscheidungslosen, nichtdifferenzierenden Auffassung und Wertung des Menschen seit unvordenklichen Zeiten vorhanden und wurden durch soziale Machtverhältnisse wie durch Glaubensformen reichlich genährt. Aber erst mit dem Beginn der neuzeitlichen „Aufklärung" in Sachen der Religion und Gesellschaftsordnung huben die Gleichheitswertungen an, sich ihres mystischen Gewandes zu entledigen, um in der französischen Revolution ihre alt-religiöse Gestalt und mit ihr den ursprünglichen Sinn vollends zu verlieren, ohne daß sie dadurch an Klarheit und Wahrheit gewonnen hätten.

Wie vorzeiten, dank dem unausgebildeten Verstande und der geringen Erfahrung des Primitiven, die geringste fiktive Ähnlichkeit, selbst eine bloße Wortbezeichnung, ein Name genügte, in ihm die Gewißheit zu wecken, er sei mit dem herbeigezauberten Geiste völlig identisch, so erzeugte zur Zeit der „Aufklärung" und Revolution die naturwissenschaftliche und psychologische Unbildung, die große Trägheit der Massen eine erstaunliche Fähigkeit im Absehen von individuellen Unterschieden und in der absoluten Verallgemeinerung rein subjektiver Wünsche eines Führers, einer Partei oder der eigenen Wenigkeit. Diese Fähigkeit erhielt ihre Richtung und Gestalt teils von dem jahrtausendealten Strome der Identitätsmystik, teils von dem beginnenden Erlöschen der alten Standes-

romantik und dem Erwachen eines bürgerlichen Standesbewußtseins. Das Verlangen nach Beseitigung der aristokratischen Gesellschaftsordnung steigerte den Glauben an die innere Gleichheit der Menschen, den modernen Nachklang der Identitätsmystik, der Zaubervorstellungen von unbegrenzter Wandlungsfähigkeit aller Dinge, der Metempsychose und der schamanistischen Beschwörung durch Einswerden mit dem zu beeinflussenden Geiste.

Der Wunsch nach einer gesetzlichen Gleichberechtigung erhöhte den irrationalen Glauben an die Menschengleichheit und wurde hierin durch zwei uralte Gedankenströmungen aufs mächtigste unterstützt: Die spekulativere, gelehrtere reicht so weit in das Altertum zurück, daß wir sogar ihre deutlichen Ergebnisse bei altgriechischen Philosophen für Spätfrüchte halten müssen.

Infolge der geringen wissenschaftlichen Übung im Beobachten und Auffinden gemeinsamer Züge bei verschiedenen Individuen halten die meisten Menschen viele individuelle Anlagen, Eigenschaften und Vorgänge der Seelen und Völker für typische Gemeinsamkeiten aller. So konnte sich frühzeitig die Überzeugung herausbilden, daß allen Menschen ein gleiches „Gewissen", eine gleiche Auffassung der „Gerechtigkeit" und ein Glauben an Gott innewohnen.

Sofern diese in Wirklichkeit äußerst unterschiedlichen Seelenentwicklungen dem starren Bestande des gemeinsamen Menschentypus beigezählt wurden, überkamen sie dessen vermeintliche Unveränderlichkeit, ewige Wiederholbarkeit und Unfähigkeit, sich zu vervollkommnen, zu entwickeln. Als unwandelbare, ewige, höchste Maßstäbe des Verhaltens wurden sie mit der Zeit als „Offenbarung", „Ausstrahlung" oder „Schöpfung" Gottes angesehen. Dies erleichterte bereits der ältesten Mystik, Mensch und Gott für dasselbe zu halten und diesen in die Seele zu verlegen.

Die vermeintliche, fiktive Gleichheit der Menschen in vielen der „wichtigsten" und „wesentlichsten" Ideale und Antriebe des Lebens ließ die wirklichen, in die Augen fallenden Unterschiede als unwesentlich und schließlich als bloßes Trugbild erscheinen. Im Lauf der Jahrhunderte wuchs der Schatz solcher, in den „ewigen" Seelentypus eingeführter, vermeintlicher Gemeinsamkeiten aller maßlos an, teils durch allerlei Änderungen in der Gesellschaftsordnung, teils durch dialektische Spekulation.

Solcherweise wurde der Menschentypus mit einem gleichmäßig verteilten „freien Willen" oder mit einer fatalistischen Vorherbestimmung, mit angeborener „Güte" oder „Schlechtigkeit", mit „Unschuld" oder „Erbsünde", mit „Selbstsucht" oder „Liebe", mit völliger Unfähigkeit, die Wahrheit zu erkennen, oder mit dem „gesunden Menschenverstande" beschert.

Mit der Annahme eines gleichen Gewissens hielt oder verkündete man seine eigene Art des Fühlens oder Wertens als allen gemeinsam. Ebenso wurden allerhand individuelle, allerlei theoretische, praktische, ästhetische, künstlerische, religiöse Wünsche und Fähigkeiten einzelner Autoritäten oder größerer Gemeinschaften verallgemeinert und als unwandelbare Züge des Menschentypus betrachtet.

Wie individuelle Moralen, so wurden auch individuelle Rechte und Gesetze als in dem „Wesen" oder in der „Natur" des Menschen für immer eingepflanzt gehalten. Die Verkündigung des sogenannten natürlichen, vermeintlich der Seele Aller innewohnenden Rechtes bezw. Gesetzes, welches am Anfang des 17. Jahrhunderts in Hugo Grotius seinen berühmtesten Vertreter und Verteidiger gefunden hat, weist auf eine unbedingte Gleichheit aller Menschen, Völker und Zeiten in bezug auf Moral und Gerechtigkeitsideale hin. Dieser Hinweis auf die juridisch-geistige Gleichheit wird von den anderen fiktiven Gleichheiten des Seelentypus getragen und gefestigt, um schließlich, von den Kämpfern einer demokratischen Revolution auf die Fahne geschrieben, zu einer Forderung im Sinne gesetzlicher Gleichberechtigung zu werden, die sich auf eine angeborene, undenkbare Wesensgleichheit aller beruft.

Der ursprüngliche, zauberartige oder mystische Identitätsanstoß ist bei zahllosen Menschen fortgefallen und in Vergessenheit geraten. Aber der jahrtausendealte Glaube an eine rein fiktive Menschengleichheit in bezug auf so viele der wichtigsten, wesentlichsten Ideale und Antriebe des Lebens drängt sogar eingefleischte Religionsverächter, die in die Augen fallenden Unterschiede als unwesentlich und schließlich als bloßes Trugbild anzusehen. In diesem verhängnisvollen, entwicklungshemmenden Glauben werden sie nicht immer nur durch den Wunsch nach politischer und gesetzlicher Gleichberechtigung gestärkt. Viel häufiger wirkt die Suggestion, die von altreligiös gebliebenen Gemeinschaften ausgeht. Aber am stärksten wird der irrationale Gleichheitsglaube von dem sog.

„christlichen" Gewissen und den volkstümlichen, gewaltig verbreiteten Nachklängen der verflachten Mystik unterstützt, die in Mittelalter und Neuzeit durch allgemein verständliche Predigt, Legende, Märe, Jahrmarktsbild und Erbauungsschrift in die naiven, schutzlosen Seelen Eingang fand.

Wie jeder Mangel an Unterscheidung, hat auch dieses neuzeitliche, nüchterne Absehen von individuellen Unterschieden oder Bevorzugen der Minderentwicklung seine ständige, unmittelbare Quelle in der geistigen Trägheit, Stumpfheit und Unempfänglichkeit für den unabsehbaren Reichtum der Schattierungen und Abweichungen. Aber ebenso mächtig wird es durch die Nachklänge der alten Mystik und das nivellierende Gewissen unterstützt. Mit dem Erstarken neuzeitlicher Gleichheitsbestrebungen erhielt es durch das demagogische Gleichheitsdogma, das Erbe des uralten, mystischen Identitätsglaubens, eine politische und ökonomische Färbung.

Wer Gelegenheit hatte, sich unter alle Stände und Volksschichten zu mischen, und aufzuhorchen verstand, dem konnte es nicht entgehen, daß überaus viele die auffallendsten Gemeinsamkeiten des Menschentypus als eine Gleichheit betrachten, neben der die geistige Verschiedenheit kaum von Belang ist.

„Alle sind denselben Naturgesetzen unterworfen." „Alle müssen sterben." „Jeder hat seine Grenzen." „Niemand ist allmächtig." „Jeder hat seine Schwächen." „Niemand ist allwissend." „Niemand ist unfehlbar."

Man sieht schon aus diesen Äußerungen, wie es oft nur darum zu tun ist, den Menschentypus in seiner Geringheit und Ohnmacht zu zeigen, um desto sicherer, wenn auch stillschweigend, die individuellen Eigenschaften oder Vorzüge zu entwerten und als nichtig erscheinen zu lassen. In Anbetracht der übergroßen Abhängigkeit aller von der Natur, von unvorhergesehenen Krankheiten und Katastrophen, angesichts der Unvermeidlichkeit des Todes, der beschränkten Erkenntnis und Voraussicht und der engbegrenzten Kräfte eines jeden, sei es durchaus nicht vernünftig und angebracht, das Menschenleben überhaupt besonders hoch zu veranschlagen oder gar irgendeinem Menschen einen besonderen Vorzug vor anderen zu geben. Um dies noch fester, noch sieghafter zu begründen, wird das Bild des Menschentypus mehr oder minder bewußt, meist völlig unwissentlich, zu seinen Ungunsten gefälscht. Kann doch eine individuelle Eigenschaft niemals über die Grenzen des Typus

hinausgehen. Je enger also diese gezogen werden, desto geringer müssen auch die individuellen Möglichkeiten erscheinen. Um das Antlitz des Typus zu entstellen, bedient man sich mit Vorliebe der Verallgemeinerung und Identifizierung. Es wird eine als minderwertig geltende individuelle Eigenschaft zum Typus, zum gemeinsamen Merkmal sämtlicher Menschen erhoben. So geht die Minderwertigkeit eines oder mehrerer individueller Züge auf den Typus und von diesem auf die Gesamtheit der menschlichen Unterschiede über:

„Ein jeder denkt nur an sich." „Allen schmeckt die Rache süß." „Niemand ist uneigennützig." „Der Mensch ist von Natur schlecht." „Man traue keinem Menschen." „Ein jeder will seinen Vorteil." „Kein Mensch weiß etwas." „Keiner kann die Zukunft voraussehen."

Aus solchen verallgemeinernden Typuswertungen wird gewöhnlich unwissentlich gefolgert: Ist der Menschentypus selbstsüchtig oder rachsüchig, so müssen es selbst die Begabtesten und die Heiliggesprochenen sein. Mithin gibt es nicht moralisch oder religiös hervorragende Naturen. Weiß niemand etwas, so sind alle Forscher, Philosophen, Religionsstifter und die meisten Dichter Narren. Ihre Anhänger sind aber gefoppte, verblendete Opfer. Unter solchen Umständen vermag niemand seine Nebenmenschen hinsichtlich der Erkenntnis und Voraussicht wirklich und wesentlich zu übertreffen. —

Diese verallgemeinernde Verneinung bildet einen Übergang zur durchgängigen Entwertung des Typus. Nicht eine besondere Unfähigkeit, nicht ein besonderer Mangel wird nunmehr generalisiert, es werden alle wesentlichen Unterschiede geleugnet. Solcherweise wird dem Typus eine Unfähigkeit zur Entfaltung von belangreichen Unterschieden angedichtet, wodurch sowohl die gemeinsamen wie die individuellen Züge wechselwirkend entwertet werden. Ein solches Irren im Kreise erzeugt auch die Täuschung, als fände die Behauptung der Gleichheit ihre Bestätigung im Typus, welcher doch nur durch die vorangegangene, willkürliche Voraussetzung zur toten Einheit gestempelt wurde:

„Es gibt keine Entwicklung." „Wir haben alle dieselben fünf Sinne und denselben Verstand." „Kein Mensch ist besser als die anderen." „Keiner ist mehr wert als die anderen."

Ist also niemand wesentlich entwickelter, besser, vollkommener als die anderen, dann seien alle wesentlich gleich, mithin gebe es keine nennens-

werte Überlegenheit, keine wahre Größe oder Genialität. Eine Bevorzugung der Schöpfer, der Genies, der Heiligen wäre demnach Götzendienst. Da solche Wertgedanken in allzu krassem Gegensatz zur wirklichen Erfahrung stehen, so sucht man die abgenötigten Zugeständnisse durch Herabsetzung der hervorstechendsten Unterschiede als belanglos erscheinen zu lassen. Es wird dabei auch Rache genommen und das Mütlein gekühlt. „Genie ist Irrsinn." „Heiligkeit ist ein Wahn." „Je begabter, desto tierischer." „Je größer die Begabung, desto zahlreicher und bedeutender die Fehler und Sünden." „Wirkliche Begabung ist stets selbstsüchtig und undankbar." „Ein Genie duldet keine Nebenbuhler." Hat man notgedrungen das Vorkommen von einer gewissen geistigen Überlegenheit zugeben müssen und durch deren Herabsetzung an ihr Rache genommen, durch ihre Entwertung die eigene Eitelkeit und Machtgier geschützt, dann wird auf dem eingeschlagenen Wege gewöhnlich ein Schritt weiter getan. Es wird auf die vermeintliche materielle Nutzlosigkeit der geistigen Arbeit hingewiesen und die Förderung schöpferischer Menschen als wertlos und überflüssig erklärt. Hierin begegnen sich sämtliche Klassen und Stände. In diesem Punkte herrscht unter ihnen eine seltene und restlose Übereinstimmung. Adel und Krieger können im Durchschnitt nicht einsehen, warum sie den gefährlichen und lästigen Nebenbuhler schützen sollten, da ihr Stand um so mehr an romantischem Reiz und einträglichem Idealisiertwerden einbüßt, je bewußter und stärker die wahre Größe, unabhängig von Herkunft und Rang, geschätzt, geliebt und verehrt wird.

Der Plutokrat ist gewöhnlich geizig, engherzig und geistlos. Er beneidet die Aristokraten um ihre Wappen und Vorrechte und möchte am liebsten mit dem Adel verwechselt werden. Meist imponieren ihm Adelsrang und Titel ungleich mehr als sämtliche Gaben des Geistes. Zudem hütet er sich, durch Förderung geistiger Ausnahmen eine neue Aristokratie heraufzubeschwören, die ihm gefährlicher werden könnte als die alte.

Die armen Kleinbürger, Bauern und Arbeiter waren bisher durch ihren Erwerb und Beruf allzu einseitig in Anspruch genommen, als daß sie fähig wären, sowohl den praktischen Nutzen wie die unermeßliche seelische Wichtigkeit und Bedeutung der höheren geistigen Entwicklung zu begreifen. Sofern die geistige Begabung zu Titel und Rang führen, können sie ihr noch halbwegs einen Reiz abgewinnen, aber die Erfahrung verrät es auch ihnen allzuoft, daß Talente und schöpferische Fähigkeiten nur

äußerst selten auf einen grünen Zweig kommen. Überdies sind sie ihnen fremd und unverständlich. Sie erscheinen daher in ihren Augen nicht selten als unheimliche oder gefährliche und unheilbringende Kräfte. Allerlei Kirchenfanatiker nährten dieses Mißtrauen durch Eifern gegen die weltliche Wissenschaft und Kunst. Aber am verhängnisvollsten wurde die Aufhetzung blinder und stumpfer Arbeitermassen gegen die geistig Schaffenden. — So ist die hohe Anlage und Begabung ein mißhandeltes Kind geblieben, dem reich und arm, König und Bettler mit Vorliebe Stöße versetzen und noch häufiger völlige Gleichgültigkeit entgegenbringen.

„Ein Paar Schuhe, ein Sack Kartoffeln sind mehr wert als ein großes Kunstwerk." „Die Menschen brauchen keine Genies, sie brauchen Brot." „Kunstwerke und Bücher kann man nicht essen." „Die Genies sind ein Luxus." „Die geistige Arbeit ist keine richtige Arbeit." „Die geistige Arbeit ist nur ein Spiel." „Wer nicht physisch arbeitet, ist ein Ausbeuter."

„Einem Talent soll man nicht helfen, es schlägt sich selber durch." „Ein Genie kann nicht zugrunde gehen." „Ein Genie braucht kein Geld, es findet seinen Lohn im Schaffen" („in seinem Innern"). „Die Begabung wird durch Entbehrungen und Armut nur gefördert."

Wir können schon aus diesen wenigen Aussprüchen ersehen, welch großen Einfluß die ökonomischen Kämpfe der Neuzeit auf die Gestaltung der Wertnivellierung genommen haben. Der irregeleitete Kleinbürger, Sozialist oder Kommunist heben besonders die vermeintliche materielle Nutzlosigkeit und geringe physische Anstrengung der geistig Schaffenden hervor. Dagegen scheuen sich heuchlerische Streber, Emporkömmlinge und Aristokraten nicht, unter der Maske eines vergötternden Geniekultes allen Talenten und bahnbrechenden Schöpfern die unumgänglichsten Erhaltungsmöglichkeiten zu erschweren. Durch eine „schöne Gebärde" suchen sie diesbezügliche Verantwortungsgefühle abzuschütteln und noch mehr einem aktiven Eingreifen aus dem Wege zu gehen.

Demagogische Agitatoren verbreiteten in stumpfen Arbeitermassen die Geringschätzung der geistigen Arbeit und säten Mißtrauen nicht nur gegen den Durchschnitt der „Intelligenz", sondern, wo es nur anging, auch gegen „Talent" und „Genie". Im Glauben, daß die Artung der Seele und des geistigen Schaffens zum größten Teil von den jeweiligen

ökonomischen Verhältnissen abhängen, belegten sie die gesamte bisherige Kultur und deren Urheber, als Erzeugnis kapitalistischer und nichtsozialistischer Verhältnisse, mit Fluch und Bann. Fast sämtliche hervorragende Schöpfer seien stets aristokratischer oder bürgerlicher Gesinnung gewesen. Zum Teil von Bürgerlichen abstammend, seien sie einer wirklichen Teilnahme für die Arbeiterschaft nicht fähig. Selbst Arbeitersöhne müßten eine bürgerliche Gefühlsweise annehmen, sobald sie sich der geistigen Arbeit widmen, die der kapitalistischen Ära angehört. Mithin sei die geistige Arbeit nur Wasser auf die Mühle des Kapitalismus.

Überdies haben es die trivialen, beschränkten Demagogen verstanden, der großen Menge die Hochwertung geistiger Begabung, insbesondere des schöpferischen Genies, als eine Störung der demokratischen Gleichberechtigung und Hemmung des gerechten Gleichheitsgefühls darzustellen und zu verleiden. Um so ungehinderter konnte sich die Menge der Nachahmung roher, materieller Machtgier hingeben, von der ihre kapitalistischen, priesterlichen oder aristokratischen Unterdrücker seit jeher beherrscht waren. So entwickelte sich aus den Bestrebungen nach Nivellierung geistiger Unterschiede ein Kampf um die Vorherrschaft „physischer" Arbeit über die geistige, ein roher Krieg um die kakokratische Gewalt der Stumpfsten, Trägsten und Unfähigsten. An diesem Kampfe nehmen die Kapitalisten, Priester oder Adeligen gewöhnlich nur sofern Anteil, als sie durch ihn die ökonomischen, politischen oder kirchlichen Vorrechte ihres Standes bedroht sehen. Aber infolge ihres Mangels an aufrichtiger, wirklicher, begeisterter Teilnahme für die geistige Vervollkommnung der Menschheit und das Gedeihen ihrer edelsten und schöpferischsten Vertreter blieb ihre Verteidigung des Geistes gegen die wild heranstürmenden Horden moderner Vandalen flau und schwächlich. Sie müßten ja wenigstens Selbstsucht, Machtgier, Dünkel und Vorurteile ihrer Klassen völlig ablegen, um der geistigen Größe vor jeglicher Standeswürde den Vorrang zu geben. Aber solange sie selbst in Barbarei verharren, sind sie wahrhaftig nicht die geeignetsten Beschützer des menschheitlichen Kulturhortes und der schöpferischen Geister. Hier gilt es einen gewaltigen Strauß auszufechten, dem nur völlig neue Kräfte gewachsen sind; Seelen, die eine neue Heiligkeit suchen . . .

Beeilt euch, ihr neuen Seelen! Der Weg ist da und das Dach brennt schon über dem Haupte . . .

Wie der „Heiland" in den ersten Jahrhunderten des Christentums noch ausschließlich als triumphierender Sieger dargestellt wird und allgemach die alten Drachentöter in die Heiligenlegende Einzug halten, so wollen die ethischen Urgebote der Rache und blutigen Kampflust aus dem werdenden Gewissen nicht weichen. Sind doch die alten Mächte der überwiegenden Standeswertung, des Kastenwesens und der kleinlichsten Gruppenfeindschaft am Werke geblieben, um ein Leben im Sinne der Nächstenliebe unendlich zu erschweren und das christliche Gewissensgebot durch uneinheitliche Vermengung mit Hilfe der primitivsten, unmenschlichsten Rohideale der Vorzeit zu verkrüppeln.

Neben der milden Mahnung zur Liebe und Barmherzigkeit schallt in den Gewissensverliesen der Christen das heidnische Donnerwort der Blutrache, der Völkervernichtung, der blutigen Religionsverfolgung durch die Jahrhunderte fort und fort . . .

Mit dem Erstarken der Kirche und ihrer weltlichen Machtgier gewinnen die Kriegsstimmen und Grausamkeitsantriebe im Gewissen irregeleiteter Massen und ihrer verirrten Führer an Autorität und religiöser Eindringlichkeit, die stillern Verheißungen des Mitgefühls beinahe zum Erstummen zwingend.

Selbst das mit Hölle und Teufel drohende gnostisch-scholastische Gewissen, welches in starrer, schattierungsloser Weise zur unbedingt gleichen Teilnahme für alle auffordert, vermochte nicht aus den zahllosen Seelen, für die es nach und nach zur höchsten Willensautorität aufstieg, die Mitherrschaft uralter Moralwertungen zu verdrängen.

Obgleich von der Machtentfaltung der Kirche getragen, von Beispiel und Predigt verbreitet, vom Aberglauben der Völker unterstützt, befestigte es nur den doktrinären Charakter seiner Unbedingtheit und Unterscheidungslosigkeit. Hierdurch entwickelte es eine derartige Blindheit sowohl in bezug auf alle schöpferischen wie auf alle raubtierartigen Verhältnisse des Lebens, daß es ebensowenig wie weiland der selige Ritter von La Mancha seinen nüchternen Knappen, den Großteil der zum Kampf gezwungenen Menschen vor einer Vielheit widerstreitender Gewissenstriebe zu bewahren vermochte. Durch furchtbare Fährnisse und Rücksichtslosigkeiten des Lebens bedroht, und genötigt, fast vernichtenden Angriffen die Stirne zu bieten, fühlte sich ein jeder vom Gleichheitsdogma eines Gewissens im Stiche gelassen, welches der Unumgänglich-

keit des aufgenötigten Kampfes und der Bevorzugung nicht Rechnung trug.

So kam es, daß sogar seine edelsten Verehrer unwissentlich nach Kompromissen griffen und die schwächer oder gröber Veranlagten in die Hörigkeit der älteren und primitiveren Moralgebote gerieten, ohne die Kraft oder den Wunsch zu haben, das herrschende „christliche" Gewissen aufzugeben.

Daraus ergab sich eine Abschwächung der einander widerstreitenden Moralmotive und eine ständige Quelle schwacher, leicht zu beschwichtigender Gewissensbisse. Denn welcher ethische Antrieb auch befolgt wurde, der primitivere oder der christlich scholastische, stets mußte dabei dem einen von ihnen der Gehorsam verweigert werden.

In der Überzeugung, es komme dem mystischen Gleichheitsgewissen mit Recht und Fug die höchste Autorität zu, ohne Ahnung, es könnte darüber hinaus ein höheres, vollkommeneres Moralverhalten erstrebt werden, vermochten sie nur bei primitiveren, aber weniger utopischen Moralantrieben Zuflucht und Rettung zu suchen. In der ethischen Billigung von persönlicher oder gruppenartiger Selbstsucht, von Haß und Rache fanden sie wenigstens irgendeinen Ausweg für die unausweichlichen Instinkte der Bevorzugung und unterschiedlichen Teilnahme, des Selbstschutzes, der wirksamen Verteidigung anderer. —

So hat die dogmatische Nivellierungsgestalt des christlichen Gewissens und der Glaube an dessen Stimme als an ein denkbar vollkommenstes, niemals zu übertreffendes Gotteswort die Tore zur Entwicklung der fruchtbaren ethischen Keime versperrt, die im alten spekulativ entstellten und allzu leeren Liebesgebot lagen.

Diese gewaltige Behinderung eines Wollens und Handelns, welches die geistigen Unterschiede wesentlich berücksichtigen könnte, vermochte nur Kompromissen und den von Vorurteilen der Stände, Klassen und Berufe beherrschten veralteten Wertungsweisen Vorschub zu leisten. Wurde sie doch bis auf unsere Tage von Gesellschaftsordnungen aufs mächtigste unterstützt, die in der Wildheit ihrer seelischen Voraussetzungen nur wenig von den Einrichtungen primitiver Völker und Rassen abwichen.

Man sollte meinen, daß der Niedergang des Gottesglaubens wenigstens in atheistischen Kreisen die Autorität des christlichen Gewissens bedeutend herabmindern, wenn nicht völlig untergraben müßte. Aber die

ökonomisch-politischen Gleichheitsbestrebungen unseres Zeitalters haben sich der Identitätsmystik in deren gnostisch-scholastischer Form bemächtigt, während sie mit der uralten ethischen Inkonsequenz, die auch der Kirche eigen ist, zwischen herrschenden und unterdrückten Klassen die tiefsten Klüfte zu graben, den blutigsten Haß zu schüren suchten. Überdies predigten zahlreiche ungläubige oder religionsfeindliche Aufklärer die Beibehaltung des christlichen Gleichheitsgewissens unter Ausschaltung seines religiösen Offenbarungscharakters.

Aber daneben mehren sich die Stimmen der einzelnen und der Gruppen, die das Liebesgebot aus dem Gewissen überhaupt beseitigen und der Nebenregierung veralteter Moralreste zur Alleinherrschaft verhelfen möchten.

Schon die Reformation bereitete den Boden hierzu, indem sie sich mit den Trümmern der christlichen Moral begnügte, nachdem sie deren Autorität durch Zerstörung des Glaubens an Papst und Kirche teilweise untergraben hatte. Auch konnten die Liebesgebote der Bibel den unermeßlichen Bau der patristischen und scholastischen Lehren nicht ersetzen, der unbewußt die eigentliche Grundlage des christlichen Gleichheitsgewissens bildete. Zudem konnte an die Grundlegung einer vollkommeneren Moral nicht geschritten werden, da die Führer der Bewegung gerade das Evangelium gegen die Päpstlichen auszuspielen suchten und trotz aller Freiheit von katholischen Kirchenfesseln noch völlig im Banne scholastischer Dogmen und Denkgewohnheiten standen.

Dieser Geist eines wirklichkeitsscheuen Philosophierens wurde vom Protestantismus nur teilweise gebrochen und zum Teil sogar bis in unsere Zeit fortgepflegt. Hierin fand der Protestantismus zunächst in der teilweise genialen Mystik der Gegenreformation und in der abstrusen Theologie vereinzelt auftauchender Eigenbrödler in der Art eines Jakob Böhme oder Swedenborg eine sehr gewichtige Stütze.

Aber auch zahlreiche philosophische Systeme wetteiferten miteinander, den Kirchen und ihren Dogmen Treue zu halten oder in Sachen der Moral und Religion sich wenigstens einer gehorsamen Zurückhaltung zu befleißigen. All diese Versuche der Betätigung eines freieren Denkens unter Beibehaltung und Schonung kirchlicher Dogmen tragen unverkennbare Züge der alten Scholastik oder Mystik. In ihrer Fortentwicklung führten sie zur Entstehung einer phantastischen Konstruktionswut, die sich im willkürlichsten Aufbau völlig anschauungsleerer, nichtssagen-

der Luftschlösser nicht genug tun kann. Die Weisheit mehr aus Büchern als aus dem Leben schöpfend, fangen diese Konstruktionisten das Spiel von neuem an, kleiden, oft ohne es zu wissen, den uralten Kram des wildesten Aberglaubens und der eingewurzelten Vorurteile in neue Gewänder. In dieses chaotische Gewirre verirrte sich unter anderen die Überzeugung vom bloßen Scheindasein der vorgefundenen Welt und der Glaube an deren besseren Kern. Schon altindischen Priestern mußte es gedanklich leicht fallen, in das Innere der Welt allerlei Götter oder verdinglichte Abstraktionen hineinzuversetzen. Ähnlicherweise eröffnete sich nun für philosophierende Don Quichotte und Glücksritter ein unabsehbares Reich, ein geistiges Schlaraffenland, in dem sie ohne jegliche Begabung und Anstrengung zu einer sogenannten neuen Weltanschauung gelangen können. Sie brauchen nur in das so beliebte und bevorzugte „Innere" der „Welt", der „Dinge", der „Seele" irgendeine den stofflichen oder seelischen Vorgängen entnommene Abstraktion, wie Kraft, Freiheit, Liebe, Haß, Wille, Sehnsucht, Harmonie oder was weiß ich hineinzulegen. Bald, wie durch Zauber hervorgebracht, steht das neue Weltbild fertig da: die Welt als Kraft; die Welt als Freiheit; die Welt als Wille; die Welt als Harmonie; und so fort und fort.

Um eine logische Begründung braucht ein solcher Abenteurer des Denkens nicht verlegen zu sein. Kann er sich doch auf die so häufig selbst bei entgegengesetzten Meinungen bewährte philosophische Intuition berufen. Solcherweise erspart er seinen Lesern die Mühe, einer verwickelten, haarspalterischen Dialektik zu folgen, und heimst dafür die Würde eines durchaus nicht wissenschaftlichen, sondern „rein intuitiven" und darum „genialen" Denkers ein. Leider wurde diese billige Denkweise sogar von Männern, wie Berkeley und Kant, in aufrichtigem und vielfach fruchtbarem Suchen nach Wahrheit übernommen. Wie der englische Bischof in den Vorgängen der Welt nur Erlebnisse Gottes sieht, so betrachtet Kant die ganze Natur und die Menschen als bloße Erscheinungen des „Dinges an sich".

Mit Hilfe dieser Konstruktion sucht er uralte Kirchendogmen zu retten. So versetzt er Gott in die Welt an sich und die Willensfreiheit in den Willen an sich.

Dieses Verfahren hat Schopenhauer aufgegriffen, um, einer „genialen" Eingebung folgend, in der Welt an sich den „blinden Willen" zu finden,

der nichts anderes ist, als lediglich ein pessimistisch gefärbter Nachklang des Kantschen „freien Willens an sich".

Auch Friedrich Nietzsche ließ es nicht ruhen, bis er in das „innere Wesen der Welt" nach dem Kant-Schopenhauerschen Vorbild einen andern Willen einlegte, den „Willen zur Macht". Gewiß werden sich viele finden, die einen „Willen zum Krieg", einen „Willen zum Frieden" und noch viele andere Herrlichkeiten, Wünsche und Schreckniſse in das „Weltinnere" nach Belieben einschmuggeln werden.

Es ist nicht schwer, einzusehen, daß dieser Weg nicht am geeignetsten war, die Menschheit vom Alpdruck des stationär gewordenen alten christlichen Gewissenszwiespaltes zwischen den mystisch nivellierenden Liebesmotiven und den heidnischen Moralantrieben zu Haß und Rache zu erlösen. Wo von dialektischer Seite ein Versuch unternommen wurde, das menschliche Gewissen zu verändern, da richtete sich die ganze Wucht des etwas schönrednerischen Angriffes gegen das Mitgefühl und die Liebe. In dem Zusammenbruch des Christentums und des Gottesglaubens wollten manche Verkünder eines neuen Menschentums die Sinnlosigkeit der Menschenliebe und des Mitleids sehen. Die einen predigten den Krieg aller gegen alle, andere ersehnten Haß, Grausamkeit, Ausbeutung.

Allerlei Materialisten, Aufklärer und Positivisten, sofern sie nicht im Fahrwasser eines entgöttlichten christlichen Moralisierens steckengeblieben waren, sprangen den dialektischen Verächtern der Liebe und des Mitgefühls hilfreich bei, indem sie die Selbstsucht oder die Morallosigkeit anpriesen. Was man jetzt allein einem Stirner oder Nietzsche zuschreibt, wurde zur Zeit des aufblühenden theoretischen Materialismus von minderwertigen Philosophastern als selbstverständliche Folgerung aus der sogenannten „materialistischen Weltanschauung" ausposaunt.

Alle die nüchternen und zynischen oder die „faustischen", „prometheischen", „übermenschlichen" Verächter der Menschenliebe waren nur irregeführte und irreleitende Mitarbeiter an der Zerstörung der wertvollen, entwicklungsfähigen Samen, die in den großen religiösen Kulturen enthalten sind.

Sie trugen zur furchtbaren Abschwächung des Liebesgebotes im christlichen Gewissen bei, um dessen heidnische, primitivere Begleitmoralen der Selbstsucht, des Hasses und der Rache zur größeren Macht gelangen

zu lassen. Diese niederreißende Wühlarbeit kam der demagogischen Aufhetzung der Massen zum blinden, rachedurstigen Klassenhaß und zugleich der nationalistischen Kriegsaufwiegelung sehr entgegen und wurde von zahllosen Menschen aller Stände gierig aufgenommen.

So hat sie sowohl in konservativen Kreisen des Adels und des Bürgertums, wie in den sozialistischen und anarchistischen Arbeitergruppen den seit der Zeit der französischen Revolution in breiten Schichten stark einsetzenden Verfall des christlichen Gewissens nur zu beschleunigen vermocht. —

Aber vorzüglich bemächtigten sich zwei gewaltige Drachenpranken dieses sterbenden Gewissens, um ihm ihre furchtbaren Spuren aufzudrücken: der wütende Kampf der Völker und Stände um politische und ökonomische Macht.

Bei den meisten ist das Gebot gleich verteilter Menschenliebe zu einem dekorativen Prunkstück der Gewissenskammern, zu deren Scheinkönig herabgesunken, den man bei besonderen Anlässen anstandshalber repräsentieren läßt. Dagegen gewannen in demselben erkrankten Gewissen sowohl die chauvinistischen wie die parteiökonomischen Antriebe der Gruppenmoral an Übermacht und wilder Gewaltsamkeit. Gleichwohl hegen sogar unter roheren Menschen noch sehr viele eine gewisse untertänige Scheu vor dem christlichen Gleichheitsgebot. Aber diese Scheu veranlaßt sie nur selten, ihm zu gehorchen. Vielmehr bedienen sie sich seiner als heuchlerischer Maske, die das wahre Gesicht ihres Gewissens verdecken soll.

Wo es ihnen paßt, berufen sich sowohl aristokratische oder kapitalistische Ausbeuter wie demagogische Klassenkampfhähne im Namen des christlichen Gewissens auf die Gleichheit der Menschen vor Gott und dem Gesetz, um solcherweise die Ungerechtigkeit der machtgierigen Gegner an den Pranger zu stellen. Aber zur selben Zeit verkünden sie mit der größten Unverfrorenheit eine unüberbrückbare Seelenverschiedenheit der Klassen, Stände oder Völker, um Eroberungskriege, Rassenverfolgung oder ökonomischen Rachekampf, Klassenhaß, Herrschaft des Pöbels zu entfesseln und zu fördern. —

Selbstverständlich gibt es noch zahlreiche Menschen, die dem liebevolleren Gewissen des Christentums treugeblieben sind. Sie klammern sich an diese alternde Moralgestalt entweder aus Unkenntnis einer heiligeren oder aus konservativem Sinn und aus Furcht vor dem irdischen

Höllenschlund, der sich vor ihren Augen auftut: dem Zusammenbruch aller geistigeren Moral und Religion. Viele darunter wären unfähig, eine neue, vollkommenere Gewissensentwicklung zu begreifen, während manche sich in Sehnsucht verzehren nach höheren, geistigeren Möglichkeiten.

Man suche sich zu vergegenwärtigen, wie die Herrschaft des gnostisch scholastischen Gleichheitsgewissens oder seiner degenerierten Abarten und Begleitmoralen auf Schicksal und Entwicklung der geistigeren Menschen, insbesondere der schöpferisch Veranlagten, einwirkt. Man denke an Menschen von religiöser, dichterischer, künstlerischer, wissenschaftlicher, erzieherischer, gruppengestaltender Hinneigung oder Begabung, innerhalb der großen Gemeinschaften von Rasse und Volk, Kirche und Staat, und der kleineren Gruppen von Stadt und Gemeinde, Dorf und Weiler, Straße und Gasse.

Man beobachte ihre Jugend in Familie und Schule, ihr Reifen und Altern in Ehe und Freundschaft, Partei und Beruf, Heim und Amt, Armut und Reichtum, Kampf und Frieden.

Da gibt es kaum eine Familie, deren Mitglieder fähig waren, sich gegenseitig zu verstehen, geschweige denn Eigenart und Entwicklung wechselwirkend berücksichtigen und fördern zu wollen. Unter dem Deckmantel der gleich verteilten Liebe, des Nicht-Bevorzugenwollens wird meistens einem jeden Mitglied die gleiche, stumpfe Unberücksichtigung seiner entwicklungsfähigsten und geistigsten Anlagen oder Wünsche entgegengebracht. Am ärgsten schneiden dabei die Empfänglicheren, Bedeutenderen, ganz besonders die Jüngeren und die Kinder ab. Die häufigsten Ideale einer Familie sind beruflich ökonomische Erfolge und Erhaltung und Erhöhung der Standeswürde. Eltern und Großeltern, nicht selten auch Tanten und Onkel, fühlen sich daher berufen, über Erziehung und Studiengang eines Jünglings oder Mädchens rein opportunistisch zu entscheiden. Eine ähnliche Tyrannei üben oft Ehegatten untereinander aus, und ihr sind auch Schwiegereltern durchaus nicht abgeneigt. All diese Vertreter Gottes auf Erden halten sich gemeiniglich für unfehlbar und fordern Ergebenheit und Gehorsam. Ihre naive Selbstsucht, die unter Umständen recht groß und unnachgiebig werden kann, erscheint ihnen selbst als christliche Elternliebe oder Familienliebe, da sie das „Wohl" ihres Opfers wünschen, das Wohl, wie sie es ein-

mal verstehen: für ihre Vorstellung von Glück soll der Bevormundete seine Anlagen vergewaltigen, seine geistigsten Wünsche und Schaffenskräfte ertöten.

Sagt ihnen doch die Stimme ihres christlichen Gewissens nur: liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Über die Berücksichtigung geistiger Anlagen sagt sie nichts aus. Betreffs Art und Weise der Liebe fordert sie bloß, sie möge gleich verteilt sein. Aber die Familienmoral erheischt eine Bevorzugung der Familienmitglieder, die patriotische Moral eine Bevorzugung des eigenes Volkes, die Staatsmoral eine Bevorzugung des eigenen Staates, die Standesmoral eine Bevorzugung des eigenen Standes, die Parteimoral eine Bevorzugung der eigenen Partei. Da sie sich gedrängt fühlen, den Geboten der alltäglicheren Gruppenmoralen mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr Folge zu leisten als dem altruistischeren Sonntagsgewissen, bei dem sie über das Wie der Liebe so wenig Aufschluß finden, so lassen sie sich von jenen belehren und willig erziehen. Von ihnen erfahren sie, man müsse auf die fremden Stände eine andere Rücksicht nehmen als auf den eigenen; man müsse den eigenen Staat selbst auf Kosten anderer Völker zur wirtschaftlichen und politischen Blüte führen; man solle der eigenen Partei unter allen Umständen, selbst auf Kosten der geistigen Menschheitskultur, zu Macht und Sieg verhelfen.

Wie leicht und mühelos übertragen sich diese Lehren auf die instinktiv selbstsüchtige Bevorzugung der eigenen Kinder, Verwandten, Freunde den sogenannten „Fremden" gegenüber. Die „Eigenen" sollen eine Erziehung erhalten und einen Beruf ergreifen, die ihnen wirtschaftlich und gesellschaftlich womöglich eine größere Macht verleihen als allen oder wenigstens vielen „Nichtbefreundeten", „Unverwandten", „Unbekannten", „Fremden", mögen diese sein, wie sie wollen, gut oder schlecht, genial oder unbegabt, heilig oder roh. Und wie Völker und Staaten, Kirchen und Klassen oft die eigene Geisteskultur zerstören, um nur ein politisches Übergewicht zu erringen, so sind zahllose Familien bereit, die geistige Entwicklung ihrer Kinder und anderer Mitglieder zu hemmen oder zu töten, wo es gilt, die ökonomische Macht ihres Opfers zu sichern oder den Standesstolz und die adelige, plutokratische, bürgerliche oder proletarische „Ehre" der Familie wenigstens nicht zu verletzen. Um dabei auch die ungestörte „innere" Ruhe zu wahren, wird natürlich in all-

gemein geübter Weise zwischen der Familienmoral und dem christlich gnostischen Liebesgebot eine erkünstelte Übereinstimmung herbeigeführt. Man bildet sich ein, das Opfer werde in Zukunft schon einsehen, wie notwendig es war, ihm selbst zu Glück und Segen, ihn auf die Bahn der „Vernunft" und „Sitte" zu drängen. Man tut, als könnte man sogar für sich selbst nicht besser sorgen, und man sei ja verpflichtet, andere, insbesondere Familienmitglieder, so zu lieben wie sich selbst. —

Die tyrannisierten Opfer können sich um so weniger wehren, je feinfühliger, kindlicher und tiefer sie empfinden, je unfähiger sie also sind, das geistigste Gebot ihres christlichen Gewissens durch Selbstbetrug zu umgehen. So tief sie auch ein höheres, heiligeres Leben und Schaffen ersehnen, fühlen sie sich nicht selten verpflichtet, ihre geistigeren Bedürfnisse und ihre Vervollkommnung den entwicklungsfeindlichen Wünschen ihrer Eltern, Verwandten, Kinder oder Freunde völlig unterzuordnen, selbst wo diesen daraus nur ein niedriger Nutzen oder die Genugtuung erwachsen kann, einen Willen geknickt und ein Menschenleben ständigen Qualen überliefert zu haben. Die Unglückseligen! Sie ahnen ebensowenig wie ihre Peiniger, es könnte ein höheres Gewissen geben, welches dergleichen Opfer als eine Rücksichtslosigkeit in bezug auf die Menschheitsentwicklung verurteilt.

Die Göttin Kwannon hat für das Wohl der Menschheit auf die Unsterblichkeit verzichtet. Dies ist ein wahrhaft erhabener Gedanke, vorausgesetzt, daß die Göttin geistig Geringeres darstellt als die Gesamtheit der Menschen. Aber um niedriger, selbstsüchtiger, roher Gelüste einer Familie, eines Standes, eines Volkes, einer Partei, einer Kirchengemeinschaft willen seine geistigen Fittiche zu beschneiden, ist feig und verdammenswert.

Nicht weniger zu verurteilen sind Einzelne und Gemeinschaften, welche sich der Gewissensverwirrung bedienen, um solche Opfer zu erzwingen.

Im jüngsten Völkerringen wurden Scharen lehrender und lernender Jünglinge, darunter die geistigsten und schöpferischsten, zur Schlachtbank geführt. Ja, so mancher Forscher und Dichter erachtete es als heiligste Pflicht, sein Leben und Schaffen freiwillig aufs Spiel zu setzen, um nur irgendeinen geringen Dienst ganz unbeholfen zu verrichten oder einem „feindlichen" Schöpfergeiste das Licht auszublasen. So schwanden viele der Besten dahin, und jetzt, wo es gilt, ein neues Leben, eine neue

Welt hervorzubringen, ist man oft nur auf die Geistestaten kläglicher Überreste und heranwachsender Kinder angewiesen.

Da ist es nicht zu verwundern, daß sich die flachste Mittelmäßigkeit zur Führerin des Geistes aufwirft. Christliches Moralisieren, Menschlichkeitsgezier und aufgefrischte Biedermeierideale machen sich breit neben krassestem Anpreisen der Roheit und Selbstsucht.

Mißtrauen, Skepsis, Größenwahn blühen üppig auf neben dem grellsten Aberglauben, der sich als Wissenschaft, Kunst oder Religion ausgibt.

Es ist, als wollten sie alle nicht sehen, daß diese scheinbaren „Tiefen" ihrer veralteten Mystik, ihrer bizarren Weltkonstruktionen, ihrer religiösen, ethischen und künstlerischen Verlogenheit, daß ihr Abscheu vor wirklicher Sammlung und Anstrengung des Geistes ebenso zum furchtbaren Niedergang beitrugen wie die politischen und ökonomischen Fehler der Völker und Parteien. Immer noch horchen sie auf, wenn ihnen ein Glücksritter des Geistes mit allerlei Singsang kommt.

Durch Fortirren auf denselben Wegen, auf denen die Menschen zum furchtbaren Zusammenbruch gelangt sind, wollen sie — den sogenannten geistigen „Wiederaufbau" und eine wirkliche Erneuerung hervorbringen. So drehen sie sich im Zauberkreise herum und kommen immer wieder zu derselben Verwirrung und Ratlosigkeit, zu derselben unfruchtbaren und ruhmredigen Geschwätzigkeit zurück. —

Wir sehen, daß die gesamte Menschheit im großen ganzen von der rein äußerlichen, die Seele kaum beachtenden Wertung durchdrungen war und bis auf den heutigen Tag von ihr beherrscht wird. Diese war und blieb einerseits die Frucht der angeborenen Geistesträgheit und Stumpfheit der Massen wie der primitiven psychologischen und religiösen Entwicklung der Ausnahmen. Anderseits ist sie das Ergebnis der rückwirkenden Kraft politischer und ökonomischer Gesellschaftsordnungen, die zum großen Teil aus der Primitivwertung selbst und deren psychischen Quellen hervorgegangen sind. Mag sie von Häuptlingen oder Königen, Volkstribunen oder Kaisern, Medizinmännern oder Päpsten, Monarchien oder Republiken, Skalpierhelden oder Adel, Bürgerlichen oder Proletariern gehandhabt sein — fast immer, mit seltensten Ausnahmen, behielt sie die gleiche altgewohnte Stumpfheit

und Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit in bezug auf geistige Vorzüge der Einzelnen, der Völker und Menschheitsgeschlechter.

Kein Volk, keinen Stand und keine Klasse hat es jemals gegeben, die bewußt und tatkräftig für eine umwälzende Befreiung von allen solchen Gesellschaftsordnungen und deren seelischen Grundlagen sich eingesetzt hätte. Weder einem Philosophen noch einem Religionsstifter wollte darüber ein Licht aufgehen, daß die tatsächliche Organisation der größeren und kleineren Gemeinschaften bislang aus einer primitiven Verfassung der Menschenseele, insbesondere aus primitiver Wertdifferenzierung und Moral, zum großen Teil hervorgegangen sind. Ja, die spekulativen Geister bildeten im Lauf der Jahrhunderte sogar eine mystische Lehre von einer absoluten Identität oder wenigstens Gleichheit aus, eine Abstrusität, die infolge gewaltiger Verbreitung und kirchlichen Schutzes sich des Gewissens bemächtigte und der Entstehung einer beherrschenden geistigen Wertdifferenzierung ständig den Weg verlegte. Außerstande, den Fortschritt des Wertens, des Gewissens und der Gesellschaftsordnung zu fördern, trug sie vielmehr zur Entstehung und Befestigung mißverständlicher, sinnloser Gleichheitsvorstellungen bei, die, scheinbar eine Gleichmachung der Werte erstrebend, in Wirklichkeit nur eine demagogisch schattierte Ungleichheit heraufbeschwor.

Dieser sekundären Abart der Wertnivellierung bemächtigten sich bürgerliche und proletarische Revolutionsbewegungen der letzten Jahrhunderte. Sie fügten zur älteren Wertungsdifferenzierung der Stände eine allgemein soziale und ökonomische Gleichheitswertung hinzu, die ebensowenig die geistigen Unterschiede berücksichtigt und obendrein zu den furchtbarsten kakokratischen Pöbelausbrüchen geführt hat, welche jemals den Bestand der Menschheitskultur bedrohten. —

Wie kann die Menschheit von den Entwicklungsfesseln erlöst werden, die ihr durch allerlei geisttötende Gesellschaftsordnungen auferlegt werden? Wodurch kann sie das furchtbare Joch abschütteln, das ihre besten Schaffenskräfte lähmt, ihre größten Ausnahmen hemmt oder vernichtet, die Kontinuität und Organisierung der gesamten wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Entwicklung langwierigen Unterbrechungen, vielfachen Verkümmerungen und gewaltigen Rückschlägen aussetzt?

Wie alles umfassende, tiefgreifende Übel, könnte auch dieses niemals ohne Ausrottung seiner Wurzeln aus der Welt geschafft werden. Nie

könnte ein gewaltsamer Umsturz eine geistigere, seelisch vollkommenere Gesellschaftsordnung herbeiführen. Durch eine plötzliche soziale Revolution kann nur die eine primitive Art der Gruppengestalt durch eine andere ebenso primitive oder noch wildere ersetzt werden. Denn die unumgänglichen Hauptbedingungen der sozialen Menschheitsentwicklung bleiben dabei aus: die geistige Wandlung, die seelische Vervollkommnung umfassender Gruppen und die dafür unbedingt erforderliche Zeit der inneren Vorbereitung und des Reifens.

Soll also eine wesentlich vollkommenere und wahrhaft neue Gesellschaftsordnung geschaffen werden, dann muß man den Sinn der Menschen erst recht und mit größtem Nachdruck auf eine zielbewußte, geduldige, unermüdliche und begeisterte Arbeit an der völligen Seelenumwandlung richten, die allein fähig wäre, die bisherige psychische Richtung, die minderwertige geistige Vorbereitung und mit dieser auch die aus ihr hervorgegangenen Gesellschaftsgestalten zu verdrängen.

Für eine solche Geistesumwälzung muß zunächst durch vielseitige Aufklärung möglichst weiter Schichten über die Primitivität der nivellierenden Wertung, als einer der wesentlichsten Ursachen bisheriger sozialer Übel, der Boden bereitet werden. Aber zugleich muß den Menschen die Möglichkeit und das Bild eines neuen Gewissens gezeigt werden, welches berufen wäre, eine wesentlich vollkommenere Gesellschaftsordnung anzubahnen und eine neue Menschheitskultur einzuleiten. Ein solches geistig-revolutionäres Gewissen wurde in diesem Werke entworfen und damit entwicklungsliebenden und kühnen Pionieren die Möglichkeit geboten, sowohl der sozialen wie der seelischen Menschheitsvervollkommnung ihre Kraft und Begeisterung zu widmen. Eine Aussicht von unendlicher Perspektive tut sich auf, zahllose Aufgaben zeigen sich und eine gewaltige Zuversicht erwacht, daß auf den Trümmern der alten Kultur ein neues, ungleich schöneres, heiligeres, erhabeneres Leben emporblühen wird.

Wo seid ihr, edle Kämpfer, wo seid ihr, kühne Gestalter, sehnsuchtstrunkene, todesmutige, opferbereite?

Hat euch der Schlachten Donner betäubt, haben euch Fähnlein des Tages irregeleitet?

Erwacht! Erwacht! Denn die Zeit der Entscheidung ist gekommen. Ein jedes Zagen, eine jede Zweifelsucht drückt den wildesten Feinden der Seele Spieße und Schwerter in die Hand . . .

Soll das panidealistische Gewissen in das Gemüt der Menschen eingeführt werden, darf man es nicht bei der bloßen Aufklärung und Orientierung bewenden lassen. Denn das Gewissen ist von den anderen Funktionen der Seele nicht zu trennen, und seine Entwicklung hängt insbesondere mit der psychologischen, künstlerischen und religiösen Vervollkommnung aufs engste zusammen.

Nicht bloß ein einziger Acker, sondern der gesamte Boden des Geistes muß von Grund aus umgepflügt und neu besät werden. In all seinen Wäldern, auf allen Angern und Wiesen muß gegraben und gerodet werden, daß der duftende Brodem wie Weihrauchopfer zum Himmel emporschwebt. Wie unzulänglich wäre da ein bloßes Verbreiten der Lehre. Wo es gilt ein neues Gewissen, eine neue Kunst, ein neues religiöses Erlebnis, eine neue Gesellschaftsordnung zu gestalten, da soll der neuen Erkenntnis auch der Beginn einer tätigen, schöpferischen Anwendung gleich auf dem Fuße folgen. Wie die Entstehung der neuen sozialen Verhältnisse aus der geistigen Wandlung, so wird diese unter Mithilfe panidealistisch-sozialer Institutionen und Neuerungen ihrer wachsenden, unabsehbaren Vollendung entgegenschreiten. —

Das neue Gewissen spricht:

„Das Streben nach Nivellierung aller hervorstechenderen Unterschiede unter den Menschen ist verwerflich. Zu bekämpfen sind nur solche, die geeignet sind, die individuelle und menschheitliche Vervollkommnung zu hemmen und zu schädigen. Aber diejenigen unter den Eigenschaften, durch die sich die Menschen voneinander unterscheiden, sind erwünscht und nach Möglichkeit zu fördern, welche der Menschheitsentwicklung im Sinne und Geiste eines Vorschreitens zur größtmöglichen Seelenvollkommenheit dienen." —

Die Art und Weise, wie man diesen Weg beschreiten und die individuell mögliche Annäherung an das Panideal der wissenschaftlichen, ethischen, künstlerischen, sozialen, ökonomischen und religiösen Vervollkommnung jeweilig vornehmen kann, wurde in diesem Werke teilweise geschildert[1].

Das panidealistische Gewissen wünscht nicht eine utopische, vergeblich angestrebte Beseitigung der unvermeidlichen menschlichen Ungleichheit;

[1] In einem anderen Werke des Verfassers, welches innerhalb kürzerer Frist erscheinen wird, wurde ein anderer Großteil dieser neuen Wege aufgeschlossen und ausgestaltet.

vielmehr fordert es auf zur künstlerisch-religiösen Gestaltung und Vervollkommnung der geistigen Unterschiede unter den Menschen, sowohl innerhalb der Seelen, wie im Bereiche ihres schöpferischen Ausdrucks. Hierin berührt es sich mit dem panidealistisch-ästhetischen Gewissen, welches in der Menschheit einen unerschöpflichen, wunderbar modellierbaren Stoff sieht, aus dem die größten Kulturgestalter unter Mitwirkung ihrer Apostel und aller Menschen guten Willens neue, vollkommenere Menschheitsgestalten nach religiös-künstlerischen Grundsätzen hervorbringen werden. Es ist aber eine der wesentlichsten Voraussetzungen der künstlerischen Wirkung und der ästhetischen Gefühle, daß vom Kunstwerk eine Mannigfaltigkeit verschiedenartiger Eindrücke geboten werde, die innerhalb einer harmonischen Einheitlichkeit hinreichende Abwechslung, Gefühlserneuerung und Phantasiearbeit ermöglicht.

Die Natur selbst bildet hierfür das erhabenste Vorbild. Wie in ihr die trauten lieblichen Blumen und Vögel mit knorrigen Baumriesen und fluggewaltigen Adlern, die sanften Hügel mit steilen Berghalden abwechseln, so möchte das neue Gewissen in den Seelen und Gruppierungen der Menschheit eine reichgesegnete Welt hervorbringen, mit einer unabsehbaren Mannigfaltigkeit verschiedenartigster Entwicklungen von allerlei Kraft und Größe. Es wünscht in den Geistesbereichen der Einzelnen und der grenzenlosen Gemeinschaft, neben den lichten Hainen zarter Mimosen, himmelanstrebende Urwaldgeschlechter zu pflanzen. —

Heiliger und schaffensmächtiger sollen die Führer werden, die Propheten und Künstler der Zukunft. Wird das neue Gewissen allerorts Wurzel fassen und die aus ihm hervorwachsende Gesellschaftsordnung zum Sieg gelangen — dann werden alle schöpferischen Kräfte und Möglichkeiten, welche die Menschheit bisher vorbereitet hat, zu ungeahnter Blüte emporschießen. Denn vermochte bisher ein überragender Genius in den meisten Fällen kaum das nackte Leben und noch seltener Gesundheit und dürftige Schaffensmöglichkeit zu retten, so wird ihm dann die Menschheit mit größter Liebe und Ehrfurcht entgegenkommen, ihn von Kind auf fördern und ihm alle überflüssigen und lähmenden Hindernisse aus dem Wege schaffen. Kein Christus wird gekreuzigt werden, kein Sokrates vergiftet, kein Phidias eingekerkert, kein Dante aus der Heimat gestoßen, kein Giordano Bruno verbrannt, kein Faraday zum Lakaiendienst angehalten, kein Robert Mayer in den Wahnsinn

getrieben, kein Schubert der Dürftigkeit, kein Sebastian Bach der Entwürdigung und dem Elend preisgegeben . . . Aber betrachtet auch das panidealistische Gewissen einen heiligen und schöpferischen Geist als höchsten irdischen Vertreter der Ewigkeit, bringt es ihm auch die allergrößte Rücksichtnahme entgegen, so vernachlässigt es darum durchaus nicht die geringeren und selbst nicht die allerunbedeutendsten Seelen.

Nicht nur die größten und strahlendsten Sterne will es fördern und zum Ziele führen. Ihm sind alle Leuchten und Lichtlein lieb und wichtig, welche die Nacht erhellen. Denn mögen sie noch so winzig sein und unbemerkt glimmen, sie können demselben Himmel dienen, dem auch Sonnen und Monde ihre Arbeit weihen. —

Wohl vermochten nur Geister wie Kopernikus, Kepler oder Galilei das astronomische Weltbild der Menschheit umzugestalten, aber unabsehbar ist die Schar unbekannter Gelehrter und Handlanger der Wissenschaft, die durch mühsames Vorbereiten und Sammeln Boden und Stimmung für solche Entdeckungen günstig beeinflußten. Vielleicht wäre Kopernikus ohne die fleißige, begeisterte Arbeit mittelalterlicher Mönche und arabischer Altertumsschwärmer, die nach Kräften den Spuren altgriechischer Weisheit nachgingen, nicht zur Vision seines Himmelsbildes gelangt. In den Schriften Keplers sind sogar Nachklänge der mittelalterlichen Astrologie unverkennbar, deren Ursprünge in die babylonische und ägyptische Altkultur zurückreichen, deren Einwanderung und Ausbreitung durch zahllose Menschen von allerlei Berufen, Gelehrte, Priester, Zauberer, Traumdeuter, Wahrsager, Spielleute, Dichter, Künstler und Handelsleute, besorgt wurde. Und wie könnten die Ergebnisse der astronomischen, mathematischen, physikalischen, psychologischen oder sonstigen Forschung ohne die vermittelnde Hilfe populärisierender Schriftsteller, Künstler, Erzieher und Lehrer in das Bewußtsein umfassender Gruppen gelangen? —

Viele gotische Dome wurden nach den Plänen großer Baumeister von tausenden Mönchen und ihr Handwerk liebenden Arbeitern aufgeführt. Ohne die begeisterte, selbstlose Mitarbeit solcher Unbekannter und Vergessener wäre die Menschheit nicht im Besitze der erhabensten Kirchen und Tempel.

Wieviel abhängiger von der Begeisterung, dem Verständnis und der tätigen Mithilfe des Durchschnitts ist die Ausführung der Pläne und

Ideale, welche von großen Religionsstiftern und Kulturgestaltern entworfen werden? Weder das Christentum, noch der Buddhismus wären imstande gewesen, allen unseligen Mängeln ihrer Lehren zum Trotz, so bedeutende Geisteskulturen hervorzubringen, wenn die größten Schöpfer ihrer Kirche nicht zahlreiche Apostel, Pioniere und Hilfsarbeier gefunden hätten.

Aber selbst die bisherige Menschheitskultur wäre ungleich vollkommener geworden, wäre sie imstande gewesen, die besten Seelenkeime des Durchschnitts halbwegs zur Entfaltung zu bringen, anstatt sie durch Aberglauben und Vorurteile der Stände, Kirchen und Regierungen umzubringen.

Es bleibt erst einer panidealistischen Zukunft vorbehalten, auch die besten Kräfte der gewöhnlicheren und selbst der am wenigsten entwicklungsfähigen Menschen nach Möglichkeit zu fördern und ans Tageslicht zu bringen.

Denn das neue ethische und ästhetische Gewissen sieht in der großen Masse gewöhnlicherer Menschen die Mitarbeiter und Helfer der schöpferischen Geister. Insbesondere sind auf sie die Menschheitskünstler angewiesen, die aus allen Anlagen und Entwicklungsstufen neue, wunderbare Kulturen, gleichsam unabsehbar weite Lebensdome, mit lebendigen Menschheitstürmen und Bildnissen versehen, gestalten werden.

Das panidealistische Gewissen wünscht daher die Förderung und Berücksichtigung selbst der mittelmäßigsten Anlagen, denn je entwickelter und verständnisreicher die Mitarbeiter und Mithelfer und je vollkommener der Seelenstoff der gesamten Menschengemeinschaft sein wird, desto erhabenere Kunstschöpfungen werden daraus die größten Geister und Menschheitskünstler hervorbringen können. Das irdische Ziel des neuen Gewissens ist eine Menschheit, von deren Anblick und innerer Anschauung das künstlerische Wohlgefallen und die religiöse Andacht der Besten und Heiligsten fast so gewaltig geweckt werden könnte, als durch das wogende Meer und den Sternenhimmel . . .

In den Geringeren dieser Zukunftsmenschheit wird ein Seelenverständnis, eine Empfänglichkeit walten, die wir nur ahnen können. Wahrscheinlich würden uns daneben die edelsten Gestalten, denen wir jetzt im Leben begegnen, plump und barbarisch erscheinen. Und von den höchsten Führern, zu denen die Zukunftsfernen aufblicken werden, können uns

Männergestalten, wie Phidias und der heilige Franziskus, oder Frauen, wie die heilige Katharina von Siena und die heilige Therese von Jesu, kaum einen Begriff geben. Denn Geist und Können jener Führer wird weit, weit hinaus über die alten Grenzen fliegen, wird eine Voraussicht, eine Heiligkeit, eine Schöpferkraft entfalten, deren strahlendes Leuchten, kristallene Klarheit und unabsehbaren Reichtum der Gesichte wir nur aus dem Widerschein uralter Tempelgärten in stillem Altgewässer oder gewaltiger Sonnenuntergänge in den Wellen ruhiger Meere erahnen. Wie das Spiel des Lichtes und des Schattens wird ihre Fähigkeit sein, die Wellen und Wogen der Seelen bis in die kleinsten Kräuselungen zu beleuchten. Und wie der klare Wasserspiegel Stämme und Wipfel, Äste und Zweige und Laub und den ganzen Himmel darüber so wahr und naturgetreu und doch so märchenhaft anders auf seine Fläche zaubert, so werden sie in ihrer Dichtung und Kunst das Weben und Wirken schöpferischer Geister zum Märchenleben erwecken.

In der gesamten Natur herrscht das Gesetz der abweichenden Gestaltung innerhalb gemeinsamer Züge und Wiederholungen. Ein jedes Tierchen und Läublein, ein jeder Stein und Tropfen haben in Kraft und Anordnung besondere, individuelle Eigenschaften. Auch die menschliche Anlage und deren Entfaltung gleicht hierin der übrigen Natur. Diesem Gesetz individuellen Seins und Werdens kann sich also kein Mensch entziehen. Wird er aber vom Alpdruck willkürlich spekulativer Konstruktionen gedrängt, Versuche häufig anzustellen, welche blind und vergeblich gegen diese Gesetzmäßigkeit anrennen, so muß er unweigerlich eigene und mitmenschliche Anlagen verrenken und deren Wachstum unterbinden. —

Infolge dieser unvermeidlichen Verschiedenheit der Anlage und Entwicklungsfähigkeit können die Einzelnen nur in sehr unterschiedlichem Grade und Umfang und in sehr abweichender Art und Richtung an den wesentlichsten, reichsten und höchsten Möglichkeiten der Seelenvervollkommnung teilnehmen, die von der schöpferischen Arbeit der Heiligsten und Genialsten und von dem ständig wachsenden Schatze ihrer Werke ausgeht.

Demzufolge erhalten sich in der überwiegenden Mehrzahl der Menschen uralte Gewohnheiten des Denkens, Fühlens und Wollens, die fossilen Seelenüberreste des Aberglaubens, der Religion, der sozialen Grup-

pierungstendenz viel reichlicher und zäher als in den empfänglicheren und entwicklungsfähigeren Naturen, denen nicht die Möglichkeit sich zu vervollkommnen durch ungünstige äußere Verhältnisse genommen wurde. Schon dieser Umstand allein muß stets bewirken, daß sich in die zahlreichen stumpferen oder schwächeren Seelen ältere Kulturreste hinüberretten, die neben der Geistesvervollkommnung der Kraftvolleren und Begabteren einen entsprechenden, relativen Tiefstand der Entwicklung darstellen. Dieser ist stets auch dadurch gekennzeichnet, daß sich ihm durch die angeborene geringere Fähigkeit des Denkens, des Verständnisses, der Entwicklungsliebe und Phantasie allerlei minderwertig verwandelte, mißverständliche Brocken des neueren und neuesten Fortschritts in wunderlich unorganischem Zusammenhang beigesellen. Solche Verhältnisse sind zum Teil durchaus nicht zu bedauern. Das Hineinragen älterer und zugleich primitiverer Kulturelemente in neuere und vollkommenere ermöglicht jenen, durch Einfluß und Zuhilfenahme des neuen Fortschritts ihre entwicklungsfähigen Keime und noch unausgewachsenen Zweige und Knospen zur Reife und Blüte gelangen zu lassen, wodurch auch die neue Kultur wesentlich gefördert wird.

Der Fortbestand des Alten hemmt leichtsinnigen Wagemut, übereilte Versuche und allzuraschen Lauf der Entwicklung, der zur unfruchtbaren Frühreife führen könnte. Überdies dient er dem größeren Verständnis für das relative Altertum, mithin auch dem der Gegenwart und Zukunft. Er bereichert die retrospektive Phantasie und Menschheitsliebe und schafft neue künstlerische und religiöse Ausblicke in die Vergangenheit. Er verfügt über genug zahlreiche Gemeinsamkeiten mit der neuen Kultur, um mit ihr eine einheitliche, ästhetische Kontinuität zu bilden, und enthält genug Blößen und tote Stellen, um dem Entwicklungsliebenden eine Folie für eine starke, anspornende und künstlerisch wirkende Abhebung der neuen Epoche zu gewähren. —

Zwischen dem Typus des extrem Unentwickelten und des extrem Entwickelten bestehen sehr viele Übergänge von verschiedenstem Grade. Ein jeder von diesen Typen bildet innerhalb der Menschheitsgemeinschaft größere oder geringere Gruppen geistiger Verwandtschaft, die in Wirklichkeit vorkommt, auch wenn sie durch Unterschiede der Rasse, der Volkszugehörigkeit, des Geschlechtes, des Standes und Berufes verdeckt bleibt und unkenntlich gemacht wird.

So erzeugt die Natur der Menschen unter Mitwirkung der umgebenden Welt eine unabsehbare Stufenleiter von Entwicklungsgruppen, die teils gleichzeitig auftreten, das Seelenmosaik einer Menschheitsgeneration bildend, teils in zeitlicher Folge in dunkelste Vergangenheitsdämmerung und in die fernste Zukunft reichen. —

Rein geographische Verhältnisse, wie z. B. eine von zivilisierteren Nachbarn sehr abgesonderte insulare oder oasenartige Lage, wahrscheinlich auch klimatische und andere physikalische und physiologische Umstände bewirkten, im Zusammenhang mit den äußerst unausgebildeten Verkehrsmitteln, daß verschiedene Rassen, Völker und Stämme zu sehr verschiedenen, oft Jahrhunderte oder Jahrtausende voneinander entfernten Zeiten in den Kulturbereich der jeweilig zivilisiertesten Völker gelangten. Infolgedessen gibt es jetzt noch Rassen und Gruppen, die im großen ganzen den Zustand der Wildheit kaum oder gar nicht verlassen haben, oder solche, die auf eigene Faust eine Halbzivilisation in der Art der ausgerotteten mexikanischen oder peruanischen und der vielfach wilderen, im Sterben begriffenen indianischen Kultur hervorzubringen vermochten.

Die großen Völker, welche, wie z. B. Indien, Persien oder China, trotz der uralten künstlerischen und religiösen Zivilisation in der wissenschaftlichen und pädagogischen Entwicklung und in vielen wesentlichen sozialen Einrichtungen hinter den kulturellsten Völkern Europas und Amerikas zurückgeblieben sind, stellen ein seltsames Gemisch dar von einer überragenden plastischen, architektonischen, dichterischen und religiösen Tradition, einer einseitig verfeinerten Sitte und einer scholastischen Verknöcherung des Denkens und Schulwesens, einer starken Verkümmerung der ursprünglichen Originalität, einer geistigen Stagnation.

Richten wir unser Augenmerk auf dieses Mosaik von Entwicklungsabstufungen rassenhafter, nationaler und stammesartiger Kultur, so können wir bald sehen, daß ihre Geistesabstände vielfach in höherem Grade durch äußere, sehr entwicklungshemmende geographische, hygienische, politische und soziale Umstände als durch angeborene Anlagen mitbedingt wurden. Wieviele Völker wären weiter gekommen, wenn sie nicht durch geographische Grenzen oder Kriege, Naturkatastrophen, Seuchen, schlechte Regierungen in ihrem seelischen Wachstum wesentlich gehemmt worden wären?

Es ist ersichtlich, daß die rein geistige Stufenleiter der Entwicklungsgruppen ganz anders werden müßte, wenn zu den angeborenen Defekten und Schwächen aller einzelnen Seelen nicht noch entwicklungshemmende Faktoren von außen ständig hinzukämen. Diese sind es, welche bewirken, daß in zahllosen Fällen Menschen und Gruppen von größerer Entwicklungsfähigkeit eine viel geringere Entwicklung erreichen als weniger Begabte. Daher muß man einen wesentlichen Unterschied machen zwischen Gruppen, deren geistige Verwandtschaft sowohl auf ähnlicher Entwicklungsfähigkeit wie auf ähnlicher Entwicklung beruht, und solchen, bei denen sie aus einer ähnlichen Entwicklung trotz der sehr unähnlichen Entwicklungsfähigkeit hervorgeht.

Haben z. B. viele mittelmäßige Leute, durch Reichtum, Herkunft oder Protektion unterstützt, eine gewisse ästhetische und wissenschaftliche Bildung spielend erworben, welche derjenigen gleichkommt, die ein begabter, aber sehr durch Armut und geringen Stand gehemmter Mensch erlangte, so erzeugt diese ähnliche Bildungsstufe eine gewisse geistige Verwandtschaft, die zwar nicht ganz wertlos, aber sehr oberflächlich und verhältnismäßig wenig fruchtbar ist. Wirklich tief und schöpferisch kann die geistige Verwandtschaft nur dann werden, wenn die Ähnlichkeit der Bildung und Entwicklung zum größten Teil aus der Ähnlichkeit der Anlagen entstanden ist. Daher kann die äußere und innere Anschauung der Menschheitsentwicklung um so harmonischer, organischer, künstlerischer und religiöser wirken, je mehr die Stufenleiter ihrer Entwicklungsgruppen aus geistigen Verwandtschaften sowohl der Anlage wie der Entwicklung hervorgegangen sind.

Hierdurch erhält das panidealistische Gewissen ein bestimmtes umfassendes Willensideal: das Panideal einer religiös künstlerischen Mitgestaltung der Menschheit durch größtmögliche Bekämpfung aller solcher äußeren, insbesondere aller politischen, nationalen, rassenhaften, standesartigen und ökonomischen Faktoren, welche die Entstehung einer möglichst harmonischen, auf Ähnlichkeiten der Anlage und deren Entfaltung beruhenden Stufenleiter der geistigen Gruppenentwicklungen behindern. —

Das negative Ziel der Bekämpfung der äußeren Hindernisse und Hemmungen der panidealistischen Menschheitsentwicklung kann nur in engster Verbindung mit einer äußerst gewissenhaft abstufenden, differen-

zierenden Berücksichtigung der unterschiedlichen Arten und Grade angeborener Entwicklungsfähigkeit und verwirklichter Entwicklung verfolgt werden.

Soviel man auch wenig Entwicklungsfähigen und Stumpfen liebevolle Sorgfalt zuwenden soll, beansprucht das panidealistische Gewissen für die geistiger und schöpferischer Veranlagten womöglich eine noch größere Berücksichtigung und Teilnahme. —

Dies wird dadurch erleichtert, daß die Anzahl der Begabten stets ungleich geringer ist, als die der Durchschnittsanlagen und Mittelmäßigen. —

Insbesondere soll den größten Förderern der geistigen Menschheitsvervollkommnung, den bahnbrechenden Forschern, Künstlern, Religionsstiftern, Kulturgestaltern und andern gottbegnadeten Schöpfern, die allergrößte Berücksichtigung ihrer besonderen Schaffensbedürfnisse und Lebensnotwendigkeiten zuteil werden.

So sehr das panidealistische Gewissen allen Anlagen und Stufen der Entwicklung seine Teilnahme zuwendet, liegt ihm eine starre Gleichmäßigkeit des Mitgefühls vollkommen fern. Ja, es läßt vielmehr an alle, die da Ohren haben zu hören, den Ruf ergehen, man solle gegen jede Gleichmacherei des Wertens und Fühlens und ebenso gegen deren primitive Diffenzierung einen kraftvollen und unermüdlichen Kampf aufnehmen.

Die Größe der Liebe, der Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft soll sich ebenso nach der Größe der positiven Anlagen und Entwicklungsstufen richten, wie der Grad des widerstreitenden Gegengefühls und der Abwehr nach der Größe der negativen.

Für das panidealistische Gewissen ist die Bevorzugung roher, entwicklungshemmender Menschen solchen gegenüber, welche feinfühlig und menschheitsliebend sind, eine Sünde gegen den heiligen Geist.

Für das neue Gewissen ist die Bevorzugung der höheren und höchsten Entwicklungsstufen, also vor allem die ständige, eine jede andere überbietende Berücksichtigung der panidealistischen Menschheitsentwicklung unter allen Willensantrieben, die sich auf das irdische Leben beziehen, der heiligste. Ihm müssen früher oder später die abergläubischen, vorurteilsreichen Wertungen und Machtverteilungen weichen, die nach Rassen, Völkern, Ständen, Staaten und Kirchen vorgenommen werden. Dies soll und muß erkämpft werden!

In Hinkunft muß für Art und Weise der Erziehung, Vervollkommnung und sozialen Wirksamkeit des Einzelnen nach Maßgabe seiner Anlage, Entwicklung und Bedeutung für die Menschheitsförderung gesorgt werden. Bei dieser abstufenden, die höhere Seele bevorzugenden, umfassend sozialen Rücksichtnahme darf eine Begünstigung mit Hinblick auf Stand oder Rasse, Volk oder Kirchengemeinschaft nicht den geringsten Raum finden.

Man denke ja nicht, daß zur Erreichung dieses Zieles ein Volksbeschluß, eine Regierungsanordnung oder irgendwelche äußere Institutionen hinreichen würden. Solche Völker und Regierungen können übrigens nicht plötzlich entstehen, bevor noch eine allgemeine Wandlung des Geistes stattgefunden hat. Die besten, vollkommensten Meißel und Werkzeuge in der Hand eines seelenlosen, schlechten Bildhauers helfen nur arge Fratzen hervorzubringen. So vermag selbst das beste Programm, selbst die vielversprechendste Institution nur Karikaturen des „Fortschritts" zu erzeugen, solange sie nicht von einer wachsend umwälzenden geistigen Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft beseelt und in die richtige Bahn gelenkt werden. Daher wiederhole ich nochmals, daß die allmähliche Verdrängung entwicklungshemmender Gesellschaftsordnungen zugunsten einer lediglich nach panidealistisch geistigen Maßstäben abstufenden Wertung und Verteilung sozialer Einflüsse in erster Linie von dem erzieherischen und umfassend sozialen Inslebenrufen eines panidealistisch-differenzierenden Gewissens abhängig ist! —

Das gnostisch-scholastische Gewissen (nicht zu verwechseln mit einer Theorie des Gewissens) hatte es nicht nur auf eine starre, unbedingte Gleichheit der Liebe abgesehen, sondern erhob die absolute, unterschiedslose Billigung der Liebe und des Mitgefühls und eine ebenso absolute Mißbilligung der selbstheitlichen Vorgänge, wie der Gegengefühle, zum unantastbaren Dogma. War es doch obendrein allzulange und zu sehr von einer urprimitiven Denkweise beherrscht, die willig, gerne und träge von allen Menschenunterschieden absieht, mithin auch keine geistige Energie aufbringen kann, die wundersam zarten Schattierungen, Arabesken und Abweichungen innerhalb derselben Gefühlstypen ins Auge zu fassen und sowohl moralisch wie künstlerisch, religiös, erzieherisch und sozial zu berücksichtigen.

Es wurde daher im vorliegenden Werke der Versuch unternommen, die Selbstheit, die Mitgefühle und die Gegengefühle in einer individualisierenden Forschung zu ergründen, einer möglichst abwägenden, entwicklungspsychologischen Kritik zu unterwerfen.

Da zeigte es sich, daß selbst die Wertungsnivellierung kaum größere Verheerungen in der Entwicklung Einzelner und der Menschheit anrichtete als die Unkenntnis der selbstheitlichen Vorgänge, wie der Mitgefühle und Gegengefühle, insbesondere die falsche und häufig generalisierende Beurteilung ihres Wertes und Unwertes für die individuelle und menschheitliche Lebenserhaltung und Seelenvervollkommnung. Einerseits werden Selbstsucht und Haß seit unvordenklicher Zeit in den Himmel erhoben, anderseits begünstigte das gnostisch-scholastische Gewissen, zum Teil auch der Buddhismus, eine verallgemeinernde Verwechselung unumgänglicher und sowohl für Erhaltung wie für Entwicklung der Mitmenschen notwendiger Triebe und Handlungen der Selbsterhaltung mit der verwerflichen Selbstsucht. Um das Maß der Verallgemeinerung vollzumachen, identifiziert es zugleich die liebevolle und menschheitsfördernde, wenn auch teilweise hemmende oder zerstörende, gegen entwicklungsfeindliche Faktoren gerichtete Abwehr mit Haß und Grausamkeit. Überdies werden von ihm alle Richtungen des Mitleids, der Mitfreude und der Liebe als ausnahmslos göttlich und heilig anerkannt und hochgehalten. Nun hat aber die sehr eingehende Untersuchung in diesem Werke ergeben, daß zahlreiche Arten der als Selbstsucht verschrieenen Formen der Selbsterhaltung und der als Haß und Grausamkeit in Verruf gebrachten Gestalten des Gegengefühls und der Abwehr weder selbstsüchtig noch gehässig sind und der Erhaltung und Vervollkommnung, sowohl des Einzelnen wie der Menschheit, dienen. Dagegen hat es sich gezeigt, daß eine desorientierte, primitive und rohe Handhabung und Lenkung des Mitleids, der Mitfreude, der Liebe in einer großen Zahl der Fälle und Weisen die Erhaltung und die Entwicklung der einzelnen Menschen, der kleineren oder größeren Gruppen und der gesamten Menschheit mehr oder minder hemmt und häufig verhängnisvoll schädigt.

Weder das wilde, noch das griechisch oder orientalisch antike, noch das gnostisch-scholastische Gewissen haben der unabsehbaren Mannigfaltigkeit der unterschiedlichsten, oft entgegengesetzten Lebenswirkungen Rechnung getragen, die von einem und demselben Gefühlstypus, wie z. B. von der

Liebe oder vom Gegengefühl, ausgehen. Gerade diese Verschiedenheit in der fördernden oder schädigenden Kraft, welche der unabsehbaren Mannigfaltigkeit der jeweiligen Beschaffenheiten, der besonderen, individuellen Inhalte, der Richtungen und Umgebungen einer typischen Gefühlsart entspringt, will das panidealistische Gewissen nach Möglichkeit berücksichtigt sehen.

Ebensowenig wie es zur gleichen, nivellierten Liebe, Behandlung und Berücksichtigung aller Menschen auffordert, wünscht es die absolute Billigung einer jeden Richtung des Mitgefühls und der Liebe oder die unbedingte Mißbilligung aller Gefühle und Triebe, welche fälschlicherweise den Gebieten der Selbstsucht und des Hasses beigezählt werden.

Es heischt und billigt solche Richtungen des Mitgefühls und der Liebe, der Selbstheit und des Gegengefühls, die der mitmenschlichen Vervollkommnung und der panidealistischen Menschheitsentwicklung dienen wollen — verwirft dagegen solche, die dergleichen Rücksichtnahme nicht wünschen oder ihr sogar entgegen sind. —

Gleich einem gerechten Richter kann das Gewissen nur für ein Verhalten zur Verantwortung ziehen, welches aus einer Absicht hervorgegangen ist.

Für die psychologische Unkenntnis und die ihr entsprungene falsche, mißverständliche, entwicklungsschädigende Behandlung der Mitmenschen und seiner selbst macht das panidealistische Gewissen nur insoweit verantwortlich, inwiefern sie auf einer freiwilligen, bewußten Unterlassung der psychologischen Ausbildung eigener Menschenbeobachtung und Menschenkenntnis beruht.

Freilich vermag nicht jedermann ein tiefgründiger Seelenforscher und Menschenkenner zu werden. Aber, wie es fast allen normalen Durchschnittsmenschen gegeben ist, sich nach Maßgabe der individuellen Kräfte im Rechnen und in der Physik wenigstens einige notwendige Geschicklichkeit zu verschaffen, ohne über Anlagen eines Newton und Lagrange zu verfügen, so wäre es einem jeden normal Entwicklungsfähigen möglich, durch fleißige Beobachtung und Aneignung wissenschaftlich-psychologischer, ethnologischer und kulturhistorischer Ergebnisse der Wissenschaft die instinktive Menschenkenntnis um ein beträchtliches zu vergrößern und zu erweitern.

Bedenkt man, wie sehr die Fähigkeit zu beobachten, zu erkennen und zu verstehen von den Motiven, Trieben und Wünschen abhängt, so muß

es einem klar werden, daß ein Gewissen, wie das panidealistische, das instinktive Verlangen nach wirklichem Erfassen menschlicher Seelenbedürfnisse gewaltig erhöhen und infolgedessen Fleiß und Energie im Beobachten und Erforschen verschiedenster Anlagen und Entwicklungen in hohem Maße fördern wird.

Anderseits muß das Wachstum dieses Gewissensverlangens früher oder später zur Gründung von Institutionen führen, die ihm mit steigendem wissenschaftlichem und allgemein geistigem Fortschritt mehr und mehr hilfreich entgegenkommen werden.

Da dieses Verlangen nach psychologischem Verstehen und Wissen zum großen Teil dem panidealistisch ethischen, künstlerischen und religiösen Wunsche nach möglichst naturwahr und gerecht abstufender Berücksichtigung und Förderung der Entwicklung Einzelner und Gruppen entspringt, so wird sein intellektueller Anstoß durch die Gewalt der vielen anderen Triebe mächtig gesteigert. Es ist eben Wissensbedürfnis, Menschenliebe, Barmherzigkeit, Hilfsbereitschaft und Menschheitsliebe in einem.

Um so gewisser und unvermeidlicher muß es zur Gründung der Institutionen führen, welche den panidealistischen Idealen mit immer größerer und vielseitigerer Vervollkommnung der Mittel und Ziele dienen werden.

Der stärkste Anstoß hierzu wird zunächst sogar nicht vom psychologischen Wissensdurst des panidealistischen Gewissens ausgehen, sondern von dessen Verlangen nach abstufender erzieherischer und sozialer Berücksichtigung der verschiedenen, insbesondere der schöpferischen Anlagen und Entwicklungen.

Meine Seele verläßt die Stätten der Wildheit, wo die besten Kräfte und die größten Schöpferanlagen, dem Zufall, der Stumpfheit, der Roheit preisgegeben, so oft verkümmern, erlahmen oder zugrunde gehen.

Sie schaut eine neue, eine panidealistische Kultur, in der das Suchen, Finden, Fördern schöpferischer Geister zur Hauptquelle der Erziehung geworden ist, in der alle Ströme der pädagogischen Tätigkeit Ursprung haben.

Ihren Blicken zeigt sich ein Kranz von größeren und kleineren Gärten, aus deren mächtigen Baumgruppen ernste, edle Bauten hervorschimmern, deren Antlitz alle Züge einer gewaltigen wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeit offenbart.

Es ist eine allumfassende Akademie, die sechs Hauptziele verfolgt:

1. Das Ergründen der schöpferischen Arbeit auf allen Gebieten der menschlichen Seele.

2. Das Erforschen individueller Entwicklungsweisen der geringeren und größeren Begabungen und der Bedingungen, unter welchen deren Vervollkommnung und Schaffen am besten gedeiht.

3. Das Erforschen der bestmöglichen Wege und Weisen, genial Veranlagte oder bereits schöpferisch Entwickelte zu erkennen und zu suchen.

4. Die Gefundenen ihrer größtmöglichen Vervollkommnung entgegenzuführen.

5. Die dafür Geeigneten durch Einführen in die Erforschung neugestaltender Geister, durch Teilnehmen an dieser zu Geniefindern oder Erziehern auszubilden.

6. Die Finder auf die heilige Suche nach den Kindern und Gereiften auszusenden, in denen eine große und schöpferische Seele Verständnis und Hebung ihrer verborgenen Schätze ersehnt.

Es wäre ein recht naives Unterfangen, rein intuitiv, ohne Zuhilfenahme reichster Erfahrung und tiefer, vielseitiger Kenntnis der psychischen und sozialen Naturgesetze, durch die das menschliche Neuschaffen und die individuelle Seelenvervollkommnung beherrscht wird, ins Unbekannte auszuziehen, um auf gut Glück unter Kindern und Erwachsenen geniale Ausnahmen zu suchen. Die Geniefinder werden auf einer Seelenkenntnis fußen müssen, wie sie teilweise im „Panideal" angebahnt und vorbereitet wurde.

Die hier angebahnte Erforschung des Gewissens, des Schaffens, der Religion, der Gefühle, der Menschheitskunst wird durch möglichst spezialisierte Anwendung auf die großen Gebiete der Kunst und Wissenschaft und insbesondere auf die konkrete Entwicklung verschiedenster schöpferischer Anlagen zu einer unabsehbar erweiterten Psychologie der Talente und Schöpfer anwachsen. Im Zusammenhang damit werden auch die geringeren und durchschnittlichen Individualkräfte und deren Verhältnis zu den neuschöpferischen ergründet werden. Es ist ersichtlich, daß eine panidealistische, vom neuen Gewissen beherrschte Akademie der Ausnahmen diese große Aufgabe überaus fruchtbar fördern müßte. Nicht verhutzelte, an allerlei scholastischem Kram und Getüftel hangende Schulmeister, sondern nur geniale Menschen, mit freier, künstlerischer und tiefreligiöser Seele, mit größter Fähigkeit abstufenden Schattierens und Gestaltens könnten diesen neuen Stern der Menschheitsentwicklung in lebendige Bewegung setzen:

Physiker, Mathematiker, Astronomen, Biologen, Seelenforscher, Erfinder, Soziologen, welche nicht nur der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen verstehen, sondern vielseitig visionären Einblick haben in das reichverzweigte Getriebe der geistigen Zustände, aus denen bahnbrechende Gedanken geboren werden . . . Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer, Baumeister, Menschheitskünstler, die, durch Erfahrung, Forschung, Phantasie und umfassende Kenntnis menschlicher Arbeitsgebiete zur Gestaltung des neuschaffenden Geistes gedrängt, völlig neue, vorbildliche Schöpferseelen in ihren Kunstwerken hervorzaubern . . .

Womöglich werden genial Veranlagte schon in der Kindheit der Akademie zur Obhut und Erziehung übergeben werden. Denn nur hier können sie einen Verkehr finden, der durch Hoheit des Geistes und Mannigfaltigkeit bahnbrechenden Schaffens am besten geeignet

ist, die wesentlichen Fähigkeiten zu wecken und zu vollem Bewußtsein zu bringen. Der Einfluß, welcher von der Verschiedenheit der großen Menschen ausgehen muß, wird die kindlichen und die reiferen Zöglinge vor einseitiger Nachahmung und Überschätzung der einen oder andern Arbeitsweise bewahren. So wird auch eine jede von den Kräften, die in der Akademie einen oder mehrere schöpferische Vertreter hat, auch in den Seelen der Heranreifenden nach Möglichkeit zur Entfaltung gelangen.

Um die Erfahrung, den psychologischen Gesichtskreis und das Mitgefühl der jungen Zöglinge zu erweitern, wird man sie in den gewöhnlichen Schulen als Lehrkräfte zum Unterricht heranziehen.

Da geniale Menschen gewöhnlich frühreif sind, so wird deren pädagogische Mithilfe für die abstufende Berücksichtigung und Individualisierung in der Erziehung durchschnittlicher Kinder von größtem Belang sein. Sie werden in dieser Hinsicht vielfach mehr und ungleich Wertvolleres leisten als erwachsene, aber mittelmäßige Lehrer. —

Die Güte und Religiosität, die Poesie und Selbständigkeit der kindlichen Genies und die Stimmung des Ungewöhnlichen, Geheimnisvollen, Wunderbaren, das sie umschwebt, wird sich auch den durchschnittlichen Kindern mitteilen, deren Eifer und Begeisterung anspornend und die panidealistische Liebe erhöhend. —

Eine der edelsten und herrlichsten Aufgaben der Akademie wird es sein, Lehrer und Eltern, Richter und Ärzte und alle, alle, die sich nur an sie wenden, psychologisch zu beraten und solcherweise die abstufende, bevorzugende Wertung auch unmittelbar im panidealistischen Sinne zu fördern. Niemand soll in Zukunft einer solchen Hilfe entraten, die noch wichtiger und unentbehrlicher ist als die Hilfe des Arztes. Wird ihre Unentbehrlichkeit vorläufig selten und wenig empfunden, so muß dieses Gefühl in einer panidealistischen Kultur unter dem mächtigen Ansporn des neuen Gewissens gewaltig wachsen. Dieses selbst wird die Menschen veranlassen, bei den Besten Belehrung über die eigenen produktiven Anlagen oder über die ihrer Kinder oder Pflegebefohlenen und Freunde zu suchen und besonders vor wichtigsten Entscheidungen in Sachen der Berufsergreifung, Erziehung und Selbsterziehung bei ihnen Rat zu holen.

Dem Grundsatz abstufender Entwicklungsberücksichtigung gemäß wird die Akademie der Ausnahmen auch die fruchtbaren Anlagen des

Durchschnitts nach Möglichkeit zu entfalten suchen. So wird sie zur Ausbildung guter Lehrkräfte für den gewöhnlichen Schulunterricht mit Rat und Tat beisteuern und auch in Feststellung und Beurteilung der belangreichen Begabungsunterschiede, die unter mittelmäßigen Schülern bestehen, entscheidende Hilfe leisten.

Diese segensreiche Führung und Beeinflussung seitens der Akademie der Ausnahmen muß selbstverständlich auch den Zöglingen und Lehrern der Arbeiterschulen in hohem Maße zuteil werden. Gerade in Erziehungsanstalten, in denen der Sinn für rein geistige Werte durch sehr ausgiebige Ausbildung manueller Fertigkeiten und deren nüchterner Nutzanwendung stark in den Hintergrund gerückt werden könnte, muß eine sehr behutsame und eindringliche Erziehung des Gewissens und des psychologischen Urteilens im Sinne einer geistig abstufenden Rücksichtnahme auf Menschen und Dinge eingeführt werden. Vor allem darf nicht, wie es heute nur allzuoft geschieht, der entmutigende und verrohende Glaube an eine dualistische Kluft zwischen „physischer" und „geistiger" Menschenarbeit im Bewußtsein großer Massen fortwuchern. Man sollte schon jetzt die Arbeiter und die Halbgebildeten aller Stände darüber aufklären, daß es ebensowenig eine rein physische wie eine rein geistige Menschenarbeit gibt. Dies wäre für die Beseitigung des verhängnisvollen Vorurteils unumgänglich, welches einen Großteil der Menschheit in „physische" und „geistige" Arbeiter zerfallen läßt, denen fast keine seelischen Gemeinsamkeiten des Interesses, der Phantasie, des Gewissens, der Liebe und des religiösen Empfindens innewohnen. Wohl darf man der gedanklichen Kürze und Bequemlichkeit halber eine solche sprachliche Einteilung in Arbeitsarten vornehmen, aber die Wirklichkeit darf nicht mit der Nomenklatur verwechselt werden. —

Man denke nur, welche Herabminderung der Selbstachtung und welch abstumpfende Unterschätzung der eigenen Seelenkräfte durch die Suggestion von rein physischer, mithin völlig geistloser Arbeit in das Leben zahlloser Arbeiter künstlich eingeführt wird! Diese Suggestion zum Massenglauben erhoben, erzeugt in den „physischen" Arbeitern gewaltige innere Entwicklungshemmungen, welche nicht selten zu größter Verrohung und geistiger Verwahrlosung führen.

Den Zöglingen der Arbeiterschulen muß gezeigt werden, wie die Verschiedenheit der physischen Arbeit aus den Unterschieden in geistiger Anlage und Entwicklung entsteht. Sie müssen verstehen lernen, wie die größeren und kleineren Abweichungen in Gestalt und Vollendung der bescheidenen Ergebnisse „physischer" Anstrengung zum großen Teil ebenso von seelischen, wenn auch geringern Eigenschaften abhängen, wie die großartigsten Schöpfungen eines Malers oder Bildhauers. Aber man wird es nicht bei bloß allgemeiner Aufklärung darüber bewenden lassen. Ein möglichst anschauliches, psychologisch individualisierendes Bild unterschiedlichster Arbeitsweisen innerhalb einzelner Berufe wird vor Arbeiterschülern entrollt und so die Fähigkeit geweckt werden, auch höhere Schaffensgebiete zu würdigen und zu lieben. An Hand der von ihnen erworbenen Handwerkskenntnisse, wo und wann möglich unter Zuhilfenahme einer allgemeineren, populären Psychologie und Geschichte des Schaffens, wird man sie in feiner schattierende Wertungsweisen einführen und ihr Gewissen zum abstufenden Panidealismus erheben.

Je mehr die großen Massen an Fähigkeit verlieren, Achtung vor äußeren Abzeichen der Macht, vor Rang und Würde, Stand und Amt zu empfinden, vor Merkmalen, die ihnen wenigstens Ahnungen einer geistigen Wertung gewährten, desto dringender wird die Notwendigkeit, ihnen in möglichst anschaulicher und zugänglicher Weise den unermeßlichen Lebenswert wirklich geistiger und schöpferischer Seelenunterschiede vor Augen zu führen. Wird nicht an Stelle der illusorischen, primitiven Wertabstufung eine höhere panidealistische treten, dann muß die blinde Menge in den Abgrund der völligen Gleichgültigkeit in bezug auf geistige Unterschiede gestürzt und die Menschheitsentwicklung ernstlich bedroht werden. —

Es ist ersichtlich, daß der Akademie der Ausnahmen auch die große Aufgabe zufallen wird, die Arbeitsweisen geringerer Berufe und mittelmäßiger Menschen aufs genaueste zu erforschen und die Bedingungen zu finden, unter denen die Schaffenskräfte des Durchschnitts und der Geringsten ihrer größtmöglichen Vervollkommnung zugeführt werden könnten. Daraus wird sich auch die psychologische und soziologische Ergründung der fruchtbarsten Wechselbeziehungen zwischen Einzelnen und Gruppen von allen Stufen der Entwicklung ergeben. —

Es wurde bereits im vorliegenden Werke mit der Ergründung der allgemeinen Gesetze und Entwicklungsbedingungen aller, insbesondere der künstlerischen, wissenschaftlichen und menschheitsgestaltenden Arbeit begonnen. Es ist also schon gegenwärtig möglich geworden, mit Hilfe der hier aufgedeckten Arbeits- und Schaffensgesetze die Unterschiede in produktiven Anlagen und Entwicklungen, die unter einzelnen Seelen und unter großen Kulturgruppen bestehen, zum Teil klarer und exakter festzustellen. Daher wird sich mit dem Erstarken des panidealistischen Gewissens die Seelenforschung einem unabsehbaren Ausbau der neuen Schaffenserkenntnisse mehr und mehr zuwenden und im Zusammenhang damit der wachsenden Entfaltung auch der anderen Zweige panidealistischer Forschung widmen. Denn die psychologischen Errungenschaften des „Panideal" auch auf dem Gebiete der Moral und der Gefühle können der abstufenden Beurteilung und Wertung unterschiedlichster Arbeitskräfte schon jetzt hilfreich entgegenkommen.

Die aristokratischen und scheindemokratischen Regierungsformen müssen früher oder später zusammenbrechen. Die ersteren sind zum Teil auf der standesartigen und muskelkraftdienerischen Wertdifferenzierung aufgebaut, die andern auf einer Empörung dagegen und einer altmystischen Identifizierung der individuellen Eigenschaften.

Beide mehr oder minder bewußt gegen den Geist gerichtet und dessen Herrschaft befürchtend, hemmen seit alters her die natürliche, gesunde Entwicklung der Wertung und Machtverteilung nach Maßgabe der seelischen Eignung und Begabung. Nicht nur Genie und Talent, auch die besten Kräfte des Durchschnittsmenschen müssen darunter unsäglich leiden und in den meisten Fällen der Vernichtung anheimfallen.

So graben sich beide Regierungsarten selbst ihr Grab, indem sie Erhaltung, Entwicklung und Macht der Schöpferischen und Edlen überaus schmälern und in der Masse nicht nur Gleichgültigkeit, sondern häufig Verachtung der seelischen Überlegenheit gegenüber heranzüchten.

Je mehr sich eine derartig bearbeitete, entgeistete Masse ihrer politischen und roheitlichen Macht bewußt wird, desto mehr muß sie sich sowohl gegen ihre wirklichen Verblödungsherrscher und Ausbeuter wie gegen die geistigeren Kräfte, Menschen und Gruppen wenden. Der natürliche, unausrottbare Trieb, zu bevorzugen, durch Verrohung,

Unbildung und Verdummung irregeführt, wird die künstlichen Schranken scheindemokratischer Gleichheitsgebote gewaltsam überschreiten, der Wahlverwandtschaft folgend, die Hefe der menschlichen Gesellschaft auf den Thron erhebend. Schon jetzt sind wir Zeugen einer solchen Erhebung. Zunächst hat es den Anschein, als wäre sie lediglich gegen die bisherigen Formen der Regierung und der bisherigen Klassenmacht gerichtet. Diese Täuschung, an die gewiß auch zahlreiche Mitglieder alles zermalmender Horden glauben, rührt daher, daß die echte Geistigkeit bislang nicht ans politische Ruder zu kommen vermochte. Aber in Wirklichkeit führen die neuen Kulturherostrate einen ähnlichen Kampf gegen die Macht der seelisch Hervorragenden und die geistige Wertberücksichtigung wie die Aristokratie und Geldherrschaft. Ihr Vorstoß gegen das Vorschreiten des Geistes ist aber noch umfassender, blinder und furchtbarer, weil er großenteils von den rohesten und blutrünstigsten Hassern sowohl einer sozialen wie einer seelischen Überlegenheit ausgeht. So sieht sich jetzt die fast gar nicht organisierte Gruppe Entwicklungsliebender, welche unter allen Rassen, Völkern, Berufen, meist ohne einander zu kennen oder zu helfen, verstreut leben, nicht nur ihren alten Ausbeutern, der Aristokratie und dem Kapitalismus, sondern auch einem neuen, noch wilderen und rücksichtsloseren Feinde und Bedrücker gegenüber: der Kakokratie.

Soll die Menschheit nicht auf die Stufe von Affen herabsinken, müssen sich wenigstens die edelsten, beseeltesten Ausnahmen in einem gemeinsamen Panideal zusammenfinden. Ich glaube zur Genüge gezeigt zu haben, daß dieses von einer Beschaffenheit sein muß, die von den Grundübeln des Menschengeschlechtes, d. h. sowohl von der äußerlich abstufenden wie der gleichmachenden Primitivwertung und den auf sie gestützten Gesellschaftsordnungen weg, zum wachsend verfeinerten und objektiven Wertabstufen und einer ihm gemäßen Gemeinschaftsbildung führen könnte.

Nur dann wird das Bewußtsein vom schöpferischen Werte des Geistes auch in die Großmassen allmählich einsickern und der Haß auf seelische Überlegenheit in ungleich engere Schranken gedrängt werden. —

Schritt vor Schritt wird die heroische und zugleich unermüdliche Arbeit der Besten an der panidealistischen Umwälzung des Gewissens, der Kunst

und Religion zur entsprechenden Neugestaltung der rechtlichen, ökonomischen und regierungsartigen Gesellschaftsformen führen. Nach und nach müßten, durch diese wahrhaft apostolische Wirksamkeit vorbereitet, durchgeistigte Gemeinschaftswesen entstehen, deren herrschende und amtende Vertreter mehr durch ihre religiöse, künstlerische, naturwissenschaftliche, psychologische Entwicklung als durch Titel, Würde und Prunk hervorragen würden. Aber man glaube ja nicht, daß ich hier der altbekannten Utopie von der Herrschaft der Philosophen, der „Weisen" oder gar der „Tüchtigsten" im bisherigen Sinne das Wort rede. Es ist wohl denkbar, daß hier und da die Natur einem Forscher oder Künstler auch die Gabe des Herrschens, der praktischen Gemeinschaftführung verleihen wird. Aber auf solchen vereinzelten, seltenen Glücksfällen vermag keine Gesellschaftsordnung aufgebaut zu werden.

Man wird die vorhandenen Anlagen praktischen Gesellschaftsgestaltens durch entsprechende Erziehung und Schulung zur besonderen Wissenschaft und Kunst erheben müssen. Wie an andere Denker und Künstler, werden auch an die Sozialgestalter hohe wissenschaftliche, moralische, religiöse Anforderungen gestellt werden. Aber zu ihren unerläßlichen Eigenschaften wird auch eine spezifische Kunst des praktisch sozialen Schaffens gehören. Diese wird ihrem Amte die suggestive Macht einer phantasievollen, stimmungsreichen Arbeit und eines edlen, religiösen Gefühls verleihen.

Als eine ihrer vornehmsten Aufgaben wird die panidealistische Akademie der Ausnahmen die Heranbildung der schöpferischsten Geister unter den sozial-künstlerisch Veranlagten übernehmen. Anderseits wird schon in den Schulen durch Unterricht und Übung in der Physiognomik und Psychologie der Regierungskünste ein ähnliches Verständnis der Allgemeinheit für diese Schaffensfelder erzeugt werden, wie durch das Ergründen der anderen Arbeitsgebiete Verständnis für Dichtung, Plastik und Religion. So wird eine Wählerschaft heranwachsen, die verstehen wird, Spreu vom Weizen zu sondern und den wirklich berufenen Kräften die Führung und Gestaltung der praktischen Gemeinschaftsverhältnisse zuhanden zu geben. Es wird aber auch an solchen Kräften nicht fehlen, wenn der panidealistische Geist der Wähler sie wecken, die panidealistische Akademie der Ausnahmen sie zur Blüte heranbilden wird.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Berichtigungen

Band I

Seite 11, Zeile 21 von oben: lies „die Sehnsucht der Mystiker ist“ statt „die Sehnsucht der Mystiker sind“.

Seite 21, Zeile 7 von oben: lies „in eine differenzierende Wertungsweise“ statt „in eine differenzierende“.

Seite 204, Zeile 17 von oben: lies „Saiten“ statt „Seiten“.

Seite 268, Zeile 4 von unten: lies „altruistischer meist“ statt „altruistischer, meist“.

Seite 316, Zeile 13 von oben: lies „Komplementierung“ statt „Komplimentierung“.

Seite 323, Zeile 19 von oben: lies „Inclusion“ statt „Hinzufügung“.

Band II

Seite 18, Zeile 21 von oben: lies „psychologisch“ statt „pschologisch“.

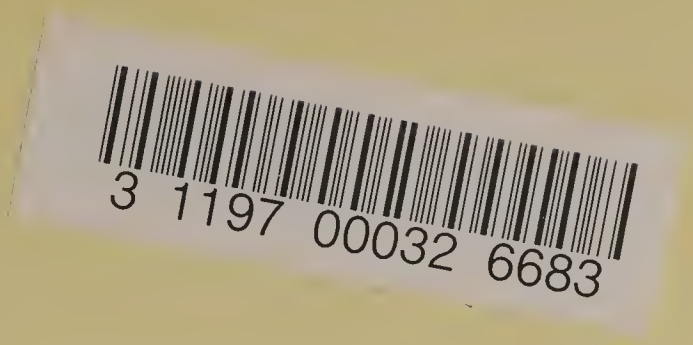
Seite 61, Zeile 14 von unten: lies „Maschinendruck“ statt „Maschinenausdruck“.

Seite 67, Zeile 8 von unten: lies „ein jeder ruhmesbedeckte“ statt „ein jeder ruhmesbedeckter“.

Seite 353, Mitte: lies „Das Weltbild des griechischen Denkers“ statt „Denkens“.

DATE DUE

DEMCO 38-297


3 1197 00032 6683